Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Digitale Sammlungen

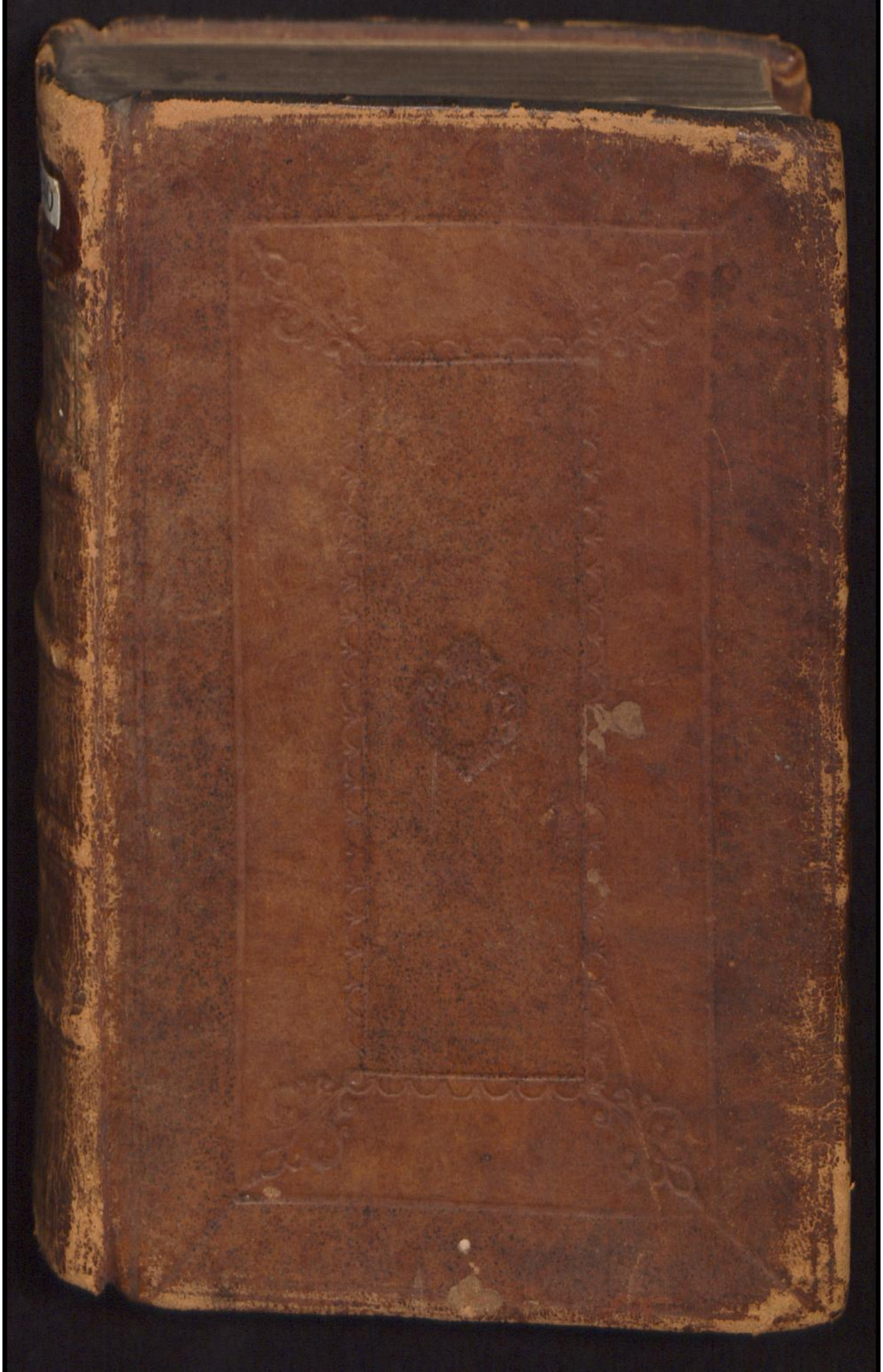
1767

Visual Library

Brem.c.340

Neues Bremisches Magazin

2.



+
2034

Brem: c. 340.

Brem. c. 340

Neues Bremisches Magazin

zur

Ausbreitung der Wissenschaften, Künste und Tugend;

mehrentheils aus den Englischen Monatsschriften gesammlet und herausgegeben.

BIBLIOTH. BREMENSIS

Des zweyten Bandes erstes Stück.

Bremen,
verlegts Georg Ludewig Förster, 1767.

Inhalt

des ersten Stücks im zweiten Bande.

I. Von der Circulation des Nervensafts. Seite 1

II. Entsetzliche Begebenheiten und wunderbare Erhaltung des Kap. David Harrison auf seiner Seereise. 11

III. Beispiel einer abscheulichen Undankbarkeit. 30

IV. Beschluß des Lebens Johanns Sobieski, Königs von Polen. 41

V. Nachricht von einem dem Hrn. Swift in Irrland errichteten Denkmahl. 77

VI. a Eine Anekdote von dem Ritter R. Steele. 82

VI. b Johan Cooks Nachricht von dem so genannten Kukuks-speichel. 86

VII. Eine seltsame Art Busse. 91

VIII. Nach-

Inhalt.

VIII. Nachricht von der neuen Römischen Mosaischen Arbeit. Seite 97

IX. Warum das Weibchen des Kukuks ihre Jungen durch andere Vögel ausbrüten läßt. 102

X. Fortsetzung der unpartheiischen und kurzgefaßten Nachricht von dem Ursprunge und Fortgange des letzten Krieges. 106

XI. Bremische Litteratur- und Kirchen-Neuigkeiten. 137

XII. Unfruchtbare Bäume fruchtbar zu machen. 191

XIII. Ein neues Palliativ bei dem Podagra. 197

XIV. Ein Blasenstein dessen Kern eine Weizenähre war. 202

XV. Daß Geheimniß der Zubereitung des Tusches entdecket. 204

XVI. Vermischte Nachrichten. 209

XVII. Anzeigen und Auszüge der neuesten Englischen Bücher. 222

***

I. Von

I.

Von der
Circulation des Nervensafts.
Aus der Historie der Königl. Akademie der Wissenschaften in Paris, für das Jahr 1759.

Es ist nunmehr eine fast allgemeine Meinung, daß alle unsre Bewegungen und Empfindungen, vermittelst einer subtilen Feuchtigkeit, welche aus dem Gehirn kommt, und sich von demselben durch alle Nerven verbreitet, bewerkstelliget

werden. Ist aber diese Feuchtigkeit in ihren unendlich feinen Röhren nie sonst in Bewegung, als wenn wir eine Empfindung haben, oder eine Bewegung vollbringen? Stehet sie ausser diesen Fällen stille, oder beweget sie sich immerfort, und zwar in einem Kreislaufe, dergestalt, daß die aus dem Gehirn herausgegangene Theilchen, vermittelst dieser Bewegung zu demselben wieder zurück gebracht werden? Kein Mensch, ausser Hr. von Haller, hat dieses bisher gesagt, oder sich in den Sinn kommen lassen.

Boerhave glaubte, daß die bewegende Nerven sich in eine Art Zellchen endigen, und daß ein Theil der Geister des Nervensafts, welcher die Nerven in Bewegung setzt, nach der Zusammenziehung des Muskels durch unmerkbare Oefnungen oder Pori davon fliegen, der übrige Theil dieser Geister aber in kleine Aederchen gehe, welche sie in die Blutadern führen. Andere meinen, daß die Geister durch eine hin und her schwingende Bewegung, in denselben Röhren, welche sie vom Gehirn hergeführet, auch zum Gehirn wieder zurück kehren: andere, daß sie in den Flechsen oder Tendons ihr Behältniß finden: andere endlich, daß diese Geister oder Flüßigkeit, fluidum, durch die ganze Haut, und in den grossen Höhlen des Körpers verbreitet sind. Hr. Bertin aber will beweisen,

daß

daß der Nervensaft oder die Lebensgeister circuliren; daß dieselbe, wie sie aus dem Gehirn kommen, so auch durch die Nerven zu demselben wieder zurückkehren; Kurz, er will den Lauf dieser Flüßigkeit zu einem System der Circulation bringen, welches sich zwar nicht sinnlich, wie die Circulation des Bluts, erweisen läßt, doch in andern Absichten auf eben so festen Gründen ruhet.

Ehe aber Hr. Bertin zum Erweis dieses Systems schritte, muste er alle die Begebenheiten zusammenfassen, aus welchen erhellet, daß es wirklich einen Nervensaft gebe, durch welchen alle unsre Bewegungen und Empfindungen bewerkstelliget werden. Dies thut er auch ehe er die Beweise seines Systems stücksweise vornimt. Kurz, er muß darthun, daß unsre Empfindungen und Bewegungen durch eine äusserst subtile Flüßigkeit bewirket werden: daß diese Flüßigkeit in überaus feinen Röhren die wir Nerven nennen laufe: daß sie aus dem Gehirn, welches ihr allgemeines Behältniß ist, herkomme, und daß dieser so wesentliche Theil unsers Körpers nichts anders als ein Absonderungs-Organum sey, welches den Nervensaft oder die Lebensgeister vom Blute scheidet, so wie andere Organa andere Feuchtigkeiten von dem Blute scheiden.

Alle gemachte Versuche (und man hat deren unzählige gemacht) erweisen, daß, wenn die Gemeinschaft eines Nerven mit dem Gehirn abgeschnitten worden, alle die Theile, welche der Nerve so zu sagen belebete, oder in welche er seine Aeste streckt, welche unter dem Orte, wo die Gemeinschaft abgeschnitten worden, liegen, Bewegung und Empfindung verlieren: und hinwiederum, so bald die Hinderniß hinweggenommen, und die Gemeinschaft des Nerven mit dem Gehirn wieder hergestellet worden, jene Theile ihre Bewegung und Empfindung wieder bekommen. Dies bestättiget eine fast tägliche Erfahrung: Man lasse einen Ellenbogen auf einen harten Körper ruhen, so daß der über ihn gespannete Nerve gedrücket werde; oder man sitze eine Weile auf einen Körper der nicht viel nachgiebt, so wird in dem ersten Fall der Arm, im letztern aber das Bein und der Fuß fühllos werden; so bald aber das Drücken aufhört, wird das Gefühl sich wieder einstellen: hier ist also eine Wirckung welche von dem Gehirn zum Ende des Nerven gehet um demselben Gefühl zu geben. Vielleicht möchte man denken, daß die Nerven, als bloß elastische Fasern, diese Erscheinung für sich darstellen könten, indem das Aufbinden des Nerven, oder die Aufhebung seiner Gemeinschaft mit dem Gehirn, ihn verhindert demselben seine Schwingungen mitzutheilen: Allein es ist itzo genugsam erwiesen, daß die-

dieser Begriff von der Natur der Nerven ungegründet sey, indem es so weit davon ist, daß dieselben elastisch seyn sollten, daß sie vielmehr von einer sehr weichen Substanz sind. Eine Menge anderer Erägnisse beweiset überdem daß, wenn in dem Muskel eine Bewegung entsteht, solches durch den Eintritt einer gewissen Materie, einer gewissen in den Nerven enthaltenen Flüßigkeit, in dem Muskel entstehe; und daß die Flüßigkeit aus dem Gehirn, als dem Behältnisse derselben, worinn sie auch bearbeitet wird, herkomme, erhellet aus vielen Erscheinungen in der Anatomie und Physik. Es gibt unzähliche Versuche welche beweisen daß, wenn das Gehirn verstopfet, entzündet, verletzet oder in Vereiterung gesetzt worden, zuweilen die Bewegung, zuweilen die Empfindung, und oft beide zugleich geschwächet oder gar aufgehoben worden. Die Anatomie und Einsprützungen scheinen mit gleicher Gewißheit darzuthun, daß das Gehirn ein Absonderungs Organum, wie viele andere, sey; und wenn man die Sache genauer betrachtet, so wird man gewahr werden, daß es eine grosse Aehnlichkeit mit den Nieren habe. Dies Absonderungs Organum besteht nur aus zwoen Substanzen, der rindenartigen und röhrenartigen: das Gehirn besteht ebenfalls nur aus dem rindenartigen und markichten Körper. In den Nieren ist die rindenartige Substanz der Ursprung der röhrenarti-

gen, eben wie im Gehirn der rindenartige Körper den markichten zeuget. In den Nieren bemerkes man, daß die röhrenartige Substanz aus allen Punkten der rindenartigen entspringt; eben so kan man in dem Gehirn sehen, daß der markichte Theil aus allen Punkten des rindenartigen entstehe. Endlich, wie man in den Nieren sieht, daß die verschiedenen Theile der röhrenartigen Substanz, die hin und her zerstreuet sind, gleichsam einen Ursprung suchen, und hernach sich als so viele convergirende Stralen vereinigen um Wärzlein zu formiren; eben so sieht man auch die verschiedenen Theile der markichten Substanz sich vereinigen und gegen ein ander neigen um die drei nervigen Fäden zu formiren. Eine so sichtbare Aehnlichkeit des Baues dieser Körper, scheint eine eben so grosse Aehnlichkeit ihrer Verrichtungen zu erweisen; folglich, wenn in der rindenartigen Substanz der Nieren die Absonderung des Urins geschiehet, so ist daher zu schliessen, daß auch in der rindenartigen Substanz des Gehirns eben so eine Absonderung einer Flüßigkeit oder der Lebensgeister bewerkstelliget werde. Und hinwiederum, wenn die röhrenartige Substanz der Niere, die Feuchtigkeit, welche unaufhörlich durch die rindenartige durchgeseiget wird, empfängt; so muß auch die markichte Substanz des Gehirns diejenigen Geister empfangen, welche durch desselben röhrenartige Substanz durchgeseiget worden; nur mit dem

Unter-

Unterschied, daß diese Geister in die Nerven gehen, um durch dieselbe zum Gehirn wieder zurückgebracht zu werden, da hergegen die durch die Nieren abgesonderte Feuchtigkeit nie zu denselben zurückkehren darf. Füget man hinzu, was uns der Bau des Gehirns lehret, so erkennet man daraus, daß das rothe Blut in den Schlagadern und rothen Adern der weichen Hirnhaut circuliret; daß, da die röhrenartige Substanz aus unzählbaren feinen Adern und Schlagadern besteht, welche nur Zweige von denen in der weichen Hirnhaut sind, in denselben eine weit feinere und dünnere Feuchtigkeit, als das rothe Blut ist, circuliren müsse; daß, da diese feine Adern und Schlagadern mit der Substanz der Nerven fortgehen, die Filamente derselben solche Schlagadern seyn müssen als die in der rindenartigen Substanz; endlich, da diese Aederlein immer feiner werden, daß folglich auch die in der markichten Substanz noch viel feiner seyn müssen. Können wir dieselbe wegen der Schwäche unser Sinnen nicht sehen oder gewahr werden, so sind sie dennoch wirklich vorhanden. Hieraus schließt Hr. B. daß der rothe Theil des ins Gehirn geführten Bluts in der weichen Hirnhaut circulire; daß noch dünnere und durchsichtigere Feuchtigkeiten in den feinen Adern und Schlagadern der rindenartigen Substanz circuliren, und endlich, daß noch viel feinere Flüßigkeiten in die Nerven hineingehen, welche

nur feine Adern und Schlagadern sind, in welchen diese Säfte oder Geister bis zu ihren äussersten Enden hinfliessen und von dannen zum Gehirn zurückfliessen. Diese Geister werden in drei Klassen getheilet, welche Eintheilung nicht in ihrem Wesen und Natur, sondern in denen Verrichtungen, wozu sie bestimmet sind, gegründet ist. Die von der ersten Klasse sind diejenigen Lebensgeister, welche die zum Wesen des Lebens gehörige Muskeln beleben. Die von der andern Klasse beleben die Muskeln, welche eine entferntere Beziehung auf das Leben haben. Die Bewegung dieser beiden Arten Lebensgeister steht nicht unter dem Befehl des Willens; wenigstens können wir denselben in Absicht auf sie nicht wirksam seyn lassen. Die dritte Klasse macht diejenigen Lebensgeister aus, welche der Seele und dem Leibe zu ihren Verrichtungen dienen. Diese werden wiederum in zwo Gattungen, nämlich in bewegende und zur Empfindung gehörige Lebensgeister, unterschieden. Die ersten sind diejenigen, welche nach der Bestimmung unsers Willens, unsre Muskeln beleben; die andern, oder zur Empfindung gehörige Geister, sind diejenigen, welche die von den äussern Gegenständen gemachte Eindrücke zum Gehirn führen.

Dies ist der Entwurf den Hr. B. uns von denen Mitteln giebt, deren die Natur sich bedienet diese subtile Feuchtigkeit hervorzubringen und in ei-

einen Kreislauf zu setzen. Diese durch den ganzen Körper verbreitete Geister beleben ihn, geben ihm alle seine Bewegung und machen, daß er die Eindrücke der Gegenstände empfindet. Indessen ist der Theil dieses Systems, welcher die Ursache unser Bewegungen und Empfindungen betrift, und nunmehr von den besten Physiologisten angenommen wird, keine neuere Erfindung, sondern wir haben dieselbe dem Galen zu danken. Dieser grosse Mann, sagt Hr. B., sahe schon, vor mehr als 1600 Jahren ein, daß eine gewisse Flüssigkeit alle die wunderbaren Wirkungen, welche wir bei der Ausübung unser Bewegungen und Empfindungen wahrnehmen, hervorbringen müsse, und stellete die Quelle derselben in dem Gehirn, von welchem sie sich durch alle übrige Theile des Körpers ausbreiten. Konte er dasjenige nicht sehen, was die neue Anatomie uns entdecket hat, so konte er noch viel weniger diese Lebensgeister, diese subtile Flüßigkeit sehen; er schloß aber aus allen von ihm beobachteten Wirkungen, daß die Sache so, wie er sie erkläret hatte, sich verhalten müsse, und solchergestalt hub er zuerst gleichsam einen Zipfel der Decke auf, welche uns das Geheimniß unser Empfindungen verhüllet. Die neuern Naturkündiger haben neue Beweisthümer seiner Meynung gefunden, sind aber, in Absicht auf den Lauf und

die Circulation des Nervensafts oder des subtilen Nasses, welches uns belebet, nicht weiter gekommen als er. Die Natur verfähret in ihren Wirkungen nach einerlei Grundsätzen. Läßt sie das Blut in einem Kreise laufen damit es alle Theile des Körpers nähre und erhalte, und durch den Stillstand nicht verderbe; eben so läßt sie den Nervensaft circuliren, auf daß, nach einer klugen Haushaltung so wenig als möglich ist, von dieser kostbaren Flüssigkeit verloren gehe.

Hr. Bertin verspricht diese wichtige Materie noch weiter zu erläutern.

II.

Nachricht

von den entsetzlichen

Begebenheiten und wunderbaren Erhaltung

des Kapit.

David Harrison

auf seiner

Seereise;

von ihm selbst beschrieben, und durch verschiedene

gerichtliche Aussagen

vor **Georg Nelson**, Lord Maire von London,

und

Robert Shank, Notar.

bestättiget.

(Univers. Mag. 1766. June, p. 313.)

Kapitain Harrison ist selbst der Verfasser dieser Nachricht, und sagt in der Vorrede; die Begebenheiten seiner letzten Reise wären von so ausserordentlicher Art, und seine Erhaltung so wunderbar, daß es bei seiner Empfindung der göttlichen Güte, eine Undankbarkeit gegen den grossen Allregierer seyn würde, wenn er nicht einige

nige Stunden anwendete etliche Umstände zu erzählen, wobei dessen Vorsehung sich so sichtbar gezeiget, und uns die Lehre gegeben, daß man sich für ruchlose Verzweifelung hüten müsse; indem seine Hülfe uns oft nahe ist, wenn wir sie am wenigsten vermuthen.

Er lichtete d. 25 August 1765 die Anker zu Neu-York, und ging d. 27 von Sandy Hook, mit einer Ladung von allerlei Holzwerk, Faßdauben, Wachs, Fischen ꝛc. völlig unter Segel nach Fyal, wo er den 5 Weinm. glücklich ankam. Nachdem er seine Waaren nach Kaufmanns Gebrauch ausgeladen, bekam er wiederum eine Ladung von Wein, Brantwein ꝛc. nach Neu-York, und wie am 24 alles in Ordnung gebracht worden, ging er ungefähr um halb 12 Uhr Vormittages, mit einer schönen Kühlung aus S. O. wieder unter Segel. Um 6 Uhr des Abends hatte er den Mittelpunkt der Insel drei Seemeilen Nordlich hinter sich, verlor sie bald aus dem Gesichte, und schmeichelte sich mit der Hoffnung einer geschwinden Reise. Allein den 29 nahm die Sache eine ganz andere Gestalt an. Der Wind wehete fast unaufhörlich überaus stark bis zum 2 Christm. während welcher Zeit ihm ausser seinem Hauptsegel nicht ein Lappen übrig geblieben war, welches die Matrosen aufbanden, anbei nichts als das bitterste Elend vor Augen sahen. Denn da das Schiff dem Winde und Wel-

len

len so lange Widerstand gethan hatte, wurde es nunmehr ganz leck; dabei war der Vorrath so weit aufgezehret, daß der Kapitain es für unumgänglich nothwendig erachtete den Mann auf 2 Pfund Brodt für die Woche, und ein Quartier Wasser nebst einem Nössel Wein jedes Tages, zu setzen. Doch nicht lange hernach muste er auch diese Portion einschränken, und nach und nach vermindern, bis endlich der letzte Bissen verzehret, und kaum 4 Gallonen *) schmutziges Wasser noch im Boden des Fasses übrig waren. Meine arme Leute, sagt der Kapitain, welche von unaufhörlicher Arbeit, und dem langen Mangel der Lebensmittel ungemein erschöpfet waren, fingen endlich an die Geduld zu verlieren, und machten sich über die Ladung her, da sie in der Welt nichts als Wein und Brantwein vor sich sahen, und natürlicher Weise dachten, ich dürfte es mir nicht befremden lassen, wenn sie an beide Hand legten, um ihr Leben zu erhalten. Ich konte auch in der That mich so wenig darüber verwundern, als saur dazu sehen. Das einzige was mich verlegen machte, war ihre Unmäßigkeit im Trinken, und das daraus entstehende beständige Fluchen und Schwören. Ich meines Theils enthielte mich so viel möglich des Weins, und war wohl zufrieden, daß man mich mit der Grundsuppe des Wassers wirthschaften ließ, welche mir hernach die

*) Ein Gallon ist 2 bis 3 Maaß, oder 4 Quartier.

die grösseste Dienste that, und eins der vornehmsten Mittel wurde, welches mich in den Stand setzte die vereinbarten Anfälle der entsetzlichsten Wiederwärtigkeiten zu überleben.

Unser Schiff war schon eine geraume Zeit von Wind und Wellen herumgeschlagen, wie wir mitten in der Verzweifelung, den 25 Christm. Vormittages, durch die Entdeckung eines Segels unter dem Winde plötzlich in eine verrückende Freude gesetzet wurden. Wir drangen uns alle aufs Verdeck und hängeten in aller möglichen Geschwindigkeit Zeichen, die unsre Noth verkündigten, aus. Um eilf Uhr kamen wir zu unserm unaussprechlichen Vergnügen dem Schiffe so nahe, daß wir unsern schrecklichen Zustand bekannt machen konten, und von dem Kapitain das Versprechen eines, obwohl kleinen Beistandes erhielten. Dies war nichts als ein wenig Brodt, alles was der Kapitain, wie er sagte, entbehren könte, indem er an allen andern Vorräthen selbst Mangel litte. Wie ich im geringsten nicht zweifelte, oder er würde sein Wort halten, begab ich mich, von Hunger und Arbeit erschöpft, in meine Kammer zur Ruhe: ich war aber nur einige Minuten in derselben gewesen, wie das Volk mit verzweiflungsvollen Gesichtern herunter lief, und mir in einem kaum verständlichen Geschrei meldete, daß das Schiff sich mit aller möglichen Geschwindigkeit davon machte, und

uns

uns dem unvermeidlichen Untergang überliesse. Ich kroch auf diese entsetzliche Nachricht, so geschwind ich konte, aufs Verdeck, und befand ihre Nachricht zu meinem unaussprechlichen Kummer nur allzu wahr. Sie erfülleten die Luft mit einem Zettergeschrei, welches, nach dem Maasse das Schiff dem Gesichte kleiner wurde, sich vergrösserte. Der unerbittliche Kapitain setzte seinen Lauf, ohne sich nach uns umzusehen, fort, und wird sich, als ein Mann, der gegen alle Empfindungen der Natur und Menschlichkeit gehärtet war, seiner Verschmitztheit, womit er uns abgefertiget hatte, muthmaßlich gerühmet haben. Ein Beispiel seiner Grausamkeit kan ich nicht ungemeldet lassen. Wie wir ihm zuerst begegneten, gab ich ihm zu verstehen, wir verlangten nur, daß er uns von unserm Wrak abnehmen möchte, in welchem wir alle Augenblicke der Gnade und Ungnade der Wellen ausgesetzt waren; indem die Lecke sich beständig erweiterten, und die Leute, da die Nothwendigkeit zu pumpen immer dringender wurde, auch immer mehr ihre Kräfte verloren. Diese Bitte schlug er uns aber schlechterdings ab, obwohl er durch Gewährung derselben im Fall der Noth hätte Dienste von uns haben können, ohne sich dadurch einige Unbequemlichkeit zuzuziehen.

Nachdem hiemit meinen Leuten alle Hülfe unglücklicher Weise abgeschnitten worden, überzog ei-

eine verzweiflungsvolle Schwermuth ihre Gesichter, welche sie gegen den entsetzlichen Schlag der auf ihre Häupter loszubrechen drohete, fühllos zu machen schien, doch zugleich genugsam vermeldete, daß sie entschlossen wären, den fatalen Augenblick so lange als immer möglich zurücke zu halten. In dem festen Vorsatze, so lange als wir könten auszuhalten, nahmen wir unsre Zuflucht zu dem Paar Tauben und der Katze, die einzigen lebendigen Thiere im Schiffe, welche wir noch nicht verzehret hatten. Die Tauben schlachteten wir zu einer festlichen Mahlzeit des Christtages, und die Katze richteten wir des folgenden Tages zu, nachdem wir um ihre Stücke gelöset hatten; indem nicht weniger als neun Personen davon essen sollten. Der Kopf fiel mir zu Theil, und in meinem Leben hat mir nichts so lieblich geschmeckt. Die dringende Noth hatte meinen Widersinn gegen dieses Fleisch gänzlich überwältiget, und ein wütender Hunger dasjenige zu einem herrlichen Leckerbissen gemacht, was ich sonst mit einem unüberwindlichen Eckel würde verabscheuet haben. Nachdem die Katze verzehret worden, fiengen meine Leute an die Barnakels *) von den Seiten des Schiffs abzulesen. Allein auch diese Nahrung hielte nicht lange vor, weil die mehresten

*) Eine Art Schalenfische, welche sich an den Schiffsboden auch wohl an den Bauch des Wallfisches anklammern. Siehe eine Nachricht von denselben Brem. Mag. B. V. S. 50.

sten von denen, die sich über dem Wasser angesetzt hatten, von den Wellen waren abgeschlagen worden, das Volk aber viel zu ohnmächtig war das Schiff auf die Seite zu legen, um die untersten abzusammlen. Die beständige Trunkenheit schien sie noch bei einigem Muth zu erhalten, indessen litte dadurch ihre Gesundheit nur desto mehr, und alle vernünftige Ueberlegungen wurden als durch einen Sturm von Flüchen und Vermaledeiungen zerstreuet.

Den 28 Christm. nachdem ich durch anhaltende südliche Winde bis zum 41 oder 42 Grad Norderbreite verschlagen worden, überfiel mich ein entsetzlicher Sturm aus Nordwesten, welcher mein Hauptsegel, das einzige Stück Tuch das mir übrig geblieben war, vollends hinwegriß, und mein Schiff zu einem vollkommenen Wrack machte. Der Tod kam mir nunmehr so unvermeidlich vor, daß ich auch die Hoffnung, den letzten Anker der Unglücklichen, aufgab, und mich bereitete, augenblicklich in den fürchterlichen Abgrund der Ewigkeit zu versinken. Bis hieher habe ich alle Umstände mit Genauigkeit aus meinem Tagebuche beschreiben können: da ich aber von nun an schlechterdings unvermögend war eine Feder zu halten, so gründet sich alles folgende nur auf mein Gedächtniß, und dasjenige, was ich zuweilen mit Kreide aufzeichnete. Am 13 Jänner, wie ich noch

noch immer vom Winde und Wellen herumgeschleudert wurde, trat mein Steuermann an der Spitze der ganzen Mannschaft in meine Kammer, zwar halb trunken, aber mit solchen gräslichen Blicken, die mir den Inhalt ihres schrecklichen Anbringens schon errathen liessen. „Sie könten, sagte er, „nun nicht mehr aushalten: ihr Toback wäre alle: „sie hätten schon alles Leder an der Pumpe, so gar „die Knöpfe ihrer Wämse aufgefressen: nunmehr „wäre nichts mehr übrig als zu loosen, und einen „von ihnen dem Leben der übrigen aufzuopfern: sie „erwarteten derhalben meine Genehmigung, und bä„ten sich die Gewogenheit aus, daß ich mich unverzüglich erklären möchte.„ Weil ich sie betrunken sahe, bemühete ich mich sie mit den besten Worten von ihrem Vornehmen abzubringen, und bat, sie möchten sich zur Ruhe begeben, mit der Versicherung, daß, wenn die Vorsehung uns des folgenden Morgens noch keine Rettung geschicket hätte, wir die Sache weiter überlegen wollten. Allein statt im geringsten auf mein Ersuchen zu achten, thaten sie die schrecklichsten Flüche: ich müste, „was ich thun wollte, augenblicklich thun: sie be„kümmerten sich wenig darum ob ich beistimmen woll„te oder nicht: obwohl sie die Höflichkeit gehabt hät„ten ihr Vorhaben mir bekannt zu machen, so woll„ten sie mich doch zwingen eben sowohl als die an„dern zu loosen, indem das allgemeine Unglück allen „Unterschied der Personen aufgehoben hätte.„ Da

ich

ich mir schon lange vorgestellet hatte, daß sie wegen ihrer beständigen Trunkenheit mir einmal Gewaltthätigkeiten bieten würden, so hatte ich seit einiger Zeit Gewehr zu mir genommen um mich für eine Ueberraschung zu schützen. Aber, ach, eine vergebliche Vorsicht! Denn es fehlte mir durchaus an Kräften Gewalt mit Gewalt abzuhalten. Wie ich also sahe, daß sie bei allen meinen Vorstellungen taub blieben, sagte ich: sie möchten hingehen und thun was sie wollten: ich aber würde schlechterdings weder Befehl zur Ertödtung desjenigen, den das Loos treffen würde, geben, noch das geringste von ihren abscheulichen Mahlzeiten schmecken. Nach Verfliessung von ein paar Minuten kamen sie wieder mit dem Berichte, daß sie ihr Leben aufs Spiel gesetzt und das Loos einen Neger, der zu meiner Ladung gehörete, getroffen hätte. Die kurze Zeit und die geheime Art des Loosens brachten mir einen starken Argwohn bei, daß sie mit dem armen Ethiopier nicht allzu ehrlich verfahren hätten: nachdem ich mich aber etwas besonnen hatte, muste ich mich fast verwundern, daß sie der Sache so gar noch den Schein gaben, als ob sie ihn in ein gleiches Glück mit sich selbst gesetzet hätten. Wie indessen der arme Schwarze wohl verstand, daß es sein Leben gelten sollte, indem er einen der Matrosen eine Pistole laden sahe, welche ihn niederlegen sollte, nahm er zu mir seine Zuflucht, mit Flehen, ich möchte sein Le-

ben retten. Zu seinem Unglück aber war ich von aller Macht entblösset. Sie schleppten ihn vor das Steuerruder, wo sie ihn binnen zwoen Minuten durch den Kopf schossen. Hier liessen sie ihn nur eine kurze Zeit liegen bevor sie ihm den Bauch aufschnitten, um seine Eingeweide in der Pfanne zu braten, wozu schon ein grosses Feuer brante. Aber einer von meinen Hauptmatrosen, namens Johann Campbell, war so heißhungrig, daß er die Leber aus dem Körper herausriß und roh auffraß, obschon das Feuer, worauf er sie unverzüglich zurichten konte, bei der Hand war. Allein diese närrische Ungeduld kam dem unglücklichen Mann theuer zu stehen. Denn am dritten Tage hernach starb er rasend toll, und wurde bald darauf über Boord geworfen.

Meine Leute wirthschafteten mit dem Fleische des Negers überaus kärglich, und massen sich davon die Portionen so knapp zu, daß sie viele Tage damit auskamen. Wie es aber beinahe verzehret war, hörete ich sie oft unter sich berathschlagen, wie sie am besten zu neuem Vorrath gelangen könnten. Der Schluß war endlich mich zu tödten ehe sie wiederum ihr eigen Leben in die Wageschale setzten. Der Leser wird leicht erachten, daß ich, da ich wenig geschlafen ehe mir ihr Vorhaben zuverläßig bekannt worden, nunmehr wie ich nicht mehr daran zweifeln dürfte, kein Auge zu thun können. Je mehr das Fleisch des Schwarzen abnahm, je

mehr nahm meine Furcht zu, und ich sahe eine jede Mahlzeit die sie thaten als einen nähern Schritt zu meinem Tode an.

So stunden die Sachen bis zum 28 oder 29 Jänner, wie der Steuermann mit einer Großmuth, welche ihre neuliche geheime Berathschlagungen mich nicht vermuthen liessen, wiederum an der Spitze des Schiffvolks zu mir kam, und sagte: da der Neger seit etlichen Tagen ganz verzehret wäre, und sich noch kein Schiff, welches auch den entferntesten Schimmer einiger Rettung gäbe, sehen lassen, so zwänge sie die Noth, aufs neue zu loosen, weil es doch besser wäre einzeln nach einander als alle zugleich umzukommen. Weil ich nun sahe, daß sie von ihrem Entschlusse nicht abzubringen waren, anbei genugsamen Grund hatte das ärgste zu fürchten, wo ich nicht als Hauptperson an der Sache Antheil nähme, strengete ich meine Kräfte an mich im Bette aufzurichten, foderte Feder, Dinte und Papier, und ließ sie alle in die Kammer kommen. Es waren itzt unser nur sieben mehr, und wir zogen die Loose wie bey einer Lotterie zu geschehen pflegt. Ich kam frei, aber das Loos traf einen David Flatt, einen der Hauptmatrosen und den einzigen im Schiffe auf welchen ich mich verlassen konte. Die Bestürzung, welche diese Entscheidung gab, war groß, und die Anstalten zur Ausführung entsetzlich. Denn das Feuer brante schon lichter Lohe vor dem Steu-

erruder, und alles war in Bereitschaft das unglückliche Opfer zu schlachten. Ein tiefes Stillschweigen herrschte eine Zeitlang in der ganzen Gesellschaft, und würde vermuthlich noch länger angehalten haben, wenn nicht der zum Tode bestimmte Unglückseelige selbst, welcher sich seinem Schicksal geduldig zu übergeben schien, dasselbe mit diesen Worten unterbrochen hätte: „Wertheste Freunde, Kameraden und Mitgenossen des Elendes! alles was ich „zu bitten habe ist, daß ihr mir eben so geschwind „als dem Neger vom Leben helfet, und mich so wenig als möglich ist martert.„ Hierauf wandte er sich zu James Doud, denjenigen der den Neger erschossen hatte, und sagte: „Ich verlange daß ihr auch „mir vor den Kopf schiesset.„ Dieses versprach er ihm alsobald; obwohl mit vielem Widerwillen. Demnächst bat der Unglückliche man möchte ihm eine kurze Zeit vergönnen um sich zum Tode zu bereiten. Seine Kameraden stunden ihm dieses nicht allein willig zu, sondern schienen gar sich zu bedenken ob sie ihm das Leben schenken wollten, weil er bei der ganzen Schiffsgesellschaft in grossem Ansehen gestanden hatte. Allein etliche Züge Wein dämpfeten gar bald diesen Schimmer der Menschlichkeit. Um ihm indessen ein Merkmahl ihrer Gewogenheit zu geben, vereinigten sie sich mit einander ihn bis eilf Uhr des folgenden Morgens leben zu lassen, in der Hoffnung, daß die göttliche Erbarmung ihnen

Mitt-

Mittlerweile ein ander Hülfmittel verschaffen möchte, und baten mich ihnen Gebeter vorzulesen, mit dem Versprechen, daß sie aufs andächtigste zuhören wollten. Dieser Vorschlag machte mir ein ungemeines Vergnügen und obschon ich darzu kaum vermögend war, spannete ich doch alle meine Kräfte an, wogegen sie mir Freude machten sich noch so ziemlich anständig zu betragen.

Abgemattet vom Lesen legte ich mich fast ohnmächtig nieder, konte aber doch noch hören, daß die ganze Schiffsgesellschaft mit dem Unglücklichen Flatt redete, und ihre Hoffnung bezeugte, daß GOtt zu seiner Rettung ins Mittel treten würde, mit der Versicherung, sie wolten, ungeachtet sie bisher nie einen Fisch gefangen oder auch nur gesehen hätten, mit anbrechenden Tage alle ihre Angeln auswerfen, um zu versuchen, ob sie zur Stillung ihres Hungers und Abwendung seines Todes etwas fangen könten. Allein der arme Mann, welcher zu schwach für den Schlag seines Schicksals war, wurde zu seinem Unglücke um Mitternacht ganz taub, und um 4 Uhr des Morgens wahnwitzig. Wie seine Kameraden diese Veränderung an ihm bemerkten, berathschlagten sie sich, ob es nicht ein Werk der Barmherzigkeit seyn würde, ihm in diesem Zustande unverzüglich das Leben zu nehmen. Allein die erste Entschliessung seiner bis eilf Uhr zu schonen, hatte ein gar zu starkes Uebergewicht. Sie begaben sich

demnach alle zur Ruhe, ausgenommen denjenigen, welcher auf das Feuer Acht geben muste. Denn bei allen ihren Ausschweifungen erkenneten sie doch von welcher Angelegenheit es wäre das Feuer zu unterhalten; weswegen sie nimmer zu Bette giengen ohne eine Wache dabei zu setzen.

Ungefähr um 8 Uhr des folgenden Morgens, wie ich das herannahende Schicksal des armen Matrosen, welcher itzt nur noch drei Stunden zu leben hatte, in meiner Kammer überdachte, eileten zween meiner Leute mit Hoffnungsvollen blicken zu mir herunter, und meldeten, daß sie unter Windes ein dem Ansehen nach grosses Schiff entdeckt hätten, welches so gerade als man nur wünschen könte auf uns zu zukommen schien. Meine armen Leute waren itzt so sehr überzeuget, daß ihre Erhaltung von meinen Einrichtungen abhieng, daß sie mir mit aller Hurtigkeit gehorchten, und ich hatte das unaussprechliche Vergnügen sie auf dem Verdeck oft aufhüpfen und rufen zu hören: Es kommt näher! Es kommt näher! Es richtet sich gerades Weges auf uns zu! Da das Schiff würklich von Augenblick zu Augenblick uns näher kam, gedachten sie an ihren armen Kameraden Flatt; welcher aber unglücklicher Weise schlechterdings unfähig war die Nachricht der so nahen glücklichen Errettung zu vernehmen. Indessen schlugen sie, bey allem Mittleiden, welches sein elender Zustand sie füh-

fühlen ließ, einen Freudentrunk vor. Ich gab mir die gröste Mühe sie zu überreden, wie ungefügt ein solcher Vorschlag in ihren damaligen Umständen wäre. Dies war auch nicht ohne Wirkung. Denn sie erkannten alle, ausser meinem Steurmann, der seit geraumer Zeit sich einem recht viehischen Saufen ergeben hatte, es der Klugheit gemäß zu seyn, sich eine Ergötzung, die sich so wenig für die Zeit schickte, zu versagen. Nachdem wir eine geraume Zeit mit der hitzigsten Begierde das Schiff heranrücken gesehen hatten, waren wir zuletzt so glücklich zu bemerken, daß sie hinten ein Boot aussetzten, welches voll bemannet mit der äussersten Hurtigkeit auf uns zuruderte. Dies kam endlich an unser Schiff; weil wir aber recht gräslich aussahen, hielten die Leute mit dem Rudern ein, und fragten uns mit erstaunten Blicken, wer wir wären. Nachdem wir ihnen darauf Bericht gegeben, kamen sie alsobald an Boord und ersuchten uns in aller Eile unser elendes Wrack zu verlassen, damit sie nicht von einem Sturme überfallen würden, ehe sie ihr Schiff erreichet hätten. Weil sie sahen, daß es mir an Kräften fehlete, ohne Beihülfe ins Boot zu kommen, liessen sie mich in der Geschwindigkeit an Seilen hinunter, und mein Volk folgte mir mit einer Eilfertigkeit, die sich ein jeder ohne mein Erinnern vorstellen kann. Wie wir eben ab-

stossen wollten, schrie einer von meinen Leuten, daß der Steurmann noch an Boord wäre. Da in dem allgemeinen eilfertigen Gedränge eines jeden Aufmerksamkeit nur allein und gänzlich auf seine eigne Rettung gerichtet war, so war es fast als ein Wunder anzusehen, daß noch jemand bemerkte, daß der Steurmann fehlete. Man schrie ihm demnach alsobald zu, und wie er herauf kam, schien er über die Menge Menschen erstaunt zu stehen, weil der Freudentrunk, welchen er gar zu reichlich zu sich genommen, alle Begriffe dessen, was vorgegangen war, völlig aus seinem Gedächtnisse getilget hatte. Nachdem wir ihn ins Boot gebracht, fuhren wir augenblicklich ab, und kamen in Zeit von ungefähr einer Stunde an das Schiff, welches über 2 Engl. Meilen vom Wrack entfernet lag, und wurden auf demselben mit einer Leutseligkeit, die dem Kapitain die gröste Ehre machte, empfangen. Wie wir uns an das Schiff legten, hatte er mit seinem Volke und den Passagiren, aus einem mit Neugier vermischten Mitleiden sich aufs Verdeck begeben: allein unsre hohle Augen, verschrumpfte Wangen, lange Bärte und schmutzige Farbe rührte sie alle dergestalt, daß der Kapitain selbst sich entsetzte, wie er mich aufs höflichste in seine Kammer führte, und mit einer edlen Gesinnung Gott dankte, daß er ihn zu einem Werkzeu-

ge meiner Errettung gemacht hätte. Der Name dieses Kapitains ist Thomas Evers. Er führte das Schiff Susanna auf einer Virginischen Reise, wie er den von Virginien nach London, wo sein Schiff hingehörete, zurück gieng.

Die Susanna war etliche Tage bevor sie Kapit. Harrison einnahm, von einem starken Sturm überfallen worden, worin sie durch die häufig eingestürzte Wellen, 4 Schweine 4 bis 5 Tonnen süß Wasser, 40 oder 50 Hühner, und 20 bis 30 Gänse und welsche Hühner eingebüsset hatte. Auch hatte sie ausser andern Sachen einen kupfern Kessel verloren, mithin ziemlich gelitten. Indessen gereicht es dem Befehlhaber zu einem ungemeinen Ruhm, daß diese Unglücksfälle seine Menschenliebe nicht im geringsten schwächten, wie er durch die Stimme des Elends um Beistand angesprochen wurde. Doch nöthigte ihn dieser Verlust, samt der unvermutheten Vermehrung seiner Kostgänger mit 7 Personen, auch ein anhaltendes böses Wetter, die Portionen einzuschränken, und die Person auf zwey und ein halb Pfund Brodt die Woche, und ein Quartier Wasser nebst einem halben Pfund Eingesalzenes für jeden Tag zu setzen. In diesen Umständen, bey einem guten Winde, und unter stetigen Pumpen, hielten sie

sich

sich so munter als möglich, in Hoffnung irgend einem Schiffe zu begegnen, welches ihnen einigen Proviant überlassen würde. Indessen stieß ihnen niemand als ein Franzose von Kap. Francois auf, welcher aber eben so grossen Mangel an Lebensmitteln als sie selbst hatte. Bey dem allen erreichten sie den 1 oder 2 März glücklich Lands Ende, wo sie einen Lootsen einnahmen, welcher ihnen vor Dartmouth entgegen kam, und sie in diesen Haven brachte. Des folgenden Tages wurde Kapit. Harrisons unvernünftiger Steurmann Archibald Nicolson, welcher so lange Zeit sich in allem Unflath der Ausschweifungen herumgewälzet hatte, und durch das stetige Saufen dahin gebracht worden, daß sein Magen keine ordentliche Nahrung mehr annehmen wollte, ein unglückliches Opfer seiner Schwelgerei. Er starb, und man machte seine Taschenuhr nebst einigen andern Kleinigkeiten zu Gelde um ihn ehrlich zu begraben. Was die übrigen von des Kapitains Schiffsvolke betrift, so blieb der unglückliche Flatt noch immer wahnwitzig; und von allen sechsen waren nur zween, während der Zeit da sie von Kapit. Evers eingenommen worden, bis sie in Dartmouth eingelaufen, im Stande die Schiffsarbeit zu verrichten. Da Kapit. Harrison sein Schiff zu Neu-York versichern lassen, achtete er sich zur Schadloshaltung seiner

Rhe-

Rheder verpflichtet, ein Instrument verfertigen zu lassen. Des Ends ließ er, nachdem er nach London gekommen, einen Notarius holen, und durch denselben die erforderlichen Aussagen und Zeugnisse, auf welchen sich auch die vornehmsten hier erzählten Begebenheiten gründen, bestättigen. Itzt befindet et sich in dem Schiffe, die Hoffnung, Kapit. Benjam. Davis, auf der Rückreise nach Neu-York, in der Hoffnung, Gott werde seine Güte, die er ihm bisher so sonderlich erfahren lassen, durch eine fröhliche Umarmung seiner Ehegattin und Kinder krönen.

III.

Beispiel
einer
abscheulichen Undankbarkeit.

(Aus dem II. Bande des Fool of Quality.)

Ich erkundigte mich, erzählet Lady H.*), vor etlichen Wochen, in einem Hause wo sich die Dienstboten angeben, nach einer Frauensperson von hübscher Erziehung, der ich mich zur Unterrichtung meiner kleinen Mädchen bedienen wollte. Des folgenden Tages erschien eine junge Person die ihre Dienste anbot. Ihre Gestalt redete ausnehmend zu ihrem Vortheil, und aus ihrem Gesichte liessen sich alle Tugenden lesen, ob-

*) Es wird diese rührende Erzählung aus dem beliebten, unsern Deutschen bisher noch nicht bekannten Werke, The fool of Quality, mitgetheilet, sowohl um das Ernsthafte mit etwas zärtlichen abzuwechseln, als auch weil unsre Zeiten es noch nicht unnöthig gemacht haben, die Undankbarkeit in einem recht schwarzen Beispiele vorzustellen.

obwohl es zugleich zu verstehen gab, daß sie sich derselben nicht rühmen dürfte. Wie ich nach ihrem Zeugnisse fragte, antwortete sie mit einem überaus niedergeschlagenen Blicke: Sie hätte nie gedienet; sie wäre eine unglückliche Fremde, die sich keines Menschen Vorspruchs zu getrösten hätte; alles was sie bäte wäre, ich möchte sie ins Haus nehmen, und ihren Fleiß mir gefallen lassen. Ich entschloß mich sie zu behalten und erfuhr bey einer genauern Befragung, daß sie die zum geschliffenen Leben gehörige Sprachen verstand, und alle eine Frauensperson zierende Geschicklichkeiten besaß, obwohl sie noch unter 22 Jahren zu seyn schien. Sie bekam eine ungemeine Zärtlichkeit gegen meine Kinder; sahe dieselbe aber stets mit einem schwermüthigen Vergnügen an, und oftmals bemerkte ich, daß unter dem Ankleiden und Unterrichten derselben, Thränen sich ihren Augen entfehlen wollten. Dies, nebst tausend Annehmlichkeiten, welche ihre Worte und Handlungen begleiteten, erweckte in mir eine ungedultige Begierde zu erfahren, wer, und woher sie wäre. Wie sie meine Neugier merkte, sagte sie einsmals mit einem kläglich flehenden Blicke: Ach Madame, begehren sie nicht etwas zu wissen, das mir ihren Haß zuziehen würde! Begehren sie nicht die Erzählung meiner Schande zu hören, zumal da ich dieselbe ihnen

nicht, ohne Beleidigung tugendhafter und verehrungswürdiger Personen, eröfnen kan.

Des folgenden Tages trat mein Gemahl in das Zimmer wo Peggy, so nennete sie sich, in der entlegensten Ecke mit meinen kleinen Mädchen schwätzte. Mein Schatz, sagte er, ich komme so eben von Hr. Grace, unserm neuen Freunde, zu dessen Lobe ich neulich Ihnen so viel gesaget habe. Nachdem ich mir sein Haus zeigen lassen, stieg ich ohne Umstände die Treppe hinauf, und fand mich, nach dem Eintrit in seine Kammer von einem unvermutheten rührenden Anblick in Erstaunen gesetzt. Gleichwie er einem Spiegel gegen über saß, sahe ich ihn ohn daß er es merkte: Er hatte auf jedem Knie ein zartes Kind, welche er, unter Vergiessung vieler Thränen, eins um das andere liebkosete und zärtlich an seine Brust drückte. Endlich wurde er meiner gewahr und sagte, indem er voller Verwirrung auffuhr: Sie haben mich überraschet in meinen Klagen über dem Verlust einer falschen Frauen, welche zu lieben ich mich doch nicht entbrechen kan, und deren Vergehen nicht vermögend ist, meine Zärtlichkeit gegen diese ihre unschuldige Kinder zu dämpfen. Die Elende hat sich vom Lord Riot verführen lassen mit demselben, wie ich neulich auf meinem Landgute war, ihrer Ehre und Wohlfahrt zu entlaufen. Der Lord hat sein Verbrechen

brechen schon mit dem Leben gebüsset: wo aber meine Peggy geblieben, hab ich nicht erfahren können. Wollten Sie wohl die Gütigkeit haben sich nach ihr einmal zu erkundigen? Es wäre Schade, wo eine so liebreizende Person sollte ins äusserste Verderben rennen. Hier ist ein Bankzettel von 500 Pfund. Wenden sie, mein Freund, dieses Geld zu ihrer Errettung an, wie sie es am besten urtheilen, damit nicht die Noth sie noch tiefer in den Abgrund der Laster stürze.

Bey diesen Worten fiengen meine Kinder erbärmlich an zu schreien: Peggy ist todt! unsre liebe Peggy ist todt! wir liefen augenblicklich hinzu, und trafen sie in einer Ohnmacht an, worin sie einige Stunden blieb ohne das geringste Zeichen des Lebens von sich blicken zu lassen. Nachdem sie endlich die Augen wieder geöfnet, sahe sie mich mit einem schmachtenden Blicke an, und sagte: Ach Madame, nun kennen sie mich! Ich bin freilich schuldig; aber ich bin doch mehr unglücklich als schuldig! Weil sie neulich begierig waren meine Umstände zu wissen, so will ich sie ihnen nun ohne das geringste zu verhelen oder zu bemänteln, erzählen.

Ich bin die Tochter eines armen Pächters auf dem Lande des Vaters des Hrn. Grace. Wie ich ungefähr 10 Jahr alt, trug es sich zu, daß der junge Herr, welcher eben von der Universität zu-

rückgekommen war, sich in unser Gegend mit der Jagd erlustigte und bey meinem Vater einsprach. Er schien mir gleichsam eine ganz andere Gattung Mannspersonen zu seyn als alle die ich bisher gesehen hatte. Seine Gegenwart gab mir ein Vergnügen, das ich vorhin nie geschmecket hatte, und ich fühlete seinen Abschied als einen Verlust der allerschätzbarsten Sache. Seit der Zeit erwählte er einen Strich unsers Landes zu seinen gewöhnlichen Ergötzungen, und seine Besuche wurden häufiger und länger; wobei er nie ermangelte mir kleine Geschenke zu bringen, welche Anlaß gaben, daß ich meine Neigung durch manche ungekünstelte Zeichen verrieth. Nach etwa drei Jahren starb der alte Hr. Grace. Meines Vaters Umstände verbesserten sich ungemein, ohne daß jemand wuste, wie es zuging, und er war im Stande mich in eine Kostgängerschule zu schicken, wo ich aufs sorgfältigste in allem, was ich nur lernen konte, unterrichtet wurde. Nunmehr fieng ich an zu merken, wem ich alle Wohlthaten zu danken hatte, und mein junges Herz wurde dadurch von der lebhaftesten und innigsten Dankbarkeit durchdrungen. Je zärtlicher indessen meine Empfindungen wurden, je mehr hielte ich mich zurück, und so oft mein Wohlthäter mir einen Besuch gab, thaten wir uns beide einen sichtbaren Zwang an unsre Leidenschaft zu verbergen, weil ich es für unanständig, und er für unzeitig

hielte dieselbe zu entdecken. Wie ich das 16 Jahr erreichet hatte, sprach Hr. Grace mich förmlich um die Ehe an. Wollen sie wohl glauben, Madame, daß ich, derweile mein Herz den Antrag mit Entzücken empfand, mit einem gewissen Widerwillen ein Glück annahm, welches ich der Ehre und dem Interesse desjenigen, den ich wie meine Seele liebte, so nachtheilig hielte? Fünf Jahre, die glückseligsten Jahre so je auf Erden gelebet worden, brachte ich in meinem neuen Stande zu, indem wir wechselsweise einer des andern Vergnügen baueten; und ich erfreuete meinen Herzensfreund mit dreien liebenswürdigen Kindern, vollkommenen Abdrücken des Bildes, welches meiner Seele allezeit gegenwärtig war.

Wie Hr. Grace eines Abends später als gewöhnlich zu Hause kam, brachte er einen verwundeten Edelmann mit; doch in aller möglichen Stille, um mich in keinen Schrecken zu setzen. Dies war Lord Riot, dessen Leben Hr. Grace, mit Gefahr seines eignen, der Rache eines beleidigten Ehemannes, der ihm zu mächtig geworden war, entrissen hatte. Weil man fürchtete, daß seine Wunden tödlich wären, wollten die Wundärzte ihn nicht wegbringen lassen, welchem zufolge er sechs Wochen in unserm Hause lag, während welcher Zeit ich mich sowohl durch die Gesetze der Gastfreiheit als das Begehren meines Gemahls verpflichtet hiel-

te, ihm mit einer Sorgfalt und Leutseligkeit aufzuwarten, die der Undankbare mit meinem äussersten Verderben erwiederte. Wie er von uns Abschied nahm, schien er verlegen zu seyn, wie er seine Dankbarkeit recht ausdrücken sollte. Sobald er völlig hergestellet worden, schickte er mir, wie eben Hr. Grace auf dem Landgute war, einen sehr kostbaren Diamantenen Halsschmuck. Ich sandte aber des Verräthers Geschenk alsobald zurück. Des folgenden Tages ließ er sich bey mir melden; ich verbat es aber mit der Entschuldigung, daß ich in Abwesenheit meines Gemahls keine Besuche von Mannspersonen annehme. Dem ungeachtet trat er des dritten Tages durch Vermittelung meines Mädchens, das er bestochen hatte, in mein Zimmer. Ich schmälete aufs heftigste, daß sie die Keckheit gehabt, ihn ohne Erlaubniß herein zu lassen, flog ohne ihm ein Wort zu sagen in mein Kabinet, und schlug die Thüre hinter mir zu. Hierauf hörete ich eine Zeitlang nichts von Lord Riot. Aber ach! er und sein teufelisches Werkzeug waren nicht müßig. Wie ich mich eines Abends ungewöhnlich schläfrig befand, legte ich mich zu Bette, und blieb ohne Empfindung bis ich des folgenden Tages in einem fremden Bette und in den Armen meines grausamen und verfluchten Ehrenschänders erwachte. Ich erhub ein Zettergeschrei, und sprang, nachdem ich ihn mit aller Gewalt von mir

gestossen hatte, auf den Boden. Mitlerweile ich meine Kleider überwarf, stellete sich alles gräsliche meines Zustandes mir aufs lebhafteste vor Augen. Ich eilete zur Thüre, fand sie aber verschlossen. Nunmehr verlor ich plötzlich meinen Verstand. Ich schlug in der Raserei Spiegel und Porcelain in tausend Stücken, und warf alles, was mir vor die Hände kam, dem Bösewicht ins Gesicht, welcher durch meine Wut erschrecket, durch eine Hinterthüre entwischte, welche er verrigelte. Einige Frauenspersonen, welche er mir zuschickte, brachten mich aus einer starken Ohnmacht wieder zu recht. Die theuren und zärtlichen Bilder meines Gemahls und meiner Kinder stelleten sich hierauf meinen Augen dar. Mein Wahnwitz verlor sich in meinem Schmerze. Ich weinete und ächzete ohne Aufhören. Drei Wochen blieb ich so eingekerkert in diesem verzweiflungsvollen Zustande, und so oft Riot vor mich kam, stelleten sich die Anfälle der Raserei wieder ein. Endlich fassete ich mich so weit, daß ich ihm die bittersten Verweise wegen der unauslöschlichen Schande, worin er mich gestürzet hatte, wegen des Verlusts meiner Ehre, und, was noch unendlich schwerer war, meines Gemahls und Kinder, welchen ich nie wieder unter Augen kommen durfte, geben konnte.

Derweile ich meinem Verräther diese Vorwürfe noch machte, hörten wir einen Lärmen unten an

der Treppe. Er flog nach einem Paar in der Kammer hangender Pistolen. Die Thüre sprang auf. Plötzlich trat mein Gemahl herein. Lord Riot feuerte auf ihn und wir höreten jemand fallen. Ich wartete aber nicht den Ausgang des Tumults zu sehen. Der Anblick meines beleidigten Gemahls war mir itzt fürchterlicher als das von meinem Räuber. Da die Thüre offen stand, stürzte ich mich auf die Gasse hinaus. Ich rante ohne zu wissen wohin, und flohe endlich in eine kleine Bude, wo ich bei dem Zahltische mich niedersetzte und in Ohnmacht sank. Die arme Frau des kleinen Hauses begegnete mir sehr leutselig. Ich erzählte ihr etwas von meiner unglücklichen Historie, und da ich meinen Entschluß erklärete, daß ich mich auf ewig vor meiner Familie und Freunden, ja wo möglich vor der Welt verbergen wollte, verschafte sie mir Gelegenheit in ihre Dienste, Madame, zu treten, worin ich den einzigen Trost, dessen ich diesseits des Grabes fähig bin, nämlich Dero Gewogenheit und Schutz, gefunden habe.

Hiemit schloß Mad. Grace ihre schreckliche Geschichte. Gleichwie der Ritter H. und ich, sie hochschätzten und deswegen innigst bedauerten, bemüheten wir uns sie zu beruhigen, durch Vorstellung, daß in ihrem Vorfalle nichts wäre, woraus auch der strengeste Richter, ja selbst der allerempfindlichste Ehe-

Ehemann, ihr Vorwürfe machen könte. Ach Madame! antwortete sie: wenn auch mein Körper so wäre, als meine Seele ist, würde ich doch des Hrn. Grace nicht würdig seyn: darf ich dann nun seinem tugendhaften Busen Beflekung bringen? Was wird die Welt davon denken, daß ich drei Wochen in dem Hause eines Ruchlosen gewesen bin? Ach ich kan meinen allerliebsten Kindern nur Schande und meinen Verwandten nichts als Beschämung nachlassen! Doch ich fühle, daß das Ende meines Elendes mit starken Schritten herannahet. Indem sie dieses sagte, veränderte sich ihr Gesicht, und wir baten sie, sich niederzulegen, ob sie etwas Ruhe bekommen möchte.

Ein oder ein Paar Stunden hernach trat ein Edelmann ins Haus, und verlangte sehr hastig meinen Gemahl zu sprechen. Es war Hr. Grace. Freue dich, sagte er sehr hitzig, mein wertheſter Ritter H., mit mir! Meine Peggy ist unschuldig. Sie ist noch so tugendhaft als sie allezeit gewesen! Der Böſewicht Lord Riot hat durch Versprechung von tausend Guineen ihr Kammermädchen vermocht, ihr einen Schlaftrunk zu geben, und sie, wie sie nichts von sich selbst wuste, in sein Haus bringen lassen. O meine Peggy! Möchte ich doch nur einmal wieder sehen! Wie Riot es unmöglich gefunden sie zu seinem Willen zu zwingen, hat er dem Weibsbilde den Lohn ihrer Verrätherei nicht geben

wollen; worauf sie, um sich zu rächen, mir den Ort, wo er meine Gemahlin verschlossen, bekant gemacht. O mein gequälter, mein beschämter Engel! Wo bist du hingekommen? Ich nahm eine Bemächtigungsordre von der Obrigkeit, und brach mit Gewalt in des Bösewichts Haus. Er richtete eine Pistole nach mir, traf aber zum Glück seine Mitschuldige. Darauf zog er den Degen; ich durchbohrete ihm aber im zweiten Gange das Herz. Die Verrätherin starb nicht alsobald an der Wunde, sondern hat bis diese Stunde gelebet, und in ihren Todesängsten mir den ganzen Zusammenhang dieser höllischen Verschwörung entdecket. Wir trösteten den Hrn. Grace und sagten, daß seine Gemahlin in Sicherheit bei uns, aber etwas unpäslich wäre, weswegen sie sich zur Ruhe begeben hätte. Er war aber viel zu ungeduldig als daß er sich abhalten lassen wollte sie sogleich zu sehen. Ich ging voran in ihre Kammer um ihr die Ankunft ihres Gemahls bekant zu machen. Wie er aufs zärtlichste sich ihr näherte, richtete sie sich plötzlich im Bette auf; aber in ihrem Busen regeten sich tödliche Empfindungen. Sie starrete ihn mit wilden Blicken an, und bestrebete sich zu reden, konte aber kein Wort hervorbringen. Endlich ergrif sie seine Hand, drückte sie an ihre Lippen, sank sanft nieder und verschied unter dem Kusse.

IV.

Beschluß
des
Lebens Johanns Sobieski
Königs von Pohlen.

(Univers. Mag. 1762. Decembr. p. 293.)

Der König brachte den Winter des Jahres 1684. in Cracau zu, wo ihm die Glückwünsche von Europa gebracht wurden. Indessen hatte er in den Gedanken der Republik noch nichts gethan, so lange er Kaminieck nicht erobert hätte. In dieser Absicht stellete er sich an die Spitze des Heers und zog nach Jaslowiecz, einer Stadt, welche den zweiten Rang in Podolien hatte, ehe dieses schöne Land von den Türken war erobert worden. Sie hatten die Stadt in Brand gesteckt, und nichts als das Schloß stehen lassen; eine Festung von ungehäuren Umfang, welche aus 8 grossen Thürmen bestand, und auf einem Felse liegt, den der Fluß Janowf zu einer

Halbinsel macht. Sie hatte eine Besatzung von 530 Janitscharen nebst 13 Kanonen; aber die Polen eroberten sie gar bald. Der König setzte indessen seinen Marsch längs dem Dniester fort, und war Vorhabens über diesen Fluß eine Brücke zu schlagen, und in die Moldau einzufallen, um dadurch den Türken alle Gemeinschaft mit Kaminieck abzuschneiden. Der ganze Plan wurde aber durch die ungemeine Hurtigkeit des Feindes verrücket. Kaum hatten die Polen die Arbeit an der Brücke angefangen, wie 20,000 Türken, und eine noch grössere Menge Tartaren jenseits des Flusses sich sehen liessen. Itzt war es nicht mehr möglich eine Brücke im Angesichte der Feinde zu schlagen; indessen waren die Tartaren nicht verlegen zu den Polen herüber zu kommen. Sie umringeten die Polnische Armee, und zwackten dieselbe an allen Seiten, ohne sich dabei in eine Schlacht einzulassen, weil sie eben so schnell zurückwichen als heranrückten, und wenn es Noth that, sich allezeit über den Fluß zurückbegeben konten.

Mittlerweile wurde Kaminieck, der Hauptgegenstand dieses Feldzugs, für allen Anfall in Sicherheit gesetzet; da zugleich die Polen in einem ganz verheereten Lande in grosse Verlegenheit geriethen. Einen Ort von solcher Stärke, der 10,000 Mann Besatzung hatte, im Angesichte einer überlegenen Armee, förmlich zu belagern, war eine Unmöglichkeit

keit. Deswegen entschloß sich der König, wenn er nichts anders ausrichten könte, eine Festung gegen Kaminieck anzulegen um sich dadurch den Weg zu dessen Eroberung bey einer günstigern Gelegenheit zu bahnen. Dazu erwählte er sich einen Fels, etwa eine halbe deutsche Meile davon, welcher einsam auf dem Ufer desselben Flusses, der Kaminieck vorbei fliesset, liegt; nicht weit vom Dniester. Die Festung kam in 6 Wochen zu Stande, bekam eine Besatzung, und beunruhigte die Stadt ungemein, so lange sie in Türkischen Händen war, inmassen sie ohne eine Schlacht zu wagen keine Zufuhr bekommen konte.

Der König, welchen dieser Feldzug kränkete, machte einen Entwurf nach welchem Polen wenigstens die Süßigkeiten des Friedens schmecken konte, mitten in einem Kriege von welchem man das Ende nicht absehen konte. Statt nach seiner Hauptstadt zu gehen, um derselben Ergötzlichkeiten zu geniessen, schlug er seine Residenz an den Grenzen auf, so daß, mittlerweile er die zu ewigen Streifereien geneigte Tartaren im Zaum hielte, der Adel seiner Güter genoß, der Kaufmann seinen Handel trieb, das Land gebauet wurde, und der Bauer sich sein Brodt erarbeitete. Bei Eröfnung des folgenden Feldzugs, im Jahre 1685, stellte der König im Kriegsrathe vor, den Plan des vorigen Jahres wieder zur Hand zu nehmen; nämlich

lich in die Moldau einzufallen, um den Hospodar zu nöthigen, daß er sich für Polen erklärete, und ihm bey der Belagerung von Kaminieck zu Hülfe käme. Die Eroberung dieser Vormauer würde hinlänglich gewesen seyn die Polen alles Elend eines langen Krieges vergessen zu machen. Die Armee war nunmehr bei einander; aber eine Unpäßlichkeit nöthigte den König zurück zu bleiben. Indessen war der Großfeldherr bereit alles auf sich zu nehmen.

Wie die Armee im Marsche war, erhielte der König eine Nachricht, die ihn in Erstaunen setzte. Leopold hatte die Erzherzogin, welche er dem Prinzen Jacob versprochen, an dem Churfürsten von Baiern vermählet: eine Sache, die den König errathen ließ, was er von den übrigen Versprechungen, betreffend die Versicherung der polnischen Krone an seinen Hause, durch die Unterhandlungen, das Geld und die Macht des Wiener Hofes, zu erwarten hätte. Gleichwie er von Natur hitzig und heftig war, kostete es ihm nicht wenig Mühe seine Empfindlichkeit bis zum Ende des Feldzugs zu unterdrücken, um dann nach Erforderung der Umstände seine Maaßregeln zu nehmen.

Das Heer hatte schon zwey dritte Theil des Buccovina, eines 15 D. Meilen langen und eben so breiten Waldes zurückgeleget, wie der Feind zum Vorschein kam. Beide Armeen stelleten sich in

Schlacht-

Schlachtordnung, und hatten einen engen Weg zwischen sich. Aber die Ungleichheit der Parteien war gar zu groß. Denn 40,000 Türken und eben so viel Tartaren, musten ja 30,000 Polen überwältigen können. Dreißig tausend Tartaren wurden abgeschickt um sich der Pässe hinter der polnischen Armee zu versichern, und derselben den Rückweg abzuschneiden. Man erblickte sie schon an solchen Oertern denen sie bisher noch niemals nahe gekommen waren: die Landleute retteten sich nach den Städten, und die Städte erwarteten nichts anders als daß sie würden bestürmet werden. Der Lärm breitete sich gleich einem ergossenen Strom aus und erreichte Zolkiew einen nicht weit von den Grenzen abgelegenen Platz, wo der König sich befand um seine Genesung abzuwarten. Dieser stellete sich, wie schwach er auch noch war, an die Spitze der Edlen der benachbarten Länder, und etlicher Lithauischen Truppen, welche wegen ihres weiten Marsches sich nicht zeitig genug mit der Armee hatten vereinigen können. Allein die Sache war schon entschieden ehe der König eintraf. Nachdem Jablonowski 15 Tage in diesen gefährlichsten Umständen gewesen, machte er einen Entwurf zum Rückzug, wie unmöglich er auch zu seyn schien. Hinter sich hatte er einen Erlenwald in einem Moraste, der tief genung war, daß Mann und Pferd darin stecken bleiben konten. Diese Bäume ließ er durch

seine

seine Leute fällen, die Stämme nahe aneinander legen und die Zweige oben drauf; durch welches Mittel er zwo Brücken zu Stande brachte, welche so breit waren, daß zween Wagen neben einander darüber gehen könten. Bei einbrechender Nacht zwischen den 8 und 9 Weinmonats, machte das Gepäck den Anfang abzuziehen. Diesen folgte die Reuterei, und wie der Tag anbrach, waren nur noch 15 Geschwader zurück. Das Fußvolk und die Dragoner machten mit einem Theil des Geschützes den Nachzug aus, und wurden von Konski, einem Manne, der sich nie überraschen ließ, und sich in der Schlacht bei Wien so ausnehmend hervorgethan hatte, kommandiret. Endlich stürzten die Türken aus dem grossen Walde, welcher dem Polnischen Heere gegen über stand, heraus. Die Reiterei that den Angrif, und hieb mit ihrer gewöhnlichen Wut ein; wurde aber so übel empfangen, daß sie sich in den Wald wieder zurück zog, um frischen Geschwadern Platz zu machen. Auf diese Art geschahen 10 oder 12 Angriffe nach einander so geschwind, daß die Polen kaum Zeit hatten wieder zu laden. Nunmehr wollte man von beiden Seiten es nicht länger auf das Schießgewehr ankommen lassen: der Türkische Säbel und die Polnische Art sollten den Streit entscheiden. Hitze und wahrer Muth waren an beiden Seiten gleich; aber die Polen fochten in besserer Ordnung. Ein

Heer

Heer von eilf bis zwölf tausend Mann, hielte es zehn Stunden mit 40,000 aus. Alle besondere Corps unterstützten sich einander als Bollwerke einer beweglichen Festung. Nie hat man einen Mann von einer gesetztern Tapferkeit gesehen als Konski. Die Officire und Gemeine riefen ihm zu, er möchte sich für das allgemeine Wohl schonen: allein er antwortete: „Ich habe noch nicht eine Wunde bekommen, von euch aber sehe ich verschiedene mit „vielen Wunden fechten.„ Sein Betragen in dieser Schlacht erweckte bey der Nation so grosse Gedanken von ihm, daß er nach dem Tode Königs Johann mit unter die Thronbewerber vorgeschlagen wurde; wie denn auch seine bürgerliche Tugenden ihm einen gerechten Anspruch darauf gaben. Er begnügte sich als der würdigste Senator zu leben und zu sterben. Die Lorbeeren aber, welche er sich bei dieser Gelegenheit gesamlet, werden bis zum Ende der Zeiten unverwelklich bleiben.

Wie die Nacht heran kam, war der Rückzug vollbracht, und kein Feind ließ sich mehr sehen. Der Nachzug vereinigte sich mit der Reiterei, welche während des Gefechts, auf einer kleinen Ebne jenseit des Erlenwaldes, in Schlachtordnung stand, und beständig den Angrif der Tartaren, die sie im Gesichte hatte, erwartete. Hatte übrigens Konski die Ehre diesen Rückzug zu bewerkstelligen, so bleibt doch dem Jablonowski der Ruhm ihn bei aller an-

anscheinenden Unmöglichkeit entworfen zu haben. Jablonowski hielte sich noch 3 Wochen im Felde, um den Streifereien der Tartaren Einhalt zu thun. Das Polnische Heer erwarb sich in diesem Feldzug einen grossen Ruhm, aber keine wesentliche Vortheile. Die Moldauer wurden nicht bezwungen; Kaminieck blieb in den Händen der Türken, und die ganze Kriegsrüstung wurde zu Wasser.

Der König begab sich wieder nach Zolkiew, wo er seine Gesundheit zu stärken suchte, nicht durch eine zärtliche und behutsame Lebensart, sondern durch Fortsetzung seiner Jagdübungen. Man hat längst gesagt, daß die Jagd ein Bild des Krieges wäre. An den mehresten Oertern Europens stellet dieses Bild sein Original nur im Kleinen vor; Polen aber vergrössert es durch Nachahmung der Asiatischen Fürsten, welche mit einer ganzen Armee jagen. Der König hielte allezeit 500 Janitscharen, wirkliche zu Kriegsgefangenen gemachte Türken, welche nach ihrer Landesart bewafnet und beleidet waren, im Solde. Für diese wurde ein grosser Kreis in einen Walde abgesteckt, welchen sie mit Netzen umgaben, und nur nach der Ebne eine Oefnung liessen. In einer ziemlichen Entfernung stunden die Jagdhunde an Stricken in einem halben Monde, und hinter denselben der König, die Jäger und Zuschauer. Nachdem das Zeichen gegeben, wurden andere Hunde im Walde losgelassen, wel-

welche alles Wild, das ihnen in den Wurf kam, vor sich her trieben. Nach einer kurzen Zeit kamen Hirsche, Elende, Aurochsen, Lüchse, wilde Schweine und Bären heraus, und eine jede Art Hunde grif diejenigen Thiere an, zu deren Jagd sie bestimmet waren. Das Wild konte weder in den Wald zurückkommen, noch bei den Netzen Sicherheit suchen, weil die Janitscharen gestellet waren, demselben solches zu verwehren. Die Jäger mengten sich nicht eher darein, als bis sie die Hunde in einiger Gefahr sahen überwältiget zu werden. Diese vermischte Menge von Menschen, Pferden und wilden Thieren, das Lärmen der Hörner, die verschiedene Kämpfe, alle diese kriegerische Anstalten, welche durch eine angemessene Pracht erhöhet wurden, setzten diejenige, welche aus südlichern Ländern als Zuschauer gegenwärtig waren, in Erstaunen. Die Republik hatte auch keine Ursache über den Aufwand zu murren, weil derselbe nicht mit Geldern aus dem öffentlichen Schatze bestritten wurde.

Doch war die Jagd nicht der einzige Zeitvertreib des Königs. Gleichwie die Nation in diesem 1686 Jahre nicht auf einem Reichstage zusammenkommen wurde, mithin es ungewiß blieb, ob der Krieg würde fortgesetzet werden oder nicht; so hatte er viele Zeit für sich übrig. Selbst die Ergötzungen eines allezeit emsigen Königs gereichen zum allgemeinen Besten. Da ihm die Lust zu bauen

ankam, wählete er zur Befriedigung derselben einen Platz von anmuthiger Lage am Ufer der Weichsel, etwa eine d. Meile von Warschau. Auf demselben wuchs Villanow, ein Lustschloß dessen Nordseite mit Italienischer Baukunst pranget, hervor. Doch alles Vergnügen, welches dieses Gebäude ihm machte; konte seinen Groll gegen Leopold nicht dämpfen, welchen er auch durch eine Erklärung: daß er aus dem Bündnisse treten wollte, an den Tag legte. Der Kayser sahe die Nothwendigkeit ein, ihm einen andern Köder vorzulegen, wenn er ihn nicht verlieren wollte. Dies war die erbliche Suveränität der Fürstenthümer Moldau und Wallachei, zu deren Eroberung er ihm durch ein Corps deutscher Truppen, welche von der Donau her anmarschiren sollten, behülflich zu seyn versprach. Diese doppelte Krone war für den König eine starke Versuchung. Indessen bot Mahomed, welcher immer mehr verlor, ihm, wenn er das Bündniß verlassen wollte, die Abtretung Kaminiecks an, nebst einer grossen Summe Geldes zur Entschädigung von Polen für die Kosten eines so langen Krieges. In dieser Klemme zwischen den Angelegenheiten der Republik und seiner Familie, hatte er nicht die Großmuth das Edelste zu wählen. Er ließ sich durch die Vorstellungen des Jesuiten Vota, das anhaltende Bitten der Königin, und die Stimme der väterlichen Zärtlichkeit bewegen, sich zum Vor-

theil

theil seiner Familie zu erklären, und das Interesse von Polen, dem Glücke zu überlassen. Indessen bedeckte er seine wahre Absicht bey diesem Kriegszug mit dem scheinbaren Vorwande, daß er nur für die Republik Eroberungen machen, und Kaminieck auf eine rühmlichere Art erobern wollte, wann er vorher dieser Festung alle Zufuhr, welche sie allein von der Moldau her erhalten muste, abgeschnitten hätte.

Polen hatte in langer Zeit keine so schöne und zahlreiche Armee gesehen. Sie bestand aus fast 40,000 wehrhaften Männern. Nachdem sie Buccovina den Ort, wo sie im letztern Feldzug beinahe umgekommen wären, zurückgelegt hatten, schlugen sie Brücken über alle Pässe, welche sie entweder in ihrem Anzug aufhalten, oder ihren Rückzug beschwerlich machen konten. Der damals regierende Fürst in der Moldau war Constantin Cantemir. Dieser fand es nicht rathsam mit seiner Unterwerfung so lange zu warten bis die Armee vor den Thoren seiner Hauptstadt stünde: denn kaum hatte dieselbe Buccovina passiret, wie ein Edler vom Hofe anlangete, der den König versicherte: sein Herr achtete sich glücklich in der Voraussicht nun bald vom Ottomanischen Joche befreiet zu werden, und sich der Republik Polen zu unterwerfen: er bedauerte, daß er nicht selbst kommen, und einem so grossen König aufwarten könte: seine Absicht, warum er in

seiner Hauptstadt auf ihn wartete, wäre nur zu verhindern, daß das Volk sich nicht verlaufen möchte. Der König, entzückt über eine Eroberung die kein Blut kosten würden, beschleunigte seinen Marsch nach den Ebenen von Cetzora, wo das Heer Halte machte. Diese Ebene brachte ihm den Tod und Ruhm seines daselbst erschlagenen Großvaters ins Gedächtniß, indem sie ihm diejenige Verschanzung sehen ließ, bei welcher der berühmte Zolkiowski mit 30,000 Polen eine Armee von 100,000 Türken und Tartaren zurück schlug; nebst der noch stehenden Ehrensäule durch welche der Geist jenes Helden dem Wanderer zurief: Lerne von mir wie angenehm und rühmlich es ist, für das Vaterland zu sterben. Eine Wahrheit welche dem Könige von seiner früheste Jugend an ins Herz geprägt war.

Nachdem der König sich der Stadt genähert hatte, gingen ihm die vornehmsten Einwohner derselben entgegen: er erstaunete aber, wie er den Hospodar nicht sahe. Cantemir befand sich allerdings in einer gefährlichen Lage. Einer von seinen Söhnen war mit vier Edlen des Landes als Geissel und Pfand der Treue seines Vaters in Constantinopel. An der andern Seite stand eine christliche Armee bereit ihn zu überfallen, ohne die geringste Hoffnung von Türkischen Truppen unterstützt zu wer-

werden, weil dieselben zu weit entfernet waren. Er nahm derhalben seine Zuflucht zu einer geheuchelten Unterwerfung, damit der Eroberer seiner Länder schonen möchte: um sich aber bei der Pforte weiß zu brennen, flüchtete er mit seiner Familie und Schätzen nach der Türkischen Armee, welche bey dem Ausflusse der Donau im Lager stand. Bei dem allen war seine Flucht dem Könige nicht unangenehm. Denn da er Vorhabens war das eroberte Land für sich zu behalten, so würde er verlegen gewesen seyn, wo er mit dem Hospodar bleiben solte. Doch verdroß es ihn, daß er seine Truppen dem Feinde zugeführet hatte. Uebrigens hörete er von den Moldauern selbst; daß er der unwürdigste Fürst wäre, der seit langer Zeit über das Land geherrschet, und gleichwie er die Krone zu einem hohen Preise gekauft hatte, sich als einen rechten Blutigel erwiesen, und das Land äusserst ausgesogen; ja noch die letzten Augenblicke seiner Flucht mit Erpressungen, die seine gewöhnliche Raubbegierde überstiegen, bezeichnet hätte. Mittlerweile die Sachen in der Moldau auf diesem Fusse stunden, sahe es in der Wallachei sehr unruhig aus. Die Furcht, noch mehr aber die von dem Gerichte so laut gepriesene Leutseligkeit des Ueberwinders, bestimmeten die Einwohner sich zu unterwerfen, und des Ends ihren Hospodar zu nöthigen, daß er dem Könige abgeord-

nete mit der Erklärung zu schicken muste, daß ihre Thore ihm offen stünden.

Wie der König sich Herr von der Moldau und Wallachei sahe, erweiterte er seine Absichten. Vor ihm lag Bessarabien, itzt Budziack genant, und der ungehäure Strich Landes, welcher sich zwischen der Donau und dem Dnieſter bis an das schwarze Meer erstreckt. Ja so gar reitzte die Crim seinen Ehrgeitz. Er ergötzte sich mit dem Gedanken, daß er nunmehr die Tartaren auf ihrem eignen Grunde und Boden würde züchtigen können, und schien gar sich durch unzugänglich geachtete Gegenden einen Weg nach Constantinopel eröfnen zu wollen. Er trat also wiederum den Marsch an, auf welchen er den Pruth niemals verließ, weil dessen Wasser ihm nicht allein bei einer so dürren Jahrszeit für das Heer unentbehrlich, sondern auch überaus gesund war, indem es die rothe Ruhr, welche unter seinen Leuten stark eingerissen war, dämpfete.

Wie die Polen bei Gallacz, einer Stadt nicht weit vom Einflusse des Pruth in die Donau, kamen, sahen sie das platte Land mit einer verwirreten Menge Tartaren bedecket, und erblickten bald darauf die Türken in schönster Ordnung. Der König sahe sich nach der Donau um von welcher Seite her er die vom Kaiser versprochene Hülfstruppen erwartete: allein Leopold war nur beschäftigt seine

eigne

eigne Vortheile in Ungarn zu verfolgen. Indem er sich nun in seiner Hoffnung betrogen fand, sahe er die Gefahr, welcher er sich ausgesetzet hatte, in ihrer ganzen Grösse ein. Er hatte ganze drei Monate auf seinem Marsche zugebracht, und nun sollte er sich durch ein ausgeruhetes Heer, das doppelt so stark als das seinige war, durchschlagen. Das einzige Rettungsmittel, das ihm noch übrig blieb, war der Rückzug, auf welchem er doch zween Monate lang gleichsam mit dem Ungewitter zu kämpfen hatte ehe er den Haven erreichen konte. Indessen, gewann er in diesem Feldzug keine sonderliche Vortheile über dem Feinde, so hielte er doch denselben mit einer geringern Macht sich von Leibe.

Im Jahre 1787 sollte ein Reichstag ausgeschrieben werden; allein der Senat hintertrieb es, um die Kosten zu ersparen, da die Fortsetzung des Krieges Polen als eine schwere Last auf dem Halse lag. Obschon indessen die Nation nicht zusammen kam, murrete sie doch gar heftig über die Anschläge ihres Haupts. Sein Entwurf für den nächsten Feldzug war, zur Versicherung der eroberten Moldau, mit seinen sieghaften Waffen bis ans schwarze Meer zu dringen. Zur Ausführung dieses Vorhabens war es nothwendig, ungeachtet seines Mißvergnügens über dem Kaiser, standhaft in dem Bündnisse zu verharren, damit die Türken, wenn sie von allen Seiten angegriffen würden, desto leich-

ter aus ihren an Polen gränzenden Ländern könten vertrieben werden. Polen aber fieng an zu argwohnen, daß diese grosse Unternehmungen mehr zum Nutzen seiner Familie als der Nation abzieleten, und diejenigen, welche an dieser Absicht des Königs nicht zweifelten, liessen sich gar mit Bitterkeit vernehmen: man führete einen Krieg der kein Ende nähme, und der weit aussehende Absichten zum Gegenstande hätte, mittlerweile man den Feind ungestöret an den Grenzen des Reichs, und in einer Festung litte, welche, so lange sie nicht wieder erobert worden, ein Schandfleck der Polen blieb. Der König muste wider seinen Willen überzeugt stehen, daß diese Klagen gerecht wären, und entschloß sich daher, Kaminieck zu bombardiren. Die *) Armee trat gegen das Ende des Brachmonats den Marsch an. Der König wohnete dem Feldzug in einem schwächlichen Gesundheitsstande bei. Seine Seele hatte nichts von ihrem vorigen Feuer verloren, seine Leibeskräfte aber verliessen ihn gänzlich zu Jaslowiecz, wo er sich genöthiget sahe, den Befehlshaberstab zu übergeben, welchen Prinz Jacob, mit allen Zeichen der obersten Gewalt, annahm. Nachdem also der Prinz den Donnerkeil aus seines Vaters Händen empfang, gieng er auf Kaminieck los, vor welcher Stadt er den 10 Heumonats anlangete. Die Belagerer spieleten

*) Univerf. Mag. 1762. Supplem. p. 356.

leten mit 50 Kanonen und 16 Mörsern auf die Festung, welches die Belagerten mit dem Feuer von 300 Stücken beantworteten. Die Polen bemerkten bald, daß ihr Pulver so gut als vergeblich verschossen würde, und fanden es derhalben für gut ihr Feuer zu vermindern; wie sie mit einem male die Tartaren den Dniester paßiren und auf sich anrücken sahen. Bei dem allen wurde nichts entscheidendes zwischen beiden Heeren ausgerichtet, indem sie nur mit geringen Verluste sich einander über den Fluß kanonirten. Der Feldzug endigte sich also mit keinen andern Kriegsthaten als der Zerstörung etlicher Häuser in Kaminieck, und Erschlagung von drei bis vierhundert Tartaren, welche in einen Hinterhalt fielen. Geringe Wirkungen einer so grossen Ursache!

An andern Oertern waren die Kräfte des Bündnisses glücklicher. Wie aber der König höretе was die Oesterreicher in Ungarn verübet hatten, gereuete es ihn, daß er diese Krone seinem Sohn nicht aufgesetzet hätte, warum die durch seine Tugenden gewonnene Ungarn ihn nach der Schlacht bey Wien ersuchet hatten. Gleichwie aber seine Gesundheit immer abnahm, hoffete er wenigstens diejenige, welche er selbst trug, ihm überlassen zu können, und nahm sich vor, des anstehenden Reichstages sich zu bedienen, um die Polen nach seiner Absicht zu lenken. Allein dieser Reichstag wurde

nur ein Auftrit von Verwirrung. Indessen wurde ihm i. J. 1688 eine desto angenehmere Begegnung bereitet in Wilna der Hauptstadt von Lithauen, einem Orte der, weil er seinen König nie gesehen hatte, demselben gern seine Ehrfurcht bezeugen wollte. Die Einwohner mischten sich nicht in die Staatszwistigkeiten, sondern sahen nur auf den Ruhm und das gütige Herz ihres Regenten, und überliessen es den Grossen seine Fehler zu rügen. Er wurde auf der Strasse und in dieser grossen Stadt mit Jauchzen und solchen Freudenzeichen empfangen, die sich von einem freien Volke nie wieder seinen Willen erzwingen lassen.

Von Wilna begab er sich nach Warschau, wo die Königin seiner mit Ungeduld erwartete, so wohl aus Liebe zu ihm, als auch um das Vergnügen zu haben die Regirung mit ihm zu theilen. Sie überredete ihn einer Kur zu untergehen, ehe er zu den Waffen zurückkehrete, und eine Heirath des Prinzen Jacobs mit einer Wittwe, nach deren unermeßlichen Gütern aus allen Ländern von Europa gefreiet wurde, zum Stande zu bringen. Diese Wittwe war die Erbin des Hauses Radziwil, nach welcher derselbe Prinz schon einmal, i. J. 1680, gestrebet hatte, die ihm aber der Churfürst von Brandenburg wegfischte, indem er sie für seinen Prinz Ludwig erhielte. Der junge Gemahl genoß seine Beute nicht lange: worauf der

Pol-

Polnische Hof in Berlin Unterhandlungen um diese Wittwe mit der besten Hoffnung eines glücklichen Ausschlags anfieng. Man war mit dem Tractat schon weit gekommen, und der Polnische Gesandte berichtete, daß nur die Gegenwart des Prinzen Jacob erfodert würde, um die Sache zum Ende zu bringen. Dieser flog nach Berlin, kam daselbst incognito an, und unterredete sich mit dem Französischen Minister, welcher von seinem Herrn Befehl hatte die Heirath zu befördern, um dadurch den König Johann von dem Interesse des Hauses Oesterreich abzuziehen. Er kam in geheim mit der jungen Wittwe zusammen, und erhielte von ihr eine förmliche Versprechung, daß sie ihn über acht Monate, da das Trauerjahr zu Ende wäre, heirathen wollte; und das bei Verlust aller ihrer Güter. Pfand und Geschenke wurden gewechselt, und der Prinz reisete, voller Freude über sein Glück, wiederum nach Warschau. Kraft dieser Heirath würde er vier Herzogthümer mitten in Polen erhalten, ein grosses Gewicht erlangen, und einen beträchtlichen Schritt näher zum Thron kommen.

Die Nachricht von dem glücklichen Stande der Sachen des Prinzen wurde mit ungemeiner Freude von dem Hofe zu Warschau, und besonders von dem Könige, der ihn zärtlich liebte, und dessen Herz einer erquickenden Freude sehr bedürftig war,

war, empfangen. Es war aber nur ein flüchtiger Schimmer, welchem bald ein desto finsterer Kummer folgete. Wie Prinz Jacob mit dem Jaworke nach Hause ging, vermählte sich ein glücklicher Nebenbuhler wirklich mit der Prinzesse in Berlin. Dies war Prinz Carl von Neuburg, dritter Sohn des Churfürsten von der Pfalz, der Kaiserin Bruder; unter Begünstigung des Churfürsten von Brandenburg, welchen Leopold durch die reizende Lockspeise einer königlichen Krone dazu vermocht hatte. Dieser schmerzliche Streich wirkte am Polnischen Hofe den bittersten Gram und Rachsucht. Hätte Johann solchen Armeen als Leopold und Ludwig XIV. zu befehlen gehabt, er würde die Beschimpfung, welche man ihm in der Person seines Sohns angethan hatte, nicht ungerächet haben hingehen lassen. Er bequemete sich aber nach seinen Umständen, ergrif das einzige Mittel das ihm übrig blieb, und that was seine Schwäche, ja auch die Vernunft selbst, ihm riethen. Er ließ sich von den Polnischen Rechtsgelehrten ein Gutachten über das Versprechen der Wortlosen Prinzesse, und der Busse, welcher sie sich selbst unterworfen hatte, geben. Diese urtheilten zwar, daß der König berechtiget wäre, alle ihre Länder einzuziehen; allein ein solches Urtheil konte eigentlich niemand als die ganze auf dem Reichstage versamlete Nation sprechen: die Nation aber dachte

itzo auf nichts anders als den Krieg. Die Unterhandlungen zu Berlin und Schwächlichkeit des Königs verzögerten bis zum August die Eröfnung des Feldzugs, welcher sich fruchtlos endigte. Der König setzte indessen seine Absichten auf die beiden Kronen der Moldau und Wallachei nicht aus den Augen, und hoffete dieselben wenigstens seiner Familie erblich zu hinterlassen, wenn die Polnische einem andern sollte aufgesetzet werden. Dieser grosse Gegenstand beschäftigte ihn so sehr, daß er Kaminiek vergaß, und dadurch das Murren der Polen unterhielte.

Das Jahr 1689 fing mit Elend an und endigte sich damit, wovon mehr dem Könige als seinen Unterthanen zu Theil fiel. Ein Reichstag auf welchem alle seine Anschläge zu Wasser wurden: die mislungene Belagerung von Kaminiek: eine Theurung die das Königreich verheerete: die Eifersucht widriger Parteien: die unter allen Ständen herrschende Zwistigkeiten, alle diese Umstände machten sein Herz ganz schmermüthig. Man beschuldigte ihn auch, daß er nach einer unumschränkten Gewalt strebete. Zwar hatte er sich einige mal etwas, das dahin zu zielen schien, entfallen lassen: allein ist es wahrscheinlich, daß er, wenn er dies im Ernst vorgehabt hätte, den Reichstag so oft würde zusammen berufen haben? Es konte ihm ja nicht unbekannt seyn; daß, wenn ein Volk versamlet ist, dasselbe

selbe allezeit stärker, als der Regent ist. Er ließ sich aber das Beste des gemeinen Wesens mehr, als sein Ansehen zu Herzen gehen: denn unter keinem der vorigen Könige ist die Nation so oft auf einem Reichstage versamlet gewesen.

Der eintreffende Winter des Jahres 1691 gab den verbundenen Christlichen Fürsten Zeit neue Entwürfe zu machen, und neue Kräfte zu samlen. Der König von Polen war noch wankend in seiner Neigung zwischen dem Kaiser und Ludwig XIV. Sein Ruhm in Europa war dem ihrigen gleich, seine Macht aber viel geringer; und deswegen wollte er es mit keinem von beiden verderben. Seine Neigung lenkte sich nach Frankreich; aber sein Interesse bestimmete ihn sich an das Haus Oesterreich zu halten. Zwar ermangelte Frankreich nicht ihm die vortheilhaftesten Anerbietungen zu thun: allein da die Länder des Hauses Oesterreich den seinigen so nahe lagen, so war dieses im Stande alle Versprechungen zu erfüllen, wenn es ihm ein Ernst seyn würde. Auch hatte der König eben zu der Zeit ein Hausgeschäfte mit denselben zu berichtigen. Er wollte seinen Sohn Prinz Jacob gern vermählen; Polen aber hatte, nachdem es seine reichste Erbin verlohren, keine anständige Parthei mehr für ihn. Frankreich hätte ihm zwar eine Prinzesse vom Geblüt geben können; aber es war einmal beschlossen nichts geringers als die Tochter eines regierenden

Für-

Fürsten zu nehmen. Leopold schlug ihm eine Tochter des Churfürsten von der Pfalz vor. Diese war die Schwester eben des Carls von Neuburg, welcher den Prinzen Jacob so sehr beleidiget hatte. Durch diese Vermählung kam das Haus Sobieski mit allen gekrönten Häuptern von Europa in Verwandschaft, und der Prinz wurde des Kaisers Schwager.

Nachdem der König dadurch ausgesöhnet, und die französische Faction gedemüthiget worden, wurde die Vermählung mit den grössesten Freudenszeichen, und ausnehmender Pracht gefeiret: alles aber kam bald wieder in Unruhe durch die in der königlichen Familie ausbrechende Uneinigkeit. Die Königin, welche das Herz ihres Gemahls noch immer regierete, hatte sich vorgenommen der Prinzesse von Polen ihre Gewalt zu zeigen; diese war aber nicht so geschmeidig als jene sich vorgestellet hatte. Prinz Jacob empfand nicht allein das Misvergnügen seiner jungen Gemalin, sondern erfuhr auch eine Kränkung in eigner Person. Sein Bruder Alexander war nunmehr aus seinen Kinderschuhen herausgetreten, und hatte den Glanz eines Throns schätzen gelernet. Die Reitze, welche die erste Blüte der Jahre begleiten, ein offenherziges Gesicht, eine angenehme Gestalt, ein freundliches Wesen, sanfte Sitten hatten ihm das ganze Herz seiner Mutter zugewand, welche alles mögliche that

um ihn, wo möglich noch beliebter bei dem Könige zu machen. Ja die Nation war schon zu seinem Vortheil eingenommen. Eine Nation die sich selbst ihren König macht! Es lief im ganze Reiche die Rede herum: der jüngste Prinz wäre der Sohn eines Königs, der älteste aber nur eines Großfeldherrn. Ueber dem, wie man in den alten Polnischen Wahrsagungen wahr genommen hatte, daß der Buchstabe J auf den König Johann gezielet hätte, so bemerkte man itzt, daß der Name seines Nachfolgers mit dem Buchstaben A anfangen sollte. Prinz Jacob sahe demnach den Alexander als seinen Mitbuhler an, und seine Eifersucht stieg aufs höchste, wie der König 1691 d. 13 Brachm. Warschau verließ, seinen Lieblingssohn mit sich nahm um ihn der Armee vorzustellen, und ihn zur Erwerbung des Kriegsruhms zu bereiten. Indessen hatte doch der älteste keine Ursache zu klagen, daß er von seinem königlichen Vater hintangesetzet wurde. Dieser nöthigte ihn, ihn nebst der Prinzesse von Polen, welche mit der Königin bis zum Ende des Feldzugs in der Woiwodschaft Reussen bleiben sollte, zu begleiten. Prinz Jacob aber, welchem bei seinem damaligen Verdrusse alles mißfiel, erklärete sich, daß er seine Gemalin dem harten Verfahren der Königin nicht aussetzen könte; da ihm auch keine gewisse Einkünfte bestimmet wären, so könte er die Kosten des Feldzugs nicht bestreiten. Er hielte es

für

für das Beste die wahre Ursache zu verbergen, und der König, obwohl er es ihm hätte befehlen können, ließ ihm seinen freien Willen, und reisete ohne ihn weg. Des folgenden Tages wurde der Prinz noch unruhiger, und machte, nachdem er die Sache mit dem Oesterreichischen Gesandten überleget hatte, dem Großkanzler bekant, daß er das Reich verlassen würde, wo Prinz Alexander seine Reise fortsetzte: auch, fügte er hinzu, wird Polen meine Entfernung nicht misbilligen, wenn ich in einem öffentlichen Manifest werde bekannt gemacht haben, daß der König den Thron einem jüngern Sohn, mit Zurücksetzung des ältern, zugedacht habe. Es kan seyn, daß die Königin eben zu der Zeit damit mag umgegangen seyn, wie sie hernach öffentlich that: gewiß aber ist es, daß der König nimmer daran gedacht hat. Wäre derselbe von einem günstigen Vorurtheil für einen jüngern Sohn, in einem Alter worin die Gemüthsneigungen sich noch nicht entwickeln, eingenommen gewesen, so würde er nach aller Wahrscheinlichkeit auf den jüngsten, den Prinzen Constantin, gefallen seyn, weil derselbe sein rechtes Ebenbild war. Allein des Prinzen Jacobs Leidenschaft machte ihn aller Betrachtung unfähig. Der König ließ ihm sagen: „er könte „gehen, wenn er wollte, aber der Fluch seines „Vaters würde ihm nachfolgen, und er sollte sich „nicht vorstellen, daß er seinem Könige und Vater

„je wieder unter Augen kommen würde.„ Diese Drohung hatte keine Wirkung auf den Prinzen, als welcher zur Antwort gab: „Er wollte sich nach „den Niederlanden begeben, wovon die Spanier „ihm die Stadthalterschaft angetragen hätten.„ Hiedurch wurde der König so erbittert, daß er auf seine Bestrafung bedacht war. Er machte davon auch wirklich den Anfang, indem er den Hofleuten verbot ihn zu besuchen, worauf ihn auch seine besten Freunde verliessen. Der Jesuit Vota und Venetianische Resident, ein paar Männer von einnehmender Beredsamkeit, bemüheten sich, in einer geheimen Unterredung, ihn zu überzeugen, wie ungegründet seine Eifersucht auf einen Bruder wäre, der wegen seiner Kindheit zu den wenigen nichts bedeutenden Liebkosungen berechtiget wäre: wie ungerecht sein Argwohn wegen der Thronfolge wäre; wie unnatürlich und gefährlich es wäre sich gegen seinen Vater und König zu empören. Sie beredeten ihn endlich um Vergebung zu bitten, und versicherten, daß er glücklich seyn würde, wenn er sie erhalten könte. Der Prinz begab sich demnach zur Armee, und warf sich dem Vater zu Füssen. Dieser verzieh ihm alsobald alles, und erlaubte ihm die Lorbeern, welche er in diesem Feldzug zu samlen hofte, mit ihm zutheilen. Es war etwas rührendes den Held zwischen seinen beiden Söhnen zu sehen, wovon der eine,

ne, welchen er wieder in Gnaden aufgenommen hatte, schon ein Kriegsheld war, der andere aber, welcher stets sein Liebling gewesen, nun hinging Heldenthaten verrichten zu lernen; alle drei zum Angrif des Feindes des Vaterlandes. Die Königin und Prinzesse von Polen blieben auf den Grenzen dahinden, und verbargen ihren gegenseitigen Groll.

Es wurde im Polnischen Kriegsrath beschlossen in die Wallachei einzubrechen, weil ihr Heer nicht stark genug war, Kaminiek zu belagern, und sich auf dem Zug der Türkischen Festung Soroc am Dniester zu bemächtigen. Diese wurde auch wirklich erobert: allein sie und Nerzecum machten auch alle Früchte des Feldzugs aus. Die ungehäure Menge Schnee, welcher früher als gewöhnlich gefallen war, erkältete die Soldaten, verschüttete die Wege, bekümmerte die Artillerie und Wagen, und erschöpfte Mann und Pferde. Wie die Polnische Armee wieder an die Grenzen des Reichs anlangte, sahe sie aus als ob sie sich nach einer Niederlage zurückgezogen hätte. Dies war das viertemal, daß dem Könige sein Anschlag auf die Moldau und Wallachei mislang.

Es war aber auch sein allerletzter Feldzug. Ein hohes Alter nöthigte ihn noch nicht sich zur Ruhe zu begeben, denn er war erst 61 Jahr alt: vierzig in stetem Kriege zugebrachte Jahre, wobei er

seiner Person nimmer geschonet, zehn in verschiedenen Befehlhabers Stellen, und achtzehn in der Hoheit eines Königs, auf einem Thron der eine unabläßige Wirksamkeit erfoderte, diese, sage ich, waren es, welche beides seinen Körper erschöpften und seinen Geist ermüdeten. Er übergab das Kommando des Heers dem Großfeldherrn Jablonowski, damit er sich der Regirung des Inneren des Reichs völlig wiedmen könte. Aber auch dieses war schon über seinen Kräften. Er befand sich in dem zweideutigen Zustande, da er zu schwach war selbst zu regiren, aber noch nicht schwach genug um sich ganz von andern regiren zu lassen.

Nunmehr rückte die Zeit heran da der König von Polen seine Regirung, sein Leben und Leiden beschliessen sollte. Es waren schon 4 Jahre seit dem er das Kommando der Armee aufgegeben hatte. Vor kurzen hatte er auch die Grenzen, wo seine Gegenwart den Feind in Furcht gehalten, verlassen und seiner Gesundheit wegen seine Residenz zu Warschau genommen. Er war zugleich von den Folgen seiner ehemaligen Wunden, dem Podagra, dem Stein, der Wassersucht und beschwerlichen Athemholen geplaget, und man wuste nicht, welche von diesen Krankheiten seinem Leben ein Ende machen würde. Täglich verlor er etwas von dem ätherischen Feuer, welches den körperlichen

chen Bau des Menschen belebet, und keine Pelze, worin man ihn wickelte, waren vermögend ihm die erschöpfte Lebensgeister wiederzugeben. Die Türken und Tartaren hatten zwar etwas von seinem Zustande in Erfahrung gebracht, aber sie sahen ihn als einen Löwen an, den die Thiere, auch wenn er schläft, fürchten. Sie unternahmen nichts von Wichtigkeit zu einer Zeit, da sie alles, was sie nur wollten, hätten thun können. Einige wenige Tartaren thaten nur etliche Streifereien, sie wurden aber von dem Großfeldherrn Jablonowski im Zaum gehalten.

Etwas wunderbares war es, daß des Königs Krankheit ein Mittel wurde die Nation von ihrem Unsinn zu kuriren. Denn wie es an dem war, daß sie ihn verlieren wurde, richtete sie ihre Gedanken mehr auf ein künftiges Haupt als auf die Uneinigkeiten, welche in den dreien letztern Jahren ihre Ruhe gestöret hatten. Die welche sich nach einem Könige ausser dem Vaterlande umsahen, waren zwischen dem Churfürsten von Baiern, den von Sachsen, und den Prinzen von Conti getheilet. Die aber, welche einen einheimischen verlangten, schlugen Jablonowski oder Konski vor. Die Freunde der königlichen Familie empfohlen entweder Prinz Jacob oder Alexander. Der Königin würde nachgesagt, daß sie Vorhabens wäre beides Krone und Bette mit dem Großfeldherrn Jablonowski mit

Hintansetzung ihrer eignen Kinder zu theilen, und wo solches nicht gelingen würde, die Krone lieber dem Prinzen Alexander als ihrem ältesten Sohn zu verschaffen. In letzterm Falle würde sie eben so gut als in dem erstern beides ihrer Neigung und Ehrsucht gedienet haben; weil Alexanders Jugend und Zärtlichkeit gegen seine Mutter ihr Bürge dafür seyn konte, daß sie unter dem Namen ihres Sohns noch lange regiren würde. Den König quälete, in den wenigen Augenblicken da seine heftige Schmerzen etwas nachliessen, eine Voraussicht von lauter Unglück. Er sahe sein Reich von innen durch Faktionen beunruhiget, von aussen durch Feinde angegriffen. Er sahe die Krone, welche er sich durch Verdienste erworben und mit Ruhm getragen hatte, in kurzen zum Raube einer Faktion werden; ungewiß, ob sie bey seiner Familie bleiben würde; einer Familie, deren getrennete Absichten die Qual seines Herzens vollkommen machte. Bei so bestellten Sachen übergab er alles mit einander dem Schicksal, und suchte seine Uebel, ausser dem Trost den die Religion ihm gewährete, durch Bücher und Philosophie zu lindern. Während des ganzen Winters 1696 breitete sich jede Woche ein Gerücht seines Todes in Europa und Asien aus. Bei dem Anfange des Frühlings schien die zunehmende Wärme der Sonne einige wenige Lebensfunken wiederum in ihm zu erwecken. Er erhub sich nach seine

schöne

schöne Gärten zu Villanow, um derselben frischere Luft zu schöpfen; allein es war schon zu weit mit ihm gekommen, daß er derselben hätte geniessen können. Den 17 Brachmonats that er einen Spatziergang im Garten. Des Mittags aß er so gar mit ziemlichen Appetit und andern anscheinenden Zeichen der Besserung: allein zu eben der Zeit war sein Tod geschäftig. Denn wenig Stunden darauf, wurde er mitten unter seiner Familie vom Schlage gerühret, so, daß er ohne Empfindung auf den Fußboden niederfiel. Nach etwa einer Stunde kam er wieder zu sich selbst, und gab seine Unzufriedenheit, daß man ihn gleichsam aus dem Todesschlafe, worin er von dem Elende des Lebens nichts gefühlet, erwecket hätte, zu erkennen, wann er in der ihm gewöhnlichen Sprache sagte: Stava bene, **Ich befand mich wohl!** Alle Gesichter, ausser dem seinigen, waren von Schrecken erstarret. Er ertrug indessen alles mit der Standhaftigkeit eines Soldaten, Philosophen und Christen, und wandte seine letzten Augenblicke dazu an, daß er seine Kinder zur Unterhaltung der genauesten Eintracht ermahnete. Er beschwur die Königin nur derselben Interesse vor Augen zu haben, wenn sie die Krone in ihrer Familie erhalten wollte, und empfahl ihnen allen dem Rath des Polignac, welcher sich ihres wie seines Vertrauens würdig gemacht hätte,

zu folgen. Diejenige von den Senatoren, welche gegenwärtig waren, ermahnete er zur Einigkeit unter einander um des Bestens der Republik willen; welcher Wohlfahrt der Gegenstand seiner Wünsche, auch vor dem Angesichte des Königs aller Könige, vor dem er nun bald erscheinen würde, bleiben sollte. So starb er, und zwar wie August an demselben Tage im Jahr, an welchem er den Thron bestiegen hatte, im 66 Jahre seines Alters, und 23 seiner Regirung.

Die Unglücksfälle, welche nachher seine Familie getroffen, können den Kindern der Könige zur Lehre dienen, daß sie aus Mangel brüderlicher Eintracht alle Vorrechte ihrer Geburt verlieren können. Prinz Jacob wurde, ehe er alle Hoffnung seinem Vater zu folgen, vollends verloren hatte, mit blossen Säbeln von einem Landtage weggetrieben, und fand hernach, statt des Throns, in Leipzig sein Gefängniß woraus er endlich mit dem Bedinge losgelassen wurde, daß er in Schlesien, als ein Oesterreichischer Unterthan, sein Leben beschliessen sollte. Prinz Constantin, welcher aus demselben Gefängniß entwischet war, begab sich nach Polen, wo er eine Heirath eines schlechten Edelmanns that. Seine Gemahlin war eine deutsche Barone, eine Hofdame der Fürstin von Neuburg. Er hatte sich in sie verliebet, bemühete sich aber hernach ihrer wieder los zu werden,

wie

wie es zu spät war. Prinz Alexander wählte sich Rom zum Aufenthalt, wo ihn der Pabst, weil er ihn die gefoderten Ehrenzeichen zu bewilligen nicht für gut fand, nicht vor sich kommen lassen wollte. Endlich erhielte er sie; aber erst auf seinem Todtbette, und im Capucinerhabit, da er sich in seinen letzten Stunden in diesen Orden begeben hatte, in der Einbildung, sich dadurch seiner Seligkeit zu versichern. Die königliche Mutter hielte sich viele Jahre bald bei diesem bald jenem katholischen Fürsten auf, bis sie dieser Wanderung müde, nach ihr Vaterland zurückkehrete, und auf dem Schlosse zu Blois starb, welches Ludwig XIV. ihr zum letzten Ruheplatz gewähret hatte. Der Name Sobieski ist zwar ausgestorben, die Familie lebt aber noch in der weiblichen Linie, und ist in Europa ruhmwürdig bekannt. Der itzige Churfürst von Baiern, welcher bei Regirung seiner Erbländer glücklicher ist als sein Vater bei der kaiserlichen Hoheit war; der junge Held, welchen England verkennet; ein ander Prinz, welchen auch der blosse Name von Turenne der französischen Nation schätzbar machen muß, sind drei Urenkel des hochberühmten Sobieski, und alle drei ihres grossen Anherrn würdig.

Diejenige so wohl, welche den König von Polen hasseten, als die, welche ihn beneideten, nenneten ihn noch bei seinem Leben Vespasian. Und in der That, hatte er einen von dieses Kaisers Fehlern,

lern, so besaß er auch dessen Tugenden. Eben wie jener erhob er sich durch grosse Kriegsthaten zum Thron. Sein bezaubernder Witz; seine Fertigkeit womit er verschiedene Sprachen redete; seine Bekantschaft mit den schönen Wissenschaften; sein angenehmer Umgang; seine sanfte Sitten; seine redliche Freundschaft; seine Zärtlichkeit gegen Gemalin und Kinder, alle diese Eigenschaften würden ihn zwar liebenswürdig im Privatstande, aber noch nicht fähig zu seinem erhabenen Stande gemacht haben. Die Lebhaftigkeit seines Geistes, welche mit einer ausnehmenden Stärke des Leibes gepaaret ging, seine starke Belesenheit in den Landsgesetzen, seine Einsicht in dem Interesse fremder Höfe, seine Kenntniß von der Kriegswissenschaft, die Beredsamkeit welche er auf den Reichstagen, wie die Unerschrockenheit im Felde zeigte, über führten seine Landsleute, noch ehe er auf ihren Thron erhoben wurde, von seiner Fähigkeit sie zu regiren und zu schützen. Er besaß in einem hohen Grad die meisten Tugenden, welche einen rechten König machen. Er ließ seinen Feinden eben sogut als seinen Freunden Gerechtigkeit wiederfahren, und begegnete den letzten noch immer eben so, als da er ihres Beistandes zur Erhaltung der Krone benöthiget war. Die Hitze seines Temperaments setzte ihn zuweilen in Feuer, aber sein Herz wuste von keiner Bosheit. Die Grausamkeit womit er den Türken nach einem Sie-

ge

ge begegnete, ist als ein Rest der Schwärmerei der Kreuzzüge anzusehen, welche allein bei diesen Gelegenheiten seinem von Natur leutseligen, und durch die Philosophie nicht zur völligen Mildigkeit gebrachten Gemüthe, eine gewisse Herbigkeit ließ. Er muste in einem Lande als Polen ist, sich oft vor den Kopf gestossen finden; einem Lande, wo die Freiheit allezeit gegen die Hand des Regenten wachsam ist; wiewohl er diese Hand gegen keine andere erhub als diejenigen, welche das Vaterland beleidigten. Sein Eifer für die Religion war mit keinem Verfolgungsgeiste vermischet. Griechen, Protestanten, Juden und etliche Ueberreste der Socinianer lebten unter seiner Regirung in Frieden; welches desto mehr zu bewundern ist; da zu derselben Zeit andere katholische Mächte ihre eigne Unterthanen durch Verbannung und Blutvergiessen bekehren wollten. Die Königliche Hoheit löschete die Grundsätze des Bürgers nicht in seinem Herzen aus, und er berief die Nation öfterer zu einem Reichstag als einer seiner Vorweser gethan hatte. Er brachte alle Zeit seiner Regirung im Senat, auf den Reichstagen und im Kriege zu. Nie glaubte er, daß im Pallaste eines Königes nur Pracht und Ueppigkeit wohnen müste; seine Sache war vielmehr Menschen und Geschäfte recht kennen zu lernen. Wenn er den Entwurf eines Feldzugs machte, hörete er jedermans Rath an;

den

den Entschluß aber fassete er selbst. Ueberzeugt, wie nothwendig die Gegenwart des Königs zur Kriegszucht, Geschwindigkeit, ja zur Erhaltung des Sieges sey, führete er allezeit seine Truppen selbst an, bis seine Schwachheit es ihm verbot. Polen bewunderte ihn stets, und würde ihn auch beständig geliebet haben, wenn nicht ein freies Volk immer eifersüchtig auf seine Freiheit wäre: Vielleicht auch, wenn er der Königin nicht so viel nachgegeben hätte. Er hat sich den eignen Ruhm erworben, daß er das Ottomanische Reich gedemüthiget hat, welches eine geraume Zeit her alle Christliche Mächte gedemüthiget hatte. Ganz Europa bewarb sich um seine Freundschaft und Verbindung, und Polen erlangte unter ihm ein Ansehen, welches es sehr schlecht bewahret hat. Karl XII, jener nordische Alexander bedauerte seinen Tod mit diesem vielbedeutenden Ausdruck: Ein so grosser König hätte nie sterben müssen!

V.

Nachricht

von einem,

dem Hrn. Swift in Irrland

errichteten,

Denkmahl;

in einem Schreiben des Hrn. J. B.

an

Hrn. Georg Faulkner. *)

(Lond. Mag. 1762. Aug. p. 406.)

Endlich habe ich das, wozu ich Ihnen so oft meine Begierde entdecket, ein Denkmahl des grössesten Geistes unser Zeit, des Dechanten von S. Patrick, zum Stande gebracht. Es ist zwar in sich eine Kleinigkeit; indessen würde ich doch nicht einmal so viel gethan haben, wenn es mich nicht verdrossen hätte zu sehen, daß ein Land, welchem die Geburt eines so grossen Mannes, eines Mannes der dem-

*) Jonathan Swifts Leben siehe Bremisches Magaz. B. I. S. 313.

demselben während seines ganzen Lebens, so treue Dienste geleistet, Ehre gemacht hat, so lange unverantwortlicher Weise vergessen konte seinem Gedächtnisse ein Denkmahl der Dankbarkeit aufzurichten. Länder, die sich an solcher Nachläßigkeit schuldig machen, handeln nicht weise, und thun sich selbst den grössesten Schaden. Denn Männer von Genie werden stark aufgemuntert ihre Talente zum Dienste des Vaterlandes anzulegen, wenn sie sehen, daß das Gedächtniß wohlverdienter Bürger mit Dankbarkeit geehret wird. Der scharfsinnige Vater Castel sagte mir in Paris, er beklagete sich über nichts mehr als daß er nicht ein gebohrner Engländer wäre, aus der Ursache, daß diese Nation dem Shakespear 200 Jahr nach seinem Tode, und neuerlich, dem grössesten aller Genien, dem Ritter Isaak Newton Ehrenmähler gesetzet hätte. Grosse Seelen sind sehr gleichgültig in Absicht auf die Dinge dieses Lebens. Ruhm und Unsterblichkeit ist dasjenige wornach sie sich sehnen, und es ist ihnen zu niedrig auf dem Pfad des Eigennutzes und der Habsucht zu wandeln. In Wahrheit, in so gewinsüchtigen Zeiten als die unsrigen sind, müste man um so viel weniger sparsam seyn mit öffentlichen Merkmahlen der Erkentlichkeit gegen Tugendhafte Männer nach ihrem Tode, je weniger man sich um sie in ihrem Leben bekümmert. Denn dadurch würde man sich eine Folge solcher der menschlichen Gesellschaft so nützli-

cher

cher Personen bereiten. In diesen Gedanken habe ich an J. Swift etwas weniges nach meinem geringen Vermögen gethan.

Auf einem freien Platze vor meinem Hause habe ich eine Rennbahn angeleget. Es ist eine Zirkelförmige Pflanzung, welche aus fünf Gängen besteht, wovon der innerste zum Pferderennen eingerichtet ist, dessen drei Umläufe gerade eine Englische Meile machen. Die Reihen der Bäume sind so gepflanzet, daß sie alle sechs, vom Mittelpuncte betrachtet, nur eine Reihe zu seyn scheinen, und hundert Bogen nach allen Gegenden des Feldes eröfnen. Im Mittelpunkte habe ich einen kleinen Berg erhöhet, und oben darauf eine marmorne Säule auf einem angemessenen Fußgestell, und mit allen zu ihrer Ordnung gehörigen Zierathen, gesetzet. Auf dem Gipfel derselben steht ein Pegasus der sich zum Flug nach den Himmel erhebet, wozu ich auf dem Wurfel des Fußgestells folgende, von einem gelehrten Freunde verfertigte, Inschrift eingraben lassen.

In memoriam IONATHAN SWIFT,
S. T. P. Viri sine pari.

Aonidum fontes aperis, divine poeta,
Arte nova Aetherias propriis, ut Pegasus, alis
Scande domos. Aeternum addet tua fama columnae

Huic

Huic memori decus. Hic tanti, quam possumus, umbram

Nominis in mentem, sacro revocare quotannis

Ludorum ritu juvat; hic Tibi parvus honorum

Offertur cumulus. Laudum quo fine tuarum

Copia claudatur, qui quaerit, gentis Jernae

Pectora scrutetur, latumque interroget orbem.

1750.

Ich habe auch ein klein Kapital zu Premien ausgesetzet, welche jährlich in den feierlichen Spielen bei dem Denkmahle werden ausgetheilet werden. Diese Feierlichkeiten sollen drei Tage währen, und den 1sten Maj jedesmal anfangen. An diesem Tage versamlen sich die Mädchen und Junggesellen der Nachbarschaft, mit Blumensträussen und Kränzen geschmückt auf der Rennbahn, tanzen unter Absingung gewisser zum Lobe unsers scharfsinnigen Patrioten gedichteten Lieder, um das Denkmahl herum, und bestreuen den ganzen Platz mit Blumen. Zuletzt tanzen sie um einen Preis. Die beste Tänzerin bekommt eine mit Bändern besetzte Haube; und nach dem Tanze halten die Junggesellen einen Wettlauf um einen Hut und ein paar Handschuhe. Am zweiten Tage wird auf dem Platze ein Markt gehalten,

ten, auf welchen derjenige, welcher den richtigsten Haspel gemacht hat, eine Guinee, wer aber die grösseste Quantität Garn kauft zwo Guineen zur Belohnung erhält. Am dritten Tage bekommt der Bauer, welcher das beste jährige Kalb, von seiner eignen Zucht, und der das beste Hengst- oder Mutterfüllen, das nicht über zwei Jahr alt ist, bringet, gleichfalls von seiner Zucht, auch zwo Guineen. Alles wird demnach sich noch nicht auf 10 Guineen belaufen; indessen diese nützliche Handthierungen aufgemuntert werden durch die Gedächtnißfeier jenes Patronen, welcher sie mit so vieler Mühe und Aufmerksamkeit andern empfohlen und selbst befördert hat.

VI.

Eine Anekdote von dem Ritter Richard Steele.

Lond. Mag. 1762. August. p. 436.

Niemand hat wohl die Klugheit und gute Wirthschaft mehr angepriesen als R. Steele; indessen war er zu nichts weniger aufgelegt, als zur Ausübung derselben. Sein natürlicher Hang zur Munterkeit und Verschwendung zog ihn oft in Umstände, welche ein so gefühliges und feines Herz aufs lebhafteste kränken mußten. Unter so vielen Personen, welche sich in seinem Umgange und Schriften verliebet hatten, schien ihn niemand mehr zu bewundern als ein gewisser Baronet in Lincolnshire, welcher sich gewöhnlich zu Buttons aufhielte. Dieser Edelmann besaß sehr grosse Güter, hatte ungemein viel zu sagen, und ersuchte R. Steele zu verschiedenen Malen er möchte ihm nur befehlen; alles was n seinem Vermögen wäre, stände

de ihm zu Dienste: er würde ihn dadurch ungemein verbinden. Indessen bedankte R. Steele sich für diese mit dem grössesten Schein der Aufrichtigkeit gethane Anerbietungen, mit derjenigen Höflichkeit und Bezeugung der Erkenntlichkeit, welche ihm eigen war; weil er zu der Zeit keiner Dienste desselben bedürftig war. Wie aber nachher einige Ausschweifungen ihn in die Nothwendigkeit gesetzet hatten eine Summe Geldes, zur Befriedigung eines ungestümen Mahners, zu borgen, entschloß er sich bei dieser Gelegenheit seinen Freund um 100 Pst. auf etliche Tage anzusprechen. Der Edelman empfing ihn mit vieler Höflichkeit und Ehrerbietung, erneuerte die Anbietung seiner Dienste, und bat ihm eine Gelegenheit anzuweisen, worin er ihm seine Freundschaft und Hochachtung zu Tage legen könte. Ja Sir, sagte Steele, in eben dieser Absicht komme ich itzt zu Ihnen. Können Sie mir 100 Pst. auf ein paar Tage vorstrecken, so werde ich es für eine besondere Probe Ihrer Gewogenheit achten. Hätte Steele ihm eine Pistole auf die Brust gesetzet und mit Drohen das Geld abgefodert, so hätte dieser keine grössere Bestürzung von sich blicken lassen können als diejenige war, worein ihn dieser unvermuthete Ersuch setzte. Alle Anbietungen seiner Dienste waren nur auf dem Glauben, daß jener sich derselben nimmer bedienen würde, gegründet gewesen, und hatten nichts anders zur Absicht

als sich dadurch des Steele Freundschaft und genauen Umgang zu erwerben, woraus er sich, so lange es ihm nichts kostete, eine grosse Ehre machte. Nachdem er indessen etwas wieder zu sich selbst gekommen war, stamlete er heraus: Ei! Wahrhaftig, Sir Richard, ich dienete Ihnen gern mit allem was in meinem Vermögen ist. Allein itzt habe ich keine 20 Guineen im Hause: Steele, welcher wohl merkte, daß es nur eine elende Ausflucht war, ärgerte sich gewaltig über seine Niederträchtigkeit und kahle Entschuldigung. So, sagte er, Sir, Sie haben mir durch Versicherung Ihrer Dienstbegierde eine Entdeckung meiner Umstände abgelocket: und nun versagen Sie mir die wirklichen Proben Ihrer Freundschaft und Achtung! Ich kan eine abschlägige Antwort ertragen: aber ich leide nicht, daß man mich mit Spott abweise. Seyn Sie darum so gut und überlegen es ob Sie lieber mir mein Verlangen bewilligen, oder die Wirkungen meines Zorns erfahren wollen. Dies sagte er mit einem so ernsthaften Ton, daß der Baronet stutzte, und, als ob er sich eben recht besönne, antwortete: GOtt! mein theuerster Sir Richard, ich bitte Sie tausendmal um Vergebung! Bei meiner Ehre ich dachte nicht daran, — GOtt verzeihe mir! daß ich einen Bankzettel von 100 Pst. in der Tasche habe. Er ist Ihnen herzlich gern zu Dienste.

Hie-

Hiemit zog er den Zettel hervor. R. Steele steckte ihn so gleich bei sich, sagte aber dabei, Obwohl ich mich sonst schämen würde von einer Person, die so niederträchtig ist als ich euch habe kennen lernen, einen Dienst anzunehmen; so will ich doch, ehe ich mich zum Narren machen lasse, diese 100 Pfund annehmen, und euch, wenn es mir gelegen seyn wird, wieder zustellen. Damit ihr aber künftig eure Gefälligkeiten auf eine anständigere Art verrichten möget, so muß ich die Freiheit nehmen euch zur Stärkung euers Gedächtnisses, ein wenig bei der Nase zu ziehen. Dies that er auch so gleich, und nahm seinen Abschied. Der Baronet blieb erstaunet über diese seltsame Begegnung und schamroth über seine Niederträchtigkeit stehen.

Diese Anekdote hat man aus den Papieren eines vornehmen, neulich verstorbenen Geistlichen, welchem sie Richard Steele selbst erzählet hatte ꝛc.

VI.

Johann Cooks Dr. Nachricht von dem sogenannten Kukuksspeichel.

(Lond. Mag. 1766. March. p. 133.)

Im Frühling sieht man bei schönem Wetter einen Klumpen weissen Schaum auf allerlei Pflanzen ohne Unterschied liegen, welchen man Kukuksspeigel zu nennen pflegt; obwohl die Sache mit dieser Art Vögel nichts zu thun hat, sondern, wie viele andere Dinge, nur aus Irrthum so genennet wird. Die Wege der Natur, in Hervorbringung und Versorgung der jungen Brut, sind vielfältig und mancherlei. Wir kennen sie noch nicht alle, und ich zweifle sehr daran, daß sie uns jemals alle werden bekannt werden. Unter andern sind die kleinen Insekten, welche in demjenigen Schaum, welchen man gemeiniglich Kukuksspeichel nennet, stecken, unser Betrachtung nicht unwürdig.

Dieser

Dieser Schaum ist nicht aus der Pflanze worauf er liegt ausgeschwitzet; denn so müste er als ein ausgetretener Saft grün seyn. Auch entsteht er nicht, wie andere gemeinet haben, von einem schäumichten Thau. Viel weniger ist er der Speichel des Kukuks, der dessen nichts zu viel hat. Bisher haben die Naturforscher nicht gewust was sie von diesem Schaum sagen sollten; endlich aber hat der unermüdete Beschauer der Natur Schwammerdam entdecket, daß er von einer Art Heuschrecken, und zwar aus derselben Munde käme; wiewohl das letzte ein kleines Versehen ist, angesehen diese Feuchtigkeit nicht aus dem Munde, als welcher ihnen fehlet, sondern aus dem Hintern entsteht. Im Sommer sieht man gewisse kleine Thiere, welche die Naturkündige der Aehnlichkeit wegen, **Floh-Heuschrecken** nennen, weil sie sehr klein sind und wie Flöhe herumspringen. Ihre hinterste Beine stehen nicht höher als der Rücken, welches sie von andern Heuschrecken unterscheidet. Sie haben wie die Flöhe am Bauche lauter Falten, wodurch sie bequem sind sehr lebhaft, und ohne daß man eine Zeit dabei unterscheiden kan, umher zu hüpfen. Mitten in dem thierischen Schaum liegt die kleine Heuschrecke, von grüner Farbe, die ihr Futter verräth, und durch die durchsichtige Haut hervor scheinet. Mit der Zeit bekommt sie vier kleine Höhen auf dem Rücken, in

welchen die Flügel eingeschlossen sind, welche sie einer kleinen Kröte ähnlich machen, Sie hat keine Zähne wie andere Heuschrecken, sondern eine steife und scharfzugespitzte Röhre oder Rüssel, womit sie den Saft aus den Kräutern zieht. Merkwürdig ist, daß keine andere Art Heuschrecken diesen Saugrüssel haben, indem alle andere mit einem Maul, Lippen und Zähnen versehen sind, womit sie die Kräuter und selbst den Weinstock benagen. Wenn man den Schaum vorsichtig, ohne dem Thiere zu schaden, wegwischet, dringet alsobald mehr aus dem Hintern heraus, so lange bis genug da ist, ihm wiederum eine Wohnung und Schutzwehre zu verschaffen. Sie legen Eier, aus welchen im Frühlinge kleine Heuschrecken hervorkommen, welche darauf einige Zeit in einer dünnen Haut zu ihrer Sicherheit verhüllet liegen. Diese Hülle hat ihre Augen, Füsse, Flügel und andere Werkzeuge, in welchen die damit übereinstimmende Gliedmassen des kleinen Thiers als in Futteralen stecken. Wenn es aus dem Ei kriecht, sieht es wie ein kleiner weisser Wurm aus, der nicht grösser als eine Nadelspitze ist. Hat es hernach einige Tage von der Pflanze worauf es liegt gefressen, wird es grünlich, zweifelsohne von der Pflanze, welche ihm zur Speise gedienet hat. Nunmehr sieht es einer Kröte oder grünen Frosche ziemlich ähnlich, und wird in diesem Zustande Rana arborea,

rea, der Baumfrosch, genannt. Obschon es in einer häutigen Hülle eingewickelt ist, kriecht es doch schnell und hurtig, wie ich gesehen, nachdem ich es von dem umgebenden Schaum befreiet hatte: doch springt und fliegt es nicht eher bis es seine Haut abgeleget hat. So bald es aus dem Ei gekrochen, klettert es auf eine Pflanze, welche es mit dem Hintern berührt, und damit ein kleinen Tropfen einer gewissen und von Luft angefülleten Feuchtigkeit fallen läßt. Darauf folgt ein ander, ein dritter und immer mehr bis es von einem dicken Schaum ganz bedecket ist, in welchem es so lange bleibt, bis es ein vollkommenes Thier seiner Art geworden, oder bis es von dem Häutlein, worin es bisher eingeschlossen lag, völlig befreiet worden. Um den Speichel als einen Schaum hervorzubringen, macht es sehr geschickt mit der Hülfe seines Körpers einen Bogen, dessen erhabener Theil der Bauch ist: augenblicklich darauf macht es einen andern entgegengesetzten Bogen, so, daß der Bauch, welcher erhaben war, die hole Seite desselben ausmacht. Jedesmal, daß dies schlaue Thier diese entgegenstehende Spannungen macht, drückt es einen kleinen Tropfen des itzbemeldeten Schaums heraus, welchen es an beiden Seiten mit den Füssen von einander treibet. Man hat wahrgenommen, daß, wenn man einige dieser kleinen Floh-Heuschrecken auf einen jungen Schuß der

Münze gelegt, die Blätter, auf welche sie ihren Schaum ausgeworfen, ihr Wachsthum verloren, da die andern ihre völlige Grösse bekommen; welches klar erweiset, daß diese Insekten von dem Safte der Pflanzen sich nähren, so lange sie in ihrem Schaum eingehüllet sind. Wenn sie zu einer gewissen Grösse gelanget sind, machen sie sich von ihren Windeln, ihrer häutigen Hülle, los, lassen sie im Schaum liegen, und hüpfen behende auf dem Erdboden herum. Dieser Schaum ist ihnen im Stande ihrer Kindheit, da sie keine Aeltern haben, welche für sie sorgen, von grossen Nutzen. Er beschirmet sie vor der brennenden Sonnenhitze, welche sie sonst ausdürren und ihre kleinen Aeser augenblicklich in Gerippe verwandeln würde. Er schützet sie demnächst vor der Raubbegierde der Vögel, und vornämlich der gefreßigen Spinne, welche sie bald aussaugen würde. Es ist eine allgemeine Einbildung der Landleute, daß dieser Schaum schön Wetter bedeute. Allein es ist nichts weiter an der Sache, als daß schlimm Wetter ihn vertilget, mithin derselbe nur bei guten stillen Wetter kan wahrgenommen werden.

Leigh, Essex. den 1 März 1766.

* * *

VII.

Auszug eines Brifes eines Engländischen Herrn, welcher i. J. 1765 eine Reise durch Irrland gethan; vom 20. Winterm.

(Lond. Mag. 1766. Febr. p. 90.)

In der Grafschaft Donnegal, 4 Engl. Meilen von Lough Ewens ist mitten zwischen Bergen und Morästen, welche sich an allen Seiten in eine grosse Strecke ausdehnen, ein sehr schöner See, welcher in alten Zeiten Lough Fins, oder weisser See, hieß; ungefähr anderthalb Meilen breit und etwas länger. Nach einer fast im Mittelpunkte derselben liegenden Insel begeben sich jährlich, vom Anfange des Mai bis ungefähr zur Mitte des Augusts aus allen Gegenden Irrlands, viele Römisch-catholische, um daselbst für ihre Sünden Busse

Busse zu thun. Es geschiehet dieses auf Befehl ihrer Beichtväter, obwohl dieselbe ihnen alle andere beliebige Busse in ihrer Heimath auflegen könten. Die Menge die diese Wallfahrt thun müssen, hängt derhalben mehr von der Gewogenheit der entfernten Priester gegen den Prior von Longh-Derg ab, als von dem Glauben, daß in dieser Art Busse eine vorzügliche Kraft stecke. Um indessen diesen Glauben zu befestigen, und den darauf sich gründenden einträglichen Handel zu erhalten, erscheinen oft Priester, zuweilen der titulär Bischof selbst, auch dann und wann Personen von einigem Ansehen unter den Büssenden. Die übrigen sind lauter Leute vom geringsten Schlage, deren jährlich drei bis vier tausend dahin gehen. Eine grosse Anzahl derselben sind nur Gevollmächtigte reicher Leute, welche vermittelst eines kleinen Stücks Geldes hiemit ihre Sünden an den Füssen und Knieen ihrer armen Nächsten büssen.

So bald der Pilgrim, er sey männliches oder weibliches Geschlechts, den Gipfel eines nahe daran liegenden Berges erreichet, muß er Hände und Füsse entblössen, solchergestalt nach dem See gehen, und für 6 Pence (ungefähr 4 ggr.) sich nach der Insel überfahren lassen. Auf dieser stehen zwo mit Stroh gedeckte Kapellen, und funfzehn Häuser, zum Aufenhalt der Priester und Büssenden. Ehedessen hatten die armen Büssenden fast keine

andere

andere Decke als den blauen Himmel; da aber dieses einigen den Tod, mithin den Priestern Schaden zugezogen, hat man für hinlänglichen Schirm und Dach geforget. In diesen Häusern sind verschiedene so angelegte Beichtstüle, daß der Priester denjenigen, welcher sein Gewissen entlastet, nicht sehen kan. Ein jeder Pilgrim muß, so bald er hier angeländet, aufs neue beichten, und ihm wird eine längere oder kürzere Station (so heißt die Bußübung dieses Orts) nach der Beschaffenheit seiner Sünde, nach seiner Musse oder nach dem Urtheil des Beichtvaters auferlegt. Er genießt nichts als Habergrütze, wovon zuweilen Brodt gebacken wird, und Wasser, so lange seine Station währet, welche auf drei, sechs oder neun Tage gesetzet wird.

Um sich nun von demjenigen Theil der Busse, welchen ich ferner beschreiben will, einen rechten Begrif zu machen, so ist zu wissen, daß hier verschiedene Haufen rauher Steine sind, auf deren Gipfel ein Kreutz steht, etwa fünf bis sechs Yards*) von einander. In der Entfernung zweener Yards von demselben läuft ein Kreis von eben solchen Steinen, einen Yard hoch, um dem Haufen als seinen Mittelpunkt herum, und hat an einer Stelle eine kleine Oefnung, durch welche man hineingeht. Nun muß der Pilgrim ohne Schuhe und Strümpfe

*) Ein Yard ist 3 Schuh.

pfe neun mal um die äussere Seite eines jeden Kreises, auf einem mit rauhen und scharfen Steinen belegten Pfade herumgehen, und darf bey Leibe keine Stelle aussuchen, wo er seinen Fuß hinsetzen will, weil dies den Abzug der Sünden, die aus den Fußsohlen heraus müssen, verhindern, zugleich auch seine Andacht von den Ave Maria und Pater noster ablenken würde, von welchen er unter dem Umgange eine gewisse Anzahl hermurmeln, und nach eines jeden Endigung eine Kugel fallen lassen muß. Denn diese heilige Schnur ist der Grund der arithmetischen Andacht, welche nicht nach Gewicht, sondern Zählen geschätzet wird. Diese Steinhaufen und Kreise heissen daselbst, Betten sehr vieler grossen Kalender-Heiligen. Wenn dieses vorbei ist, und des Büssenden Gewissen und Beutel aufs neue in eine Inquisition gezogen worden, (denn er muß täglich, zuweilen mehr als einmal des Tages beichten, und seine 4 ggr. zahlen) wird ihm auferlegt mit blossen Knieen, auf eben so rauhen Steinen, neunmal inwendig eines jeden Kreises um den kleinen Haufen herumzukriechen, und mitlerweile unter Herbetung der Ave Maria so viele Kugeln fallen zu lassen als ihm aufgegeben worden; worauf er das Kreuz küsset, und seine Knie Feierabend bekommen. Nach diesem muß er nach dem Pönitenzloche wandern. Dies besteht aus zween parallel laufenden Wänden von ziemlich grossen

Stei-

Steinen, welche etwa drei Fuß von einander aufgerichtet, und mit andern eben so grossen Steinen überleget sind, so, daß alles mit einander ein enges Gewölbe, nur vier Fuß hoch, formiret, welches hin und wieder eine Oefnung hat, wodurch etwas Licht hineinfällt. Dies Gewölbe ist nicht länger, als daß es nur 12 Büssende zu gleicher Zeit fassen kan, welche ganz enge in einer Reihe so krumm gebückt, daß der Kinn fast an die Kniee stößt, vier und zwanzig Stunden lang, ohne Essen, Trinken und Schlaffen darinn sitzen, und immerfort nach den Kugeln des Rosenkranzes beten müssen. Damit sie aber in dieser Stellung für der Gefahr des Schlafs gesichert seyen, ist ein jeder Büssende mit einer langen Nadel bewafnet, welche er seinem Nachbarn, der etwa zu nicken anfängt, schnell in den Ellenbogen stößt. Gleichwie aber der Priester es auf ihre Ehrlichkeit nicht blosserdings ankommen lassen darf, so hat er ihrem Gemüthe einen noch schärfern Stachel als die Nadel beigebracht, nämlich den Glauben, daß, wenn einer der Büssenden in den Schlaf fiel, der Teufel dadurch ein Recht an den ganzen Trupp bekäme; wie er denn denselben schon zweimal soll weggeholet, anbei eine Weissagung vor sich haben, daß er noch einen dritten Trupp fangen würde. Hierauf folgt zuweilen, bei ungemein schweren Sünden, noch eine oder ein Paar ausserordentlicher

Böni-

Pönitenzen, da man z. B. den Büssenden auf gewisse queer über die Kapelle gehende Stangen setzt, so, daß der halbe Körper als ein Brustbild aus dem Strohdache heraus steht. Indessen nehmen die itztgenannte Marter noch nicht die ganze Masse der Sünden hinweg. Etliche werden aus den Füssen, andere aus den Knieen herausgetrieben; dadurch werden aber die übrigen so weich und losgebeizt, daß ein gutes Bad sie mit einander schon wegwaschen kan. Zu dem Endzweck wird der Büssende auf einen platten Stein im See gestellet; und nachdem er im Wasser bis zur Brust oder zum Kinn, nachdem er kurz oder lang ist, eine Weile gestanden, und eine ganze Menge Kugeln herabgebetet hat, wird er so rein als ein eben getauftes Kind. Wenn alles vorbei ist, bohret der Priester ein Loch durch den Pilgrimstab nahe am Knopfe, schlägt einen hölzernen Zweck queer hindurch, gibt ihm so viele heilige Steinlein aus dem See als er zu tragen Lust hat, welche er als kräftige Gnadenmittel unter seinen Freunden verschenken kan, und beurlaubet ihn hiemit. Alle andere von seiner Kirche, die nicht so eingeweihet sind, begegnen ihn dann mit Ehrerbietigkeit; denn so bald sie den gekreuzten Pilgerstab in seiner Hand sehen, bitten sie ihn knieend um seinen Segen.

VIII.

Nachricht

von der neuen

Römischen Mosaischen Arbeit.

Aus den Briefen

des

Hrn. Samuel Sharp.

(Univers. Mag. 1766. Oct. p. 200.)

Eine der merkwürdigsten Künste des heutigen Roms ist das Mosaische Werk, an welchem itzt in der Peters Kirche, mit Kosten, die das Vermögen einer Privatperson übersteigen, gearbeitet wird. Ich brauche nicht zu sagen, daß die Erfindung schon alt ist; indessen hat man bis auf unser Jahrhundert sich so wenig darauf geleget, daß es fast eine neue Entdeckung zu seyn scheinet. Diese Kunst wird die Hauptgemälde der grossen Meister in ungemeiner Vollkommenheit der Nachwelt überliefern. Ich hoffe folgende allgemeine

Beschreibung wird dem Leser einen Begriff von dieser Mosaischen Arbeit geben.

Die Künstler bereiten vermittelst des Feuers eine Materie die mittler Natur zwischen Stein und Glas, ganz undurchsichtig, dabei so hart und daurhaft als Marmor ist, und besitzen die Kunst derselben alle mögliche Schattirungen der Farben zu geben, welche sie durch das Feuer so fest zu machen wissen, daß sie ihre Lebhaftigkeit ewig behalten. Von diesen mannichfältig gefärbten Steinen machen sie sich einen solchen Vorrath als die Tinten eines Gemäldes erfodern. Dieser künstliche Stein läßt sich brechen, und die Arbeitsleute bekommen durch die Uebung eine Fertigkeit, vermittelst eines bequemen Instruments, Stücke von beliebiger Figur und Grösse mit einem Streiche herunter zu schlagen, deren einige überaus klein, überhaupt aber fast viereckt, und von 2 oder 3 Linien bis einen halben Zoll breit sind. Indessen da der Stein oft beinahe einen Zoll dick ist, so haben die abgeschlagene Stücke die Figur eines länglichen Vierecks, und sehen einem doppelten oder dreifachen Wurfel ziemlich ähnlich. Die Arbeitsleute haben eine unendliche Mannichfaltigkeit dieser verschiedentlich gefärbten Steine in abgetheilten Fächern eines Schiebekastens, welcher ihnen unter der Arbeit so nahe steht, daß sie ihn erreichen, und die Stücken Steine, welche die erfoderliche Farbe haben, herausnehmen können, so

wie

wie ein Setzer die Buchstaben aus seinem Schriftkasten greift.

Damit die Stücke dieser Mosaischen Arbeit in grossen Gemälden weder einsinken, noch hervorstechen können, legen sie einen Grund darunter von verschiedenen mit Eisen zusammen geklammerten platten Steinen. Diese sind hart, anbei ungemein dick, damit man sicher sey, daß sie sich nicht werfen. Von diesen flachen Steinen verbinden sie so viele mit einander als die Grösse des Gemäldes, das sie nachbilden wollen, erfodert, und legen auf denselben einen gewissen Teig oder Cement, welcher in kurzer Zeit fast so hart als Marmor wird. So lange er aber noch weich ist, klopfen sie die kleinen länglichten Steine, die die Farben der anzulegenden Tinten haben, mit sanften Streichen eines kleinen Hammers in denselben hinein. Damit aber der Cement nicht zu geschwind erhärte, legen sie jedesmal nur wenig davon auf. Diese Arbeit geht so sehr langsam von statten, daß 10 bis 11 Mann 8 oder 9 Jahr Zeit brauchen des Raphaels berühmtes Gemälde von der Verklärung zu Ende zu bringen: ein Werk welches, wenn es fertig geworden, ungefähr 3000 Pfund Sterling kosten wird. Wenn der Cement völlig bedecket ist, siehet die Arbeit sehr rauh aus. Die Arbeiter warten darum bis der Cement so hart wie Stein geworden, und sich mit der Mosaischen Arbeit vollkommen vereini-

get hat; darauf reiben und poliren sie die Oberfläche, wovon dieselbe eine bewundernswürdische Schönheit bekommt; wiewohl man gestehen muß, daß das Werk einem Gemälde auf Leinwand nicht gleich kommt. Denn in einem gewissen Lichte betrachtet, hat es als einen Firnißglanz; ja man siehet wohl die Fugen der Steinchen. Doch ist die Mosaische Kopei des berühmten Hrn. Michaels von Guido fast so gut als das Original. Indessen ist gewiß, daß die Künstler sich von Tage zu Tage verbessern. Denn ich habe bemerket, daß die neuere Arbeit diejenige, welche vor etlichen Jahren gemacht worden, sehr übertrift, als welche, wenn man sie genauer betrachtet, an einigen Stellen uneben und grob aussieht, und das Original desto schätzbarer macht.

Es muß einem Kenner, ja einem jeden, der Geschmack an den schönen Künsten hat, ein Vergnügen machen, wenn er hiebei sich vorstellet, daß solche bewundernswürdige Meisterstücke nunmehr aufbehalten sind, um gleiche Genien dermaleinst zum Nacheifer zu erwecken; wo anders die Natur noch einmal Männer von dieser Art, oder um in der Malersprache zu reden, eine solche Schule hervorbringen wird. Ich hätte schon anmerken müssen, daß diese Künstler nicht nach dem Original, sondern einer Kopei arbeiten, welches eine andere Ursache ist, die das Werk kostbar macht, weil es noth-

nothwendig eine gute Kopei seyn muß. Ich hatte mir eingebildet die Ursache, warum man sich einer Kopei bedienete wäre, das Original der Gefahr verdorben zu werden, nicht auszusetzen; aber man hat mir gesagt, da die Farben einer Kopei lebhaft wären, so liessen dieselben sich besser davon, als vom Original, dessen Farben mit der Zeit schwächer werden und verbleichen, nachahmen. Ich habe vorhin erwähnet, daß die Alten auch Mosaische Arbeit gemacht; es ist aber zu wissen, daß ihnen diese Kunst Steine zu bereiten und zu färben unbekant gewesen. Sie bedieneten sich nur des Marmors ꝛc., welcher ihnen nicht so viele Schattirungen auslieferte als die neue Methode an die Hand giebt, weswegen ihr Kolorit unvollkommener seyn muste.

Die Mosaische Arbeit zu Florenz kommt mit der Alten überein. Sie besteht aus Marmor, Kristal, Steinen ꝛc. von verschiedenen manchfaltigen Farben. Die Arbeitsleute müssen ein jedes kleines Stückchen absägen, welches vielmehr Zeit wegnimt, als das Abschlagen derselben, welches bei der Römisch-mosaischen Arbeit geschiehet. Daher ist auch die Florentinische Arbeit noch kostbarer als die Römische: denn ein grosses Gemälde würde eine unglaubliche Summe kosten. Dies ist die Ursache warum sie nur bei kleinen Gemälden, Tafeln ꝛc. bleiben, welche doch, ungeachtet der grossen Kosten, bei weitem so schön nicht sind als die Römische Mosaische Arbeit.

IX.

Warum
das Weibchen des Kukuks
ihre Jungen durch andere Vögel
ausbrüten und auffuttern läßt.

(Univers. Mag. 1766. July p. 16.)

Unter andern wunderbaren Naturbegebenheiten, ist es eine besondere Merkwürdigkeit, daß ein so fleischfressendes Thier als der Kukuk ist, die Ausbrütung seiner Eier und Fütterung seiner Jungen andern, und zwar kleinern Vögeln überläßt; ohne sich selbst ein Nest zu bauen, oder sich nach den Jungen umzusehen. So unnatürlich dieses bei dem ersten Anblick scheint, und so grausam es bei einem vernünftigen Geschöpfe wirklich seyn würde; so klar erweiset es, bei einer genauern Untersuchung, die unendliche Weisheit des grossen Schöpfers. Dieses seltsame Betragen des weiblichen Kukuks hat keine Nachläßigkeit oder Grausamkeit, sondern ihre eigne Selbsterhaltung

zum

zum Grunde. Laßt uns daraus lernen, daß die Ursache, warum viele unbegreifliche Naturbegebenheiten uns oft verkehrt und seltsam vorkommen, in der Einschränkung unser Kenntnisse, und der Unwissenheit der Natur der Dinge, zu suchen sey. Die Zergliederungskunst zeigt uns den wahren Grund an, warum unter allen Vögeln allein der Kukuk sich so wenig Mühe zur Erhaltung seiner Art gibt, mittlerweile die weise Natur seine Jungen mit allen Bedürfnissen, eben so gut, ja weit besser, als wenn es die Mutter thäte, versorget.

Man muß derhalben wissen, daß der Magen der Vögel eine ganz andere Lage habe als bei andern Thieren, indem er nahe an dem Rücken liegt, und unten von den Gedärmen bedecket wird. Diese besondere Lage des Magens in den Vögeln macht, daß ihnen das Sitzen auf ihren Eiern und Jungen weder beschwerlich noch gefährlich wird, weil die auf denselben liegende Gedärme weich, warm und geschmeidig sind, mithin kein Drücken verursachen. Dieser besondere Bau der Vögel verschaffet eine warme Decke, sowohl den Eiern zur Ausbrütung als den ausgeheckten Jungen, deren zarter Magen, welcher nur durch einen dünnen Knochen oder viemehr Knörpelknochen gegen die kalte Luft beschützet wird, die zur Verdäuung erfoderliche Wärme bald verlieren würde, wenn nicht

die Mutter von Zeit zu Zeit sich darauf setzte. Bei dem Kukuk aber liegt der Magen ganz unten, unmittelbar am Bauche, und bedecket die Gedärme, da er hergegen bey andern Vögeln von den Gedärmen bedecket wird. Der Magen des Kukuks ist ein grosser Sack der ungemein viel fassen kan, ist durch ein zellichtes Gewebe oder Netz mit allen ihn umgebenden Theilen verbunden, und reicht vom Brustbeine bis zur hintersten Oefnung.

Aus diesem Bau und so beschaffener Lage des Magens folgt natürlich, daß es dem Kukuk so beschwerlich seyn muß, als es andern Vögeln bequem ist über ihren Eiern und Jungen zu sitzen. Denn wenn die dünne Membrane seines grossen Magens so lange die Last wie des ganzen Körpers so der darin enthaltenen harten Speisen tragen sollte, so würde der Druck beides dem Alten und den zarten Jungen unerträglich werden. Es erhellet also aus dem besondern Bau dieses Vogels, daß seine Jungen nicht nöthig haben so warm bedecket zu werden als andere zarte Vögel, weil ihr Magen gegen die Kälte besser geschützet ist, indem derselbe unter der ganzen Masse der Gedärme liegt. Nimt man alles dieses zusammen, so siehet man die Ursache warum der Kukuk die Mühe der Ausbrütung und Auffutterung seiner Jungen sehr kleinen Vögeln, als Grasmücken, Finken und dergleichen überläst. Er hat darum nicht nöthig sich

selbst

selbst ein Nest zu machen; denn er nimt sich die Freiheit fremde Nester sich zuzueignen, in welche er, wenn der Eigenthümer nicht zu Hause ist, sich einquartiret, alle darinn befindliche Eier vertilget, und in deren Stelle seine eigne leget. Die jungen Kukuke leiden eben nicht darunter, daß sie nicht so warm bedecket werden, weil sie es nicht nöthig haben. Sie erhalten sich durch ihre vorzügliche Stärke und das Futter, welches ihnen ihre kleinen Wohlthäter und ausserordentlich gutherzige Stiefmütter verschaffen: wiewohl sie als unartige Kinder, Ursache sind, daß jene zuletzt fast verschmachten *).

*) Der Uebersetzer hat von mehr als einem Augenzeugen gehöret, daß der undankbare Kukuk endlich seine kleine Pflegemutter auffrißt.

X.

Fortsetzung der unpartheiischen und kurzgefaßten Nachricht von dem Ursprung und Fortgange des letzten Krieges.

(London Magaz. 1761. April p. 183.)

Da ich des Hrn. Bussy gedacht, so giebt mir dieses Anlaß auch dasjenige zu erzählen, was sich im Jahre 1757 auf der Küste Coromandel, oder vielmehr in der weitläuftigen Mogolischen Provinz welche Decan heißt, begeben hat. Vorläufig muß ich aber etwas von den Begebenheiten der Jahre 1755 und 1756 melden, damit man sehe, wie es um dieser Provinz gestanden, wie der Krieg zwischen uns und den Franzosen, i. J. 1757 wieder ausbrach. Eine jede grosse Provinz des Mogolischen Reichs hat einen Unterkönig oder obersten Nabob zum Regenten, deren

deren ein jeder hinwiederum eine gewisse Anzahl kleiner Nabobs unter sich hat; gleichwie auch diese über gewisse ihnen untergeordnete Stadthalter, Polygars genannt, zu gebieten haben. Nach ihrer Reichsverfassung setzet der Kaiser alle Unterkönige, diese, alle Nabobs ihrer Provinzen, und diese alle Polygars in ihrer Nabobschaft. Allein das Mogolische Reich ist nunmehr solchergestalt zerrüttet, daß die Ernennung eines Unterkönigs, Nabobs oder Polygars ohne Wirkung bleibt, wo nicht die bestimmete Person ihr Recht durch Gewalt der Waffen behaupten kan; weil der Kaiser, Unterkönig und Nabob sich selten darum bekümmert, ob seiner Ernennung nachgelebet werde oder nicht. Im Jahre 1748 wurde Nazerzing vom Kaiser, oder Großmogol zum Unterkönige von Decan gesetzet, und dieser bestättigte, Kraft dieser ihm aufgetragenen Gewalt, den Anaverdy Khan in der Nabobschaft von Arcot, welche gemeiniglich Carnate genennet wird. Auf diese Nabobschaft wurde aber vom Muzapherjing, unter dem Vorwande einer Versprechung des vorigen Unterkönigs, Anspruch gemacht. Nachdem er den Französischen Guvernör von Pondicherry Hr. Dupleix durch Bestechungen bewogen hatte ihm beizustehen, schickte dieser ihm 1749 sechs hundert Franzosen aus Pondicherry zu Hülfe, mit welcher Verstärkung er den Anaverdy Khan aus dem Felde schlug, ihn selbst tödtete,

tete, und sich der Stadt Arcot bemächtigte. Aber Mahomed Ali Khan, Anaverdys Sohn, behauptete Trichinopol und sprach uns um Beistand an. Die unsrigen achteten sich dazu um so viel mehr verbunden, da Madras, S. Davids und ein groß Stück der Küste von Coromandel in Carnate liegt; zumal wir grosse Ursache hatten, von einem durch die Franzosen erhobenen und unterstützten Usurpateur das argste zu fürchten.

Dies veranlassete den Krieg zwischen den Franzosen und unser Ostindischen Kompanie, während dessen Nazerzing durch eine von den Franzosen angeblasene Verschwörung seiner eignen Unterthanen getödtet wurde, weil er unser Freund war. Muzapherjing bemächtigte sich darauf mit Hülfe der Franzosen der unterköniglichen Würde von Decan, und theilete die Regirung mit Hr. Dupleix. Allein nicht lange hernach wurde Muzapherjing gleichfalls von denselben Aufrührern, die ihn erhoben hatten, ermordet, und Sallabatzing des Nazirzing Bruder zum Unterkönige erkläret. Dieser überließ sich gänzlich den Franzosen um sich ihres Beistandes zur Behauptung der unterköniglichen Würde zuversichern, indem sein ältester Bruder Gawsedy Khan vom Großmogol zum Unterkönige von Decan war erkläret worden, zugleich auch des Muzapherjing Sohn Anspruch auf die Regirung machte. Nachdem die Franzosen sich entschlossen

hatten

hatten ihn gegen beide zu unterstützen, schickten sie ihm 600 Mann unter den Herren Bussy und Law zu, welche ihn nach Aurengabad, der Hauptstadt der Provinz bringen sollten; mittlerweile sie mit dem Reste ihrer Truppen den Krieg gegen uns und Mahomed Ali Khan, welchen Gawsedy Khan zum Nabob von Arcot erkläret hatte, führeten. Sie hatten aber darin so schlecht Glück, daß sie Gott dankten einen Waffenstillstand erhalten zu können, welcher, nachdem man im Weinmonate die Feindseligkeiten eingestellet hatte, endlich am letzten Tage des Jahres 1754. geschlossen und unterzeichnet wurde.

Da Gawsedy Khan und sein Sohn am Hofe zu Dehli so viele Gewalt hatten, daß sie es kaum der Mühe werth achteten, ihr Recht zum Thron von Decan geltend zu machen, fand Sallabatzing keinen Widerstand, aber Mahomed Ali Khan erlangte auch keinen Beistand von denselben. Indessen sahe Sallabatzing so viele Schwierigkeiten zur Behauptung von Golconda und den übrigen nördlichen Provinzen seines Reichs vor sich, daß er sich von Hrn. Bussy und den französischen Truppen nicht trennen durfte, noch den Franzosen einige Hülfe gegen uns und unsern Nabob Mahomed zuschicken konnte. Ja selbst nach den zwischen uns und den Franzosen geschlossenen Frieden, blieb Hr. Bussy und dessen Truppen bei ihm, um ihm zu helfen

den

den Tribut, welchen die Nabobs und Polygaren in diesen Ländern ihm zahlen musten, beizutreiben. Indessen foderte Hr. Bussy einen so grossen Theil von den zusammengebrachten Geldern, daß Sallabatzing sich endlich für seine Dienste bedankte, und ihm befahl sich mit seinen Truppen hinwegzubegeben. Hr. Bussy zog sich 1756 von Aurengabad zurück; marschirte aber, statt sich nach irgend einem französischen Orte an der Seeküste zu wenden, nicht weiter als nach Hydrabad der Hauptstadt von Golconda, welcher er sich bemächtigte, mit der Erklärung, daß er nicht allein diese Stadt, sondern auch ganz Golconda, wenigstens einen grossen Theil desselben so lange zur Sicherheit behalten wollte, bis man ihn in Ansehung dessen, was er und die Franzosen von Sallabatzing foderte, vergnüget hätte. In dieser Absicht machte er nicht nur den Anfang Hydrabad zu befestigen, sondern es wurden auch zu Pondicherry vier bis fünf hundert Mann eingeschiffet, welche zu Masulipatam landen, und von dannen nach Hydrabad dem Hrn. Bussy zu Hülfe marschiren sollten. Hierauf schrieb Sallabatzing an unsern Guvernör zu Madras, und flehete denselben um Beistand an. Wir entschlossen uns auch wirklich, ihm eine hinlängliche Hülfe zu schicken, weil wir dazu nunmehr vollkommen berechtiget waren, da dieser Schritt der Franzosen eine offenbare Verletzung des neunten Artickels des

so

so neulich zwischen uns und ihnen errichteten Tractats war; als in welchem es ausdrücklich hieß: „Keiner von beiden Nationen soll es erlaubt seyn, „während des Waffenstilstandes einige neue Bewil„ligung oder Abtretung sich zu erwerben, oder zur „Behauptung neuer Sitzplätze, Festungen zu er„bauen; eine jede soll nur befugt seyn, diejenigen „Festungen, welche in denen Plätzen, die sie itziger „Zeit besitzet, sich befinden, zu bauen und auszu„bessern, damit sie nicht gänzlich verfallen.„

Dies, sage ich, gab uns ein Recht, den Sallabatzing bei zu stehen, welcher bei den damaligen Verwirrungen des Hofes zu Dehli in dem ruhigen Besitze der unterköniglichen Würde von Decan gelassen wurde, und willig war, unsern Freund Mahomed Ali Khan in der Nabobschaft von Arcot oder Carnate, mit welchen Bestimmungen wir es verlangten, zu bestättigen. Ueberdem war es auch nothwendig, die Franzosen ausser Stand zu setzen ihre Absicht auf Golconda auszuführen; da sie allem Ansehen nach vorhatten sich dieses ganzen Landes, welches einen Theil der Küste von Coromandel ausmacht, auf welchem wir verschiedene Sitzplätze und Factoreien haben, zu bemächtigen. Denn die Franzosen sind von den Grösten bis zum Kleinesten ein so herrschsüchtiges, unruhiges und eingreifendes Volk, daß, wo sie in der Welt sich einmahl niedergelassen, die Nachbaren auf ihrer

Hut

Hut stehen, und ihre Aufführung sorgfältig beobachten müssen. Diesem zufolge wurde zu Madras beschlossen, den Sallabatzing eine Hülfe von ungefähr 400 Europäern, mit einem Zug grobes Geschützes, und 400 Sepojen zu schicken; welches man hinlänglich hielte, ungeachtet Hr. Bussy, nachdem er sich mit einem Detaschement von Pondicherry vereiniget, beinahe 1000 Europäer, ausser den Sepojen, unter seinen Befehlen hatte. Ehe aber diese unsre Truppen ihren Marsch antreten konnten, lief die traurige Nachricht aus Bengal ein, welche uns nöthigte, alles was wir von Truppen nur entbehren konnten, dahin zu senden, um unsre Plätze in diesem Lande wieder zu erobern. Wie nun Sallabatzing sahe, daß er von uns keinen Beistand zu erwarten hätte, fand er sich genöthiget, sich mit den Franzosen auf alle Bedinge, die sie ihm vorzuschlagen für gut achteten, zu vergleichen; woher es kam, daß diese völlig Herren von Golconda waren, wie die Zeitung von der Kriegserklärung zwischen uns und Frankreich, im Frühlinge 1757 einlief. Wie also die Franzosen damals Golconda inne hatten, ließ sich leicht voraus sehen, daß sie uns in dieser Provinz oder Königreiche wie es zuweilen genennet wird, angreifen würden. So bald wir derhalben die Nachricht vom Kriege bekommen, ließ die Kompanie alle ihre Güter und Leute aus ihren Factoreien zu Ingeram

und

und Bandermalanko, imgleichen den grössesten Theil der Güter von Vizagapatam zurück kommen. Die Besatzung aber und alle Leute, welche wir in letztgenannten Orte hatten, wurden, aus einer mir unbekanten Ursache, nicht abgerufen, obwohl die Festung so schwach oder so schlecht versehen war, daß die Besatzung, auf der ersten Auffoderung des Herrn Bussy, den 25. Brachm. 1757 sich zu Kriegsgefangenen ergeben muste. Wir verloren demnach, ausser allem Geschütze und Vorrath den wir in diesem Orte hatten, 140 Europäer und 400 Sepojen und Topassen, welche sich unmöglich gegen ein solches Heer, womit Herr Bussy sie angrif, halten konten. Dieses bestand aus 600 Europäern, 4000 Lanzenträgern, welche ihm ein benachbarter Polygar übergelassen hatte, anbei 6000 Sepojen und 30 Kanonen. Indessen ist es sehr wahrscheinlich, daß man zu Madras geglaubet, die Besatzung würde die Belagerung einige Tage aushalten können, während welcher Zeit wir und der Nabob von Arcot, welcher in der Freundschaft getreuer und standhafter war, als die Indianischen Fürsten zu seyn pflegen, ein Heer zu ihrem Entsatz aufbringen möchten. Ob dieser Gedanke gegründet oder ungegründet gewesen, kan allein aus dem Zustande, worin die Festung zu der Zeit gewesen, wovon ich aber nie zuverläßige Nachricht bekommen, entschieden werden.

Wäre Herr Bussy nach Einnehmung des Forts, mit der grossen unter ihm stehenden Armee, gerades Weges in Carnate gerücket, so würden die Unsrigen zu Madras in eine harte Klemme gerathen seyn, da die Franzosen in dieser Provinz schon einige Zeit vorher angefangen hatten auf sie los zu gehen: da er aber den Herrn Law mit einer starken Anzahl seiner Golcondischen Truppen seinen Landsleuten in Bengal zu Hülfe geschicket hatte, nachdem er das Glück unser Wafen in dieser Gegend vernommen; so besorgte er, wie ich glaube, unsre sieghafte Armee möchte entweder zu Lande in Golconda eindringen oder zur See, wovon wir Meister waren, herüber gebracht werden; weswegen er es nothwendig zu seyn erachtete daselbst mit seiner ganzen Macht bis zu Ende des Jahres zu bleiben. Ich wende mich derhalben nach Carnate, woselbst ein Corps unser Truppen unter Kapit. Caillaud, unserm Commendanten zu Trichinopel beschäftiget war einen von den Brüdern unsers Nabobs zu Paaren zu treiben, welcher rebelliret und Madura samt Tinnevelly weggenommen hatte, nachdem die Zeitung von der Kriegserklärung eingelaufen; mit welcher, oder wenigstens bald hernach, auch der Obriste Adlerkron nebst seinem Regimente eingetroffen war.

Ungefähr um diese Zeit hatten die Franzosen zu Pondicherry eine Verstärkung von 200 Mann

aus

aus Europa bekommen; gleichwie sie nun wusten, daß Kapit. Caillaud mit einem starken Detaschement von seiner Besatzung gegen unsers Nabobs rebellischen Bruder ausgerücket, und nunmehr mit der Belagerung von Madura, ungefähr 100 Engl. Meilen von Trichinopel, beschäftigt war; fasseten sie den Anschlag diesen wichtigen Platz zu überrumpeln, welches sie auch aufs listigste zu bewerkstelligen suchten. Es würde nämlich Herr d'Auteuil mit nur 200 Mann von Pondicherry des Weges nach Trichinopel abgeschicket, unter dem Vorwande sich wegen einiger von den Polygaren etlicher kleinen Oerter verübten Beleidigungen Genugthuung zu verschaffen: auf diesem Marsche aber sollte ein starkes Corps Truppen in kleinen Abtheilungen und auf verschiedenen Wegen sich mit demselben vereinigen. So listig dieses auch angefangen war, schöpften doch unsre Leute zu Madras einigen Verdacht, und warfen deswegen nicht allein eine Verstärkung von 50 Mann in die Festung, sondern befahlen auch dem Kapit. Caillaud sein Volk auf den ersten Wink marschfertig zu halten, kein Geld zur Einziehung der Kundschaften zu schonen, und auf die erste Nachricht, daß die Franzosen sich der Festung näherten, sich nach seinen Garnisonsplatze zu begeben. Die beiden ersten Befehle vollführete er aufs pünktlichste, und ließ insonderheit dem Commendanten in Trichinopel sagen, daß er alle

mögliche Kundschaft von den Bewegungen der Franzosen einziehen möchte. Indessen ließ sich d. 12. Mai eine der förderſten Parteien vor dem Orte sehen ehe dem Kapit. Caillaud die geringste Nachricht von ihrer Anrückung zugekommen war. Den Augenblick aber, wie er die Zeitung bekam, setzte er sich mit allen seinen Europäern, und 1000 der besten Sepojen, welche sich mit Proviant auf vier Tage versehen musten, in den Marsch, und ließ den Rest seines Heers, unter dem Lieutenant Rumbold zur Einschliessung von Madura zurück. Ehe der Kapitain sich vor Trichinopel sehen ließ, erkundigte er sich aufs genaueste nach der Stärke und Lage des Feindes. Er brachte in Erfahrung, daß dessen Heer aus 900 Mann Europäischer Fußvölker und 100 Reutern, anbei drei bis vier tausend Sepojen und etlichen hundert Indianischen Pferden bestand; und daß der Feind nicht allein die Stadt berennet, sondern auch alle Zugänge, wo auch nur ein Mann gehen konte, besetzet hätte. Allein gegen Westen war neun Meilen lang am Flusse eine Strecke Reisfelder, welche wie gewöhnlich Knietief mit einem dünnen Schlamm bedecket waren; inmassen dieses Getreide am besten gedeihet, wenn es unter Wasser steht. Diesen Strich sahen die Franzosen als einen Sumpf an, und hatten, in den Gedanken, daß kein Corps Truppen es wagen würde durch denselben der Stadt zu Hülfe

zu

zu kommen, denselben nicht besetzet; wie sie denn auch in der That nicht wohl konten. Wie beschwerlich indessen dieser Weg war, entschloß sich doch Kapit. Caillaud denselben zu nehmen. Um aber den Feind zu verleiten marschirte er, so lange es Tag war, immer auf der Heersstrasse auf die Stadt zu, und ließ einen kleinen Haufen Sepojen in dem Gesichte des Feindes herumschwärmen, als ob derselbe suchte an der Ostseite in die Stadt einzudringen. So bald es aber anfing finster zu werden, verließ er die Strasse, wandte sich zur Linken und kam ungefähr um 10 Uhr auf das Reisfeld, auf welchem er etliche Stunden in der grösten Stille fortmarschirte, bis er vor Anbruch des Tages mit seinem ganzen Corps, ohne von dem Feinde entdeckt zu werden, glücklich in die Stadt kam. Dieser gerieth, so bald er es gewahr geworden, in eine solche Furcht für einen Ausfall, daß er noch in derselben Nacht sich zurück zog, über den Fluß ging und sich auf der Insel Seringham setzte. Wegen dieses übereilten Rückzugs wurde Herr d'Auteuil zurückberufen und ihm das Commando genommen.

So bald zu Madras die zuverläßige Nachricht eingelaufen, daß die Franzosen Vorhabens, ja schon wirklich auf dem Marsch wären Trichinopel zu belagern, machte man Anstalt dieser Stadt ein so starkes Heer als nur aufzubringen wäre, zu

Hülfe zu schicken. Dieses trat den 26 Maj den Marsch von Madras an, und sollte unter Weges mit einem Corps Truppen unter dem Obristen Forde verstärket werden, welcher schon im vorigen Monate gegen den Polygar von Nelloure war geschicket worden. Der Oberbefehl des ganzen Heers wurde dem Obristen Adlerkron anvertrauet, welcher den Obristen Forde zu Outremalour einwartete, und mitlerweile sich mit Schleifung der Festungswerke dieses Orts beschäftigte: Ehe er damit zu Ende gekommen, empfing man zu Madras die Nachricht, daß es den Kapit. Caillaud geglücket wäre sich in Trichinopel zu werfen, und die Franzosen sich darauf zurück gezogen hätten. Da es also nunmehr unnöthig war die Armee dahin zu schicken, sandte man dem Obristen Adlerkron Befehl die Festung Vanderwasch einzuschliessen, und die Belagerung mit allem möglichen Ernst fortzusetzen, damit er sich derselben, ehe die Französische Armee zum Entsatz käme, bemächtigte. Doch ehe er noch den Anfang zur Ausführung dieser Befehle machen konte, empfing der Guvernör und Rath zu Madras die Zeitung, daß die Französische Armee nach Pondicherry zurückgegangen wäre, woraus sie den übereilten Schluß machten, daß man itzt die Kosten, eine Armee im Felde zu halten, ersparen könte, indem man sich falschlich einbildete, daß die Franzosen alle Gedanken, uns ferner anzugreifen, hät-

hätten fahren lassen. Es wurde demnach dem Obristen Adlerkron Befehl zugesand gegen Vanderwasch nichts zu unternehmen, sondern mit seiner Armee nach Madras zurückzukommen. Allein diese gar zu Haushälterischen Herren fanden sich gar bald in ihren Gedanken von den Franzosen betrogen. Denn ihre Armee hielte sich nicht lange zu Pondicherry auf, sondern marschirte, nachdem sie eine ansehnliche Verstärkung bekommen, mit solcher Geschwindigkeit wieder ab, daß Outremalour, nur einige Stunden nachdem Adlerkron es verlassen, schon von einer ihrer Parteien erreichet und besetzet wurde. Desselben Tages da er sich aus Chengalaput herausgezogen, kamen die Franzosen mit einem beschleunigten Marsch von Outremalour nach Kanjeveram, plünderten diese Stadt und griffen die Festung an; wurden aber von einem tapfern Sergeanten unser Truppen, welcher zwo Kompanien Sepojen unter sich hatte, zurück geschlagen, wobei einer ihrer Officire nebst sechs Europäern getödtet, und etwa zehn verwundet wurden. Dies lehrte unserm Rath zu Madras ihre unzeitige Sparsamkeit ab. Es wurde dem Obristen Adlerkron, welcher nur noch sechs Meile von Madras war, Befehl zugeschickt sich mit seiner Armee zu wenden und den Franzosen entgegen zu gehn. Dies that er mit aller Eilfertigkeit die ihm, ohne seine Truppen abzumatten, nur möglich war, und schlug

den 10. Heum. sein Lager vier Meilen von dem Feinde auf, in der Absicht ihn, wo möglich, des folgenden Tages anzugreifen, ungeachtet derselbe von Mannschaft besonders an Europäern, deren er bei die 2000 anführete, weit übertraf. Er fand ihn aber in einem sehr festen Lager bei Vanderwasch, zu welchem alle Zugänge so stark mit Kanonen besetzt waren, daß er nicht ohne die grösseste Gefahr konte angegriffen werden. Er blieb derhalben bis nach der Mitte des Monats in seinem Lager, und machte täglich Versuche den Feind zu einer Schlacht in offnen Felde zu bringen. Wunderbar war es indessen, daß man dem Feinde die Zufuhr nicht abschneiden konte, da wir doch in dem Besitze von Chettaput, einer nahe liegenden starken Festung waren. Was indessen die Ursache mag gewesen seyn, so wandelte unserm Rath ein neuer Anfall der Sparsamkeit an: das Kampiren währete ihm zu lange, und er befahl darum dem Obristen aufzubrechen und einen Theil der Armee nach Chengalaput und Carangoly, den Rest aber nach Canjeveran zu verlegen. Die Franzosen hielten sich hierauf in ihren Lager stille, bis sie den 20 Herbstmonat sich entschlossen den Polygar von Chettaput, wegen seiner gegen uns gehegten Freundschaft abzustrafen. In dieser Absicht marschirten sie aus und berenneten den Ort. Obwohl aber derselbe nicht sonderlich fest war, so hatte doch Nizer Maho-

homed Khan der tapfre Polygar, mit dem Beistande eines Sergeanten und 16 Mann, welche ihm vor einiger Zeit von Madras geschicket waren, sich vorgenommen, denselben bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen, zweifelsohne in der Hoffnung, daß unsre Armee ihn entsetzen würde. Ich sehe aber nicht, daß wir so großmüthig, ja nicht einmal so klug gewesen sind um uns deshalben einmal zu rühren. Dem ungeachtet hielte der herzhafte Nizer sich bis aufs äusserste, und wehrete sich, nachdem der Feind in die Stadt gedrungen war, gegen denselben von einer Strasse zur andern, bis er zuletzt von einer Musketenkugel erleget wurde; worauf seine Familie sich zerstreuete und ein schreckliches Bludbad unter seinen Truppen angerichtet wurde, wobei doch die Belagerer sehr einbüsseten. Denn obgleich diese Indianer sich durchgehens im Felde sehr schlecht halten, so vertheidigen sie sich doch oft in den Festungen überaus hartnäckig, wie wir in diesem Sommer bei Madura und Nelloure erfuhren.

Ich habe oben gemeldet, daß Kapit. Caillaud mit der Belagerung von Madura beschäftigt gewesen, wie ihm die Vermuthung, daß die Franzosen eine Absicht auf Trichinopel hätten, aller erst bekant gemacht wurde. Dies brachte ihn zu dem Entschluß die Stadt, um sich mit keiner langen Belagerung aufzuhalten, bei Nachts Zeit durch Er-

Ersteigung zu überrumpeln. Madura ist eine weitläuftige Stadt, welche nach der alten Art mit zwoen Mauern, die von verschiedenen in gehöriger Entfernung aufgeführten runden Thürnen vertheidiget wird, befestiget, und mit einem trocknen Graben umgeben ist. Es würde deswegen eine Verwegenheit gewesen seyn, sie durch Ersteigung zu überraschen, wenn sie eine wachsame Besatzung gehabt hätte. Allein Wachsamkeit macht gewiß den unterscheidenden Charakter dieser Nation nicht aus. Wie nun der Kapitain eines Tages von innerlichen Kundschaftern gewisse Nachricht erhalten, daß die Besatzung weniger als sonst auf ihrer Hut stände, wagte er so bald er eine hinlängliche Anzahl Sturmleitern fertig hatte, den Versuch, und war darin anfangs so glücklich, daß die ganze vorausgerückte Partei die äussere und niedrigste Mauer, ehe die Belagerten es bemerkten, erstieg. Wie aber eine der langen Leitern bei dem Herüberziehen über die äussere Mauer zerbrach, wurde dadurch die nächste Schildwache aufgewecket und erschrecket, welche also bald rief, und wie keine Antwort erfolgte, feuerte. Die nächstfolgende Schildwache ließ darauf ein gewisses blaues Feuer, wozu Salpeter und Spiesglas gebraucht wird, und welches ein ungemein helles Licht giebt, in die Höhe steigen, bei welchem man sahe, daß die Bestürmer schon an dem Fusse der innern Mauer in Bereitschaft stunden, dieselbe zu

erstei-

ersteigen. Hierauf kam alles in Allarm. Die Truppen liefen aus allen Ecken herzu, wovon ein jeder sich so gut er konte, doch die mehresten mit Flinten bewafnet hatten; und da von Augenblick zu Augenblick die Leuchtfeuer sowohl als das Volk sich vermehrete, wurde zum Rückzug Befehl gegeben, welcher auch mit einem gar geringen Verlust bewerkstelliget wurde, weil die Leute von der Besatzung zu verwirret waren, ein rechtes Augenmerk zu nehmen, auch keine Parteien zwischen beiden Mauern formirten, welche uns daselbst mit stärkern Waffen angreifen könten. Bald darauf wurde Kap. Caillaud oberwähnter Maassen genöthiget sich nach Trichinopel zu wenden. So bald er aber vernommen, daß die Franzosen gegen Norden marschiret wären, mithin die Festung sich ausser Gefahr befände, kehrete er nach Madura zurück, um die Belagerung zu vollenden, und bedienete sich dabei der beiden mitgenommenen vier und zwanzig pfündiger so nachdrücklich, daß er den 9 Heum. in beiden Mauern Lücken gemacht hatte, die ihm hinlänglich schienen. Sie würden auch in der That so erfunden worden seyn, wenn er Europäer genug bei sich gehabt hätte. Indessen wagte er doch mit den wenigen die er hatte und seinen Sepojen des Nachmittags den Sturm. Weil aber der Europäer nur 90 waren, welche von den Sepojen nur schlecht unterstützet wurden, und die

Bela-

Belagerte, welche lieber in der Bresche umkommen als weichen wollten, eine so hartnäckige Gegenwehr thaten, daß verschiedene Europäer, und etliche der tapfersten Sepojen entweder getödtet oder schwer verwundet, und die übrigen vom Fechten ganz ermüdet wurden, so wurde man endlich genöthiget sich zurückzuziehen, zumal da die Bresche durch die Menge der Erschlagenen war verstopfet worden. Man räumete dieselbe zwar etwas wieder auf; allein der Kapitain konte die Sepojen nicht zum zweiten Angrif bewegen: er muste sich daher zu einer von dem rebellischen Bruder vorgeschlagenen Kapitulation bequemen, welche darin bestand, daß er Madura für die Summe von 170,000 Rupeen (ungefähr so viel Gülden) übergab. Ich finde nirgends, daß dieser Polygar einigen Beistand von den Franzosen gehabt. Vielleicht hat er denselben nicht verlanget, weil französische Treue und Glauben in jenem Lande eben so viel gilt als in Europa.

Aber ein andrer Bruder unsers Nabobs, welchen derselbe zum Polygar von Nelloure gemacht hatte, rebellirte nicht allein wider ihn, sondern suchte auch Hülfe bei den Franzosen. Diese schickten ihm auch wirklich 70 bis 80 Europäer und etliche Sepojen, wofür er ihnen die Haven Ramahatam und Kistnapatam mit einem Striche Landes überließ. Denn die Franzosen halten allezeit je-

mand

mand genugsam befugt etwas zu verschenken, wenn er es ihnen nur schenket. Wir hatten demnach eine doppelte Ursache unsern Nabob gegen seinen rebellischen Bruder beizustehen. Zuforderst um zu verhüten, daß er nicht ausser Stand gesetzet würde, die grossen Schulden, womit er der Kompanie verwand war, abzutragen; demnächst um den Franzosen die Besitznehmung der beiden Haven, nach welchen unsre Kaufleute in Madras einen starken Handel hatten, zu verwehren. Dieser Ursachen wegen wurde obbemeldeter maassen der Obriste Forde, im April, mit 100 Europäern, 50 Caffern, 300 Sepojen, zweien Feldstücken, einem 18 pfündigen und noch 3 andern von Madras ausgeschickt. Auf seine Anrückung schloß der Polygar sich mit seiner ganzen Macht in Nelloure ein. Dies ist eine ziemlich ansehnliche Stadt, welche von einer sehr dicken mit Leimen aufgeführten Mauer umgeben ist, und rund umher einen trocknen Graben hat; ausgenommen eine Seite wo das Bette eines Flusses, welches ausser der regnichten Jahrszeit immer trocken ist, desselben Platz vertrit. Dieser Ort wurde unverzüglich und mit solchem Ernst belagert, daß am 5 Mai eine Bresche gemacht wurde, die man hinlänglich zu seyn erachtete. Man wagte darum desselben Morgens frühe den Sturm, worin unsre Leute besonders die Europäer und Caffern sehr herzhaft die Bresche hinaufstiegen.

Wie

Wie sie aber sich bestrebten den Gipfel zu erreichen, trafen sie einen so lebhaften Widerstand, der von dem Polygar selbst angeführten und durch dessen Gegenwart ermunterten Truppen an, daß es ihnen unmöglich war höher zu kommen; zumal da sie nach einem blutigen Gefechte von 45 Minuten, von den Sepojen, welche den Rücken wandten, und so schnell sie konten nach unser Batterie zurückliefen, im Stiche gelassen wurden. Hiedurch wurde der Obriste Forde, nachdem ihm 40 Europäer und 50 Caffern und Sepojen theils getödtet, theils verwundet worden, genöthiget sich zurück zu ziehen, welches in so guter Ordnung geschah, daß der Feind es nicht wagte einen Ausfall zu thun, und ihm nachzusetzen. Er verlor also dabei zwar nicht einen Mann: indessen muste er die Fortsetzung der Belagerung bis zur Herstellung seiner Verwundeten aufschieben: allein ehe dieselbe völlig genesen waren, bekam er, wie ich vorhin erwähnet, Befehl zu dem Obristen Adlerkron zu stossen.

Was indessen die französische Armee betrift, welche ich zu Chettaput gelassen, so marschierte dieselbe alsobald nach Eroberung dieser Festung nach Pondicherry zurück, und unternahm nichts weiter gegen uns, ungeacht sie mit einer im Herbstmonate angelandeten Flotte eine Verstärkung von tausend Mann bekommen, wodurch sie ein grosses Uebergewicht über uns auf dieser Küste bekamen. Muthmaß-

maßlich besorgten sie von dem Regenwetter überfallen zu werden, wenn sie einen Zug unternommen hätten. Diese Regenzeit nimt im Weinmonate ihren Anfang, und hält wenigstens drei Monate an. Während dieser Jahrszeit ist es nicht möglich etwas zu Lande zu unternehmen, oder auch nur wieder nach Hause zu kommen, weil die Flösse nicht zu paßiren sind. Zur See läßt sich eben so wenig ausrichten, weil das Wetter grosse Gefahr verursachet.

*) Nachdem ich die Geschichte des Krieges, welchen ich den Unsrigen nenne, vom Jahre 1757, vollendet habe; wende ich mich zur Beschreibung desjenigen, der auf dem festen Lande von Europa geführet worden, welcher in der That nicht der Unsrige kan genennet werden; ungeachtet wir so vielen Antheil daran genommen, daß nicht nur das gegenwärtige, sondern vielleicht einige folgende Geschlechter dadurch ausser Stand gesetzet worden, künftig einen sie selbst betreffenden Krieg, mit dem Nachdruck womit wir den gegenwärtigen fortsetzen, zu führen. Ich schloß die Erzählung des Deutschen Krieges vom vorigen Jahre mit Meldung, wie

*) Lond. Mag. 1761. May. p. 238. Wir nehmen übrigens an dieser Erzählung des Engländers keinen Antheil: sondern wir übersetzen bloß seine Worte, ohne uns für oder wider seine Meinungen zu erklären.

wie Oesterreich und Preussen ihre Bundsgenossen und Gewährleistende Mächte um den verabredeten Beistand angesprochen *). Diese Anfoderungen aber hatten, wie gewöhnlich, bei keinen andern Höfen Wirkung, als denen, welche wegen ihrer eignen Vortheile und Absichten es für dienlich erachteten, ihre eingegangene Verbindungen zu erfüllen. Frankreich und Rußland hatten sich schon erkläret, und dieses hatte sonder Zweifel einen starken Einfluß auf den Reichstag zu Regensburg. Die Fürsten und Stände des Reichs wollten die feine Unterscheidung des ersten Angrifs und der ersten Feindseligkeit, welche Preussen auf die Bahn gebracht, nicht begreifen, sondern sahen den König von Preussen, weil er die ersten Feindseligkeiten verübet hatte, für den ersten Angreifer an. Viele glaubten derhalben der Gewährleistung, wozu sie sich gegen Denselben verbunden hatten, entschlagen zu seyn, und achteten sich hergegen, sowohl Kraft der Reichsverfassung, als der auf sich genommenen Garantie, verpflichtet Sachsen und Oesterreich beizustehen. Gleichwie sie dies muthmaßlich für ihre Schuldigkeit hielten, so schienen die Erklärungen von Frankreich und Rußland die Gefahr von der Erfüllung derselben hinweg zu nehmen. Eine Folge davon war, daß der König von P. auf dem Reichstage für einen Störer des Frie-

*) Siehe Brem. Magaz. B. VI. S. 627.

Friedens erkläret wurde. Dies war in der That eine Kriegserklärung, weil dadurch nach den Reichsgesetzen alle Glieder des Deutschen Staatskörpers verpflichtet wurden, ihre Contingente an Mannschaft und Geld, zur Errichtung und Unterhaltung einer Reichsarmee gegen S. Preußische Majestät, zu liefern. Diesem Entschluß widersetzten sich der Hannöverische, Hessen-Casselsche, Braunschweig-Wolfenbüttelsche, Sachsen-Gothaische und noch etliche andere Minister; dem ungeachtet aber kam er doch den 17 Jänner 1757 durch Mehrheit der Stimmen zu Stande. Hernach urtheilte der Reichshofrath, daß der König von Pr. müste in die Reichsacht erkläret wären; doch konte der Wienerische Hof den Reichstag, ohne dessen Beistimmung kein Reichsstand kan in die Acht erkläret werden, nicht dahin bringen es zu genehmigen. Die Wirkung der Reichsacht ist, daß man dadurch aller Titel, Würden, Fürstenthümer und Länder verlustig wird, welche Länder der Kaiser nach den Reichsgesetzen alsobald in Besitz zu nehmen, und wem er will zu übergeben befugt ist. In spätern Zeiten ist es zwar gebräuchlich geworden, mit den verwirkten Ländern einen andern Zweige der Familie zu belehnen; allein, es ist doch so viel ich weiß, kein ausdrückliches Gesetz des Reichs vorhanden, worin dem Kaiser die Macht benommen wird, dieselbe Zeit Lebens zu behalten, und seinem ältesten Prin-

zen nachzulassen. Wenn auch in der Kapitulation des itzt regirenden Kaisers ein Artickel vorhanden ist, welcher verordnet, daß der Kaiser kein verfallenes Land, ohne Bewilligung des Collegii der Churfürsten oder des ganzen Reichstages, jemand übergeben dürfe, so würde es doch, wenn er neben den Oesterreichischen auch die Preußischen Länder in Besitz hätte, sehr schwer fallen zu verhüten, daß er nicht in beiden die Mehrheit der Stimmen erhielte, um solche Länder zu geben wem er wollte. Die Franzosen sowohl als die Deutschen Fürsten hatten derhalben grosse Ursache es nicht zu leiden, daß die Macht des Hauses Oesterreich, durch die Achtserklärung des Königes von P. so gewaltig vermehret würde: zumal da solches einen Vorwand wo nicht gar einen guten Grund hätte abgeben können, auch alle andere Reichsfürsten, die es mit dem Könige von Preussen gehalten oder demselben Beistand geleistet, in die Acht zu erklären. Doch dies schien auch der Wiener Hof selbst anfänglich nicht zur Absicht zu haben. Er suchte vielmehr aus allen Kräften zu verhindern, daß S. Preußische M. von keinem Reichsfürsten unterstützet würde. Er wuste daß, wenn man nur Hannover gewinnen könte, kein Reichsfürst es sich einmal in die Gedanken würde kommen lassen, dem Könige beizustehen. Aus dieser Ursache bemühete sich der Wiener Hof (welche Vorwürfe auch der dumme Pöbel, und die Federn der Schmarozer

dem

dem Hause Oesterreich gemacht haben) den Hannöverischen Ländern Sicherheit zu bewirken, daß sie nicht aus dem Grunde, weil ihr Churfürst König von Großbritanien war, und uns i. J. 1756 aus seinem Churfürstenthum ein Corps Hülfstruppen zugesand worden, von Frankreich angegriffen würden. Er erhielte auch zu jedermans Erstaunen am Französischen Hofe die Einwilligung zu einem Neutralitätstractat mit Hannover, welcher nicht allein während des gegenwärtigen Krieges in Deutschland, sondern auch bis zum Ende des Krieges zwischen Frankreich und Großbritanien bestehen sollte. Von diesem Tractat liefere ich hiemit eine Abschrift, welche nachher von dem Französischen Hofe öffentlich bekant gemacht worden. Er hat den Titel:

Die dem Churfürsten von Hannover vorgeschlagene Bedinge, auf welche eine feste und daurhafte Neutralität zu errichten ist.

Art. 1. Es soll eine vollkommene Neutralität und freie Correspondenz seyn, während des gegenwärtigen Krieges in Deutschland, in welchem der Churfürst keine Partei gegen die Kaiserin oder derselben Alliirten, besonders den König von Polen, Churfürsten von Sachsen ergreifen soll.

Art. 2. Der Churfürst soll keine von seinen eignen oder seiner Alliirten Truppen, gegen die Kaiserin oder derselben Alliirten besonders gegen

den König von Polen Churfürsten von Sachsen gebrauchen.

Art. 3. Die Kaiserin und ihre Alliirten sollen keine Feindseligkeiten gegen des Churfürsten Staaten unternehmen.

Art. 4. Der Churfürst soll dem Könige von Pr. oder dessen Alliirten keine Hülfe weder direct noch indirect, es sey an Mannschaft oder Gelde, leisten. Er soll seine Truppen nirgends in Deutschland und einigem der Länder der K. K. weder für den K. von Preussen, noch gegen die K. K. und derselben Alliirten, besonders den K. von Polen, Ch. von Sachsen, dienen lassen; weder unter dem Namen der Hülfstruppen irgend einer fremden Macht, oder unter was für einem andern Vorwande es seyn möchte.

Art. 5. Ihre Churfürstliche Durchl. werden den Truppen der K. K. und derselben Alliirten den unschädlichen Durchzug durch Ihre Länder verstatten, die an der linken Seite der Aller liegen, nur die Stadt Hannover ausgenommen: Sie wollen besagte Truppen sowohl auf ihrem Marsche als wenn sie stille liegen mit nöthigen Vorräthen, Fuhren und Fütterung versorgen lassen, welches auf demselben Fusse und eben so soll bezahlet werden, als es mit den andern Fürsten des Reichs, durch deren Länder besagte Truppen ziehen werden, wird gehalten werden: gleichergestalt sollen Oerter zu

Hospi-

Hospitälern und Magazinen für Proviant, Fütterung und Kriegsvorräthe eingerichtet werden.

Art. 6. Da die Stadt Hameln zur Unterhaltung der Communication der Truppen der K. K. und Derselben Alliirten, auch zur Errichtung der Magazine, unentbehrlich ist; so soll dieselbe zur Sicherheit in die Hände der K. K. oder der diesen Tractat garantirenden Mächte, oder eines mit der Kaiserin in Allianz stehenden Reichsfürsten übergeben werden; doch so, daß diejenige Macht, welche sie als ein Pfand der Sicherheit besetzet hat, den Truppen der Kaiserin und Derselben Alliirten die Freiheit lasse, durch besagte Stadt zu ziehen, oder sich darin aufzuhalten und die zur Unterhaltung und zum Dienste bemeldeter Truppen nöthige Magazine aufzurichten. Nach Endigung des gegenwärtigen Krieges, soll bemeldete Stadt Hameln dem Churfürsten, in demselben Stande, worin sie bei der Besitznehmung war, wieder zurückgegeben werden.

Art. 7. Der Churfürst soll keine Brücken auf den Flüssen und Heerstrassen, welche von der Weser nach der Elbe führen, abbrechen lassen: auch wird Ihre Churf. Durchleucht die Gefälligkeit haben zu befehlen, daß diese Brücken in brauchbaren Stande erhalten werden. Im Falle man genöthiget wäre einige neue Brücken zu bauen, soll solches auf Kosten der Kaiserin oder Ihrer Alliirten

geschehen. Die Länder der Churfürsten sollen die Arbeiter dazu hergeben, deren jeder des Tages 15 Kreuzer dafür bekommt.

Art. 8. Die Truppen der Kaiserin und Ihrer Alliirten, sollen in der allerstrengsten Mannszucht gehalten werden.

Art. 9. Sollten die Staaten des Churfürsten aus Empfindlichkeit wegen dieser Convention angegriffen werden, so soll die Kaiserin und ihre Alliirten dieselbe vertheidigen, und Seiner Churfürstl. Durchleucht, auf Kosten des Angreifers eine Vergütung alles Verlusts und Schadens, welche J. Ch. D. gelitten haben, verschaffen.

Art. 10. Der Churfürst soll seine Truppen nicht vermehren, sondern dieselbe nur auf dem gegenwärtigen Fusse und vollzählig halten. Ueber die Quartire und Garnisons, in welche dieselbe vertheilet werden sollen, sowohl in Hannover als an der rechten Seite der Aller, wird man sich vergleichen, damit sie keine Beunruhigung und Behinderung des Durchzugs der Truppen der Kaiserin und derselben Alliirten verursachen. Wenn diese Verlegung einmal festgesetzet worden, soll ohne beiderseitiger Bewilligung keine Veränderung darin gemacht werden.

Art. 11. Die Kaiserin und ihre Alliirten wollen die Kaiserin von Rußland und den König von Dänemark ersuchen für diese Convention die Gewähr zu leisten.

Art. 12.

Art. 12. Diese Convention soll so lange dauren als der Krieg währet, welcher sich zwischen der Kaiserin und dem K. von Polen als Churfürsten von Sachsen, an der einen, und dem Könige von Preussen, Churfürsten von Brandenburg, an der andern Seite, entsponnen hat; imgleichen so lange der itzige Krieg zwischen Frankreich und England währet.

Ich muß glauben, daß weder dieser Tractat, noch die Anbietung desselben dem Brittischen Rath je mitgetheilet worden. Denn wäre solches geschehen, so sehe ich keine Ursache, warum wir nicht sollten eingewilliget haben. Der Tractat, welchen wir im Jänner 1756 mit dem K. von Preussen geschlossen, war schlechterdings defensiv, folglich konte nichts uns verpflichten, Denselben in einem Kriege zu unterstützen, den er sich selbst dadurch zugezogen, daß er zuerst Feindseligkeiten angefangen hatte; es wäre denn, daß wir Ihn dazu angereitzet und versprochen hätten, Ihm in dem nothwendig daraus entstehenden Kriege beizustehen. Ich hoffe aber nicht, daß wir dieses je gethan haben. Hat es aber die Regirung von Hannover gethan, so muß sie etwas mehr als eine blosse Selbstvertheidigung zum Augenmerk gehabt haben. Daraus folget, daß sie, wenn sie wegen der abgewiesenen Neutralität angegriffen worden, nicht vorgeben konten, daß solches unserntwegen geschehen, sondern es ihren eignen besondern Absichten zu danken hätten,

die sie vorher mit dem K. von Preussen verabredet, welchem sie nunmehr, in Hoffnung durch die Reichthümer und Macht unser Nation unterstützet zu werden, hartnäckig anhingen. Aus dieser Ursache kan ich, wie gesagt, nicht glauben, daß die vorgeschlagene Neutralität je einem Brittischen Minister mitgetheilet worden. Dem sey indessen wie ihm wolle, so ist so viel gewiß, daß wir sie unser Aufmerksamkeit nicht gewürdiget haben. Denn obwohl dieses Project einer Neutralität dem Minister in Wien, den 4 Jänn. bekannt gemacht worden, fassete doch unser Parlement den 21 Horn. obbemeldete Entschliessung dem Könige zur Errichtung einer so genanten Observationsarmee in Deutschland behülflich zu seyn: welchem zu folge der H. von Cumberland den 9 April, drei Tage nachdem Hr. Pitt die Siegel zurückgeben müssen, von S. James nach Harwich ging, um sich nach Hannover zu begeben, woselbst er den 16 eintraf, um den Oberbefehl dieser Observationsarmee auf sich zu nehmen. So bald S. K. Hoheit angekommen waren, machten die Hannöverischen Truppen den Anfang ins Feld zu rücken, wie auch die Französischen schon angefangen hatten in Deutschland einzudringen, und am 23 April wurden die Bewegungsgründe S. Britannischen M. als Churfürsten von Hannover, zur Errichtung einer Observationsarmee in dem Churfürstenthum öffentlich bekant gemacht.

Die Fortsetzung künftig.

XI.

XI.

Kurzgefaßte, die Bremische Litteratur- und Kirchen-Neuigkeiten betreffende Nachrichten.

Da der Herausgeber dieses neuen Magazins Willens ist, in jedem Stücke kurze Anzeigen und Nachrichten mitzutheilen, nicht nur von den neuesten Schriften, welche die hiesigen Pressen verlassen haben, oder auch von unsern gelehrten Mitbürgern anderwerts herausgegeben werden, sondern auch von den Veränderungen und Neuigkeiten, welche sowol das Gymnasium, als die Kirche und das geistliche Ministerium in unserer Stadt betreffen: solches aber, einiger Hinderungen wegen, in den beiden ersten Stücken dieses Bandes nicht hat geschehen können; so hat man sich gemüßiget gesehen, einige von den Nachrichten vom Jahr 1765, welche dort ihren Platz würden

gefunden haben, hier nachzuholen. Ins künftige aber wird man sich genauer an das Neueste einschränken.

I.

Gegen das Ende des verwichenen Jahrs hat das von dem hiesigen reformirten Predigamte veranstaltete neue Kirchengesangbuch die Presse verlassen. Es ist nicht nur vollständiger, als das alte, sondern es behauptet auch noch viele Vorzüge in Ansehung der Lieder selbst, welche mit Geschmack aus den besten, hauptsächlich neuern, geistlichen Liederdichtern, ausgewählet und gesammlet, mit Critik, und nach den Regeln der Poesie, wo es nöthig war, verbessert und alle (welches der Hauptendzweck ist) zur Vermehrung der Erbauung eingerichtet sind; daß es sich also, durch diese Vorzüge, bei einem jeden Liebhaber eines Vernünftigen Gottesdienstes zur öffentlichen und Privat-Andacht, selbst hinlänglich empfehlen wird. Viele neue Lieder sind mit neuen Melodien versehen, welche dem Verfertiger derselben, unserm Cantor und Musik-Director, Herrn Stötzer, Ehre machen. Selbst die Langsamkeit unser Druckerpressen, ist diesem Gesangbuche vortheilhaft gewesen. Denn sie gab Gelegenheit, daß man aus dem schönen berlinischen Gesangbuche, welches eher, als das hiesige ans Licht trat, obwol es später unternommen ist, manches

ches trefliche Lied genommen, und in einem Anhange hat abdrucken lassen. Die wichtigste Veränderung, die man gewaget hat, ist die Weglassung verschiedener Davidischen Psalmen, deren harte Lobwasserische Uebersetzung bei den meisten reformirten Gemeinen bisher, fast bis zum Aberglauben, bei dem öffentlichen Gottesdienst ist gebrauchet worden. Nur einige, deren Inhalt sich auf alle Zeiten der Kirche schicket, sind beibehalten, nach der Sprengischen, Wollebenschen, oder Kramerschen Uebersetzung, und unter die andern Lieder, nach Maaßgebung ihres Inhalts, gemischet. Das hochehrwürdige Predigamt hat für nöthig geachtet, diese Veränderung zu rechtfertigen, und den widrigen Urtheilen der Schwachen über diese Sache vorzubeugen, in einer Schrift von 83 Seiten in groß 8. welche den Titel führet:

Gründe, warum das Reformirte Ministerium in Bremen, bei der Ausgabe eines neuen Psalm- und Gesangbuches nicht die sämmtlichen hundert und funfzig Psalmen beibehalten hat. Bremen, bei Joh. Henr. Cramer. 1766.

Deren Verfasser zuerst S. 1-46. die überwiegenden Entscheidungsgründe vorträgt. Diese sind, 1) daß einige dieser Psalmen von allen Christen nicht genugsam verstanden werden: 2) andere aber

auf

auf besondere Begebenheiten und Umstände Davids und der Juden zielen: 3) viele auch so erbaulich nicht mehr sind, als Lieder des neuen Bundes; dergleichen einige prophetische Psalmen sind, wie auch diejenigen, welche die Heilslehre betreffen, als welche noch nicht in der Deutlichkeit und in der Kraft, wie in den Liedern des N. T. sondern in einem schwächern Lichte vorgestellet worden: und endlich 4) die Ursachen, warum unsere Väter alle Psalmen zum Gesange beim Gottesdienst bestimmet haben, sich ietzt nicht mehr finden. In dem letzteren Theil dieser wohlgerathenen Schrift werden darauf die Zweifelsgründe vorgestellet, ob es nämlich nicht unerlaubt, und unzuträglich sey einige Psalmen zurück zu lassen? und gründlich beantwortet.

Die Steffens-Gemeine hieselbst siehet nunmehro ihren Verlust, den sie durch den Abschied des Hrn. Doct. und Prof. Barkey (man sehe die gleichfolgende Nachricht) erlitten hat, wieder ersetzet, da ihr neu erwählter Prediger, Hr. Gerhard ab Hemessen, ein geborner Bremer, aus Aken gegen das Ende des jüngst verflossenen Jahrs hier eingetroffen ist, und den 7 des Christmonats seine feierliche Antrittsrede gehalten hat.

II.

Im verwichenen Sommer des 1766 Jahres verließ Hr. Nicolaus Barkey, der heiligen Schrift

Schrift Doct. und seit dem Jahr 1754 öffentlicher Lehrer auch zweiter Prediger bei der Stephanischen Gemeine, seine Vaterstadt, um das Predigamt bei der hochdeutschen reformirten Gemeine im Haag, wozu er im Frühling den Beruf erhalten hatte, anzutreten. Vorher brachte er folgende Streitschrift von 7 Bogen auf den Theol. Catheder:

Dissertatio valedictoria exegetico-theologica ad illustrationem quorundam locorum ex tribus prioribus Actorum Apostolicorum capitibus, quam praeses NICOLAUS BARKEY S. Th. D. et P. O. —— et respondens *Ioan. Godofr. Lautsch*, Anhaltino-Cothenius a. d. 15. April: A. cIↃIↃCCLXVI. placido eruditorum examini submittunt. Bremae.

Beim Schlusse dieser Handlung nahm er auf eine feierliche Weise Abschied von unserer hohen Schule, und legte das theologische Lehramt nieder. Welches noch nicht wieder besetzet ist.

Die Anzeige folgender gelehrten Streitschrift, die schon im Jahr 1765. den 21 des Wintermonats vertheidiget ist, müssen wir hier nachholen:

Disputatio theologica, celebrandae pie a civibus Ill. Scholae Sacrae Coenae praevia, exhibens cogitationes de quibusdam theologiae capitibus, quam Praeside Rectore Magnif.

Magnif. NICOLAO NONNEN, S S. Th. D. et P. ad b. Virg. Past. prim. et vener. Minist. Seniore defendet *Theod. Frider. Stange*, Cothenis Ascanius. 4. Bogen.

Der Hw. Hr. Verfasser hat in dieser scharfsinnigen Abhandlung zur Absicht verschiedene Stellen der heil. Schr. und Stücke der Glaubenslehre, durch eine genauere Bestimmung der Begriffe von GOttes Herrschaft und Regierung, Dominium und Imperium, in ein helleres Licht zu setzen. Nachdem er gelehret, daß GOttes Herrschaft Kraft der Erschaffung alle Dinge, seine Regirung aber nur dir vernünftige und freie Wesen zum Gegenstande habe, und letztere darin bestehe, daß er dieselbe mit der höchsten Weisheit, auf eine ihrer Natur gemässe Art zu dem vorgestelleten Hauptzweck und untergeordneten Zwecken lenket. §. I. II. so zeigt er auf welche Abwege die Verwirrung dieser beiden Begriffe führe. Siehet man die Regirung der vernünftigen Wesen als ein blosses Werk der göttlichen Herrschaft und Wirkung seiner Allmacht an, so macht man sie zu Maschinen und führet den Fatalismus ein. Sondert man aber die Herrschaft gar zu sehr von der Regirung ab, so schmälert man GOttes Rechte. Seine Regirung hat unendliche Vorzüge vor menschlichen Regirungen, weil er zugleich Schöpfer ist, und höhere Absichten hat. Sie besteht auch ohne freiwillige Unterwerfung und

Bei-

Beipflichtung seiner Unterthanen, und der Atheist kan sich damit nicht entschuldigen, daß er Gottes Gesetz nie angenommen habe. III. IV. Daher hat auch allerdings eine gewisse Prädilection, wodurch GOtt den einen vor dem andern ohne Absicht auf dessen Verdienst und Würdigkeit begünstiget, bei ihm Platz, obwohl dieselbe nicht in einem blossen Willkühr GOttes, sondern in seiner höchsten Weisheit und der allerbesten Verbindung der Dinge gegründet ist. Gleichwie dieser Grundsatz uns in Behandelung verschiedener theologischen Streitfragen bescheidener machen kan, so wird dadurch Tindals Grundirrthum von der Zulänglichkeit der natürlichen Religion über den Haufen geworfen. Tindal schließt also: Die Offenbahrungen, welche den Juden oder andern besondern Personen sollen gegeben worden seyn, können nicht göttlich seyn, weil GOtt alle Menschen in gleichen Grad begünstigen muß. Dies letztere ist nicht nothwendig, genug, wenn er einen jeden in den Stand setzet, daß sein Heil nicht unmöglich ist, und, wenn er verloren geht, die Schuld bei ihm selbst und nicht bei GOtt liegt. V. VI. VII.

GOtt kann die Verwaltung seiner Herrschaft und Regirung andern, doch mit Vorbehalt der obersten Herrschaft, übertragen. Dies hat er gethan in Absicht auf den Gottmenschen Matth. XXVIII. 18. und weltliche Regenten, die darum

ge-

gewisser Maassen einen göttlichen Character tragen und Götter heissen. Gleichwie aber GOtt seinen Unterthanen eine Ueberzeugung von der Billigkeit seiner Gesetze gewähret, und andern keine Gewalt, die er selbst nicht ausübet, übertragen kan, so scheint der unumschränkte Despotismus keine göttliche Einsetzung, sondern eine Züchtigung zu seyn. VIII. Alles Recht des Menschen an seinen Antheil von leblosen und unvernünftigen Geschöpfen gründet sich auf dieser göttlichen Uebertragung. GOtt bleibt der oberste Herr und Eigenthümer, der Mensch hat nur den Nießbrauch; und da diese gegenseitige Beziehung eine Aehnlichkeit mit dem Lehnsnexu hat, so bekommen diejenigen Verhandelungen GOttes mit dem Menschen, welche Bündnisse heissen, ein grosses Licht, wenn man diesen Begriff dabei anwendet. Betrachten wir im Stande der Unschuld GOtt als den Oberherrn und Eigenthümer, Dominum directum, und Adam als seinen Vasallen, so werden die Zurechnung der Sünde, die positiven Gesetze, die Pflichten des Menschen im paradisischen Zustande, dessen von geringern Versehen stuffenweise bis zur Felonie steigendes Verbrechen, und die genaue Gerechtigkeit der erfolgten Strafen desto deutlicher erscheinen IX.

Von derselben Natur war der Sinaitische Bund. Alles in demselben offenbaret eine Lehnsverbindung, und aus diesem Grundsatze lassen sich

die

die Absichten vieler seltsam scheinender Gesetze, entdecken, und die von GOtt verhengte Strafen rechtfertigen. Indessen folget daraus nicht, daß die Haushaltung GOttes mit Israel nur irdische Dinge und Vorrechte zum Gegenstande gehabt habe. Die heil. Schr. verbindet ausdrücklich mit dieser äusserlichen Lehnsverbindung einen ewigen Gnadenbund, Kraft dessen den Gläubigen der Meßias und alles was zum wahren Heil der Seelen gehöret verheissen worden. Bei dieser Gelegenheit bekommen viele Schriftstellen eine bestimtere Erklärung. X. XI. XII.

Hierauf zeigt der Herr Verf. welchen Nutzen eine genauere Unterscheidung der beiden Begriffe von GOttes Herrschaft und Regirung bei vielen andern Lehrstücken, besonders betreffend die Sünde, und Erlösung des Sünders haben. Die Sünde heißt in der heil. Schr. unter andern bald eine Schuld, bald ein Verbrechen. Jenes Wort betrachtet GOtt als den Eigenthumsherrn, giebt eine Verabsäumung der Pflicht zu erkennen, schließt die Verbindlichkeit das versäumte noch immer zu leisten in sich, und lehret, daß die Entziehung des verliehenen Guts darauf folge. Ein Verbrechen aber wird gegen GOtt als den höchsten Regenten begangen, ist eine Handlung wodurch man das Verbotene thut, und geht mit der Verpflichtung das angedrohete traurige Uebel zu leiden verbunden.

Wird der Gehorsam des Erlösers billig in einen Thätigen und Leidenden unterschieden, so hat derselbe durch diesen die Strafe des Verbrechens weggenommen; durch jenen aber unsre Schulden getilget, und was wir versäumet haben ersetzet. XIII. XIV.

Nachdem der Hr. Verf. §. XV. erinnert, daß man gemeiniglich das Reich des Vaters und des Sohns, und in Ansehung des letztern dessen Regirung über die Gläubige auf Erden, und über die vom Leibe abgeschiedene selige Seelen, nicht genugsam unterscheide: nimt er zum Beschluß §. XV. von der auf dem Titel bemerkten Gelegenheit dieser Abhandlung Anlaß etwas von dem Rechte der Christen zu den Sacramenten zu reden. Er merket an, daß die Sacramente N. T. nirgend in heil. Schr. ausdrücklich Zeichen und Siegel genennet werden. Obwohl er aber diese Ausdrücke in ihren rechten Sinn behauptet, mag er sich doch der bei unsern Gottsgelehrten gewöhnlichen Definition, wenn die Sacramente Zeichen und Siegel des Gnadenbundes heissen, eben nicht bedienen, weil sie gewisse Unbequemlichkeiten nach sich gezogen. Man folgert z. B. daraus, daß nur Wiedergeborne und wahre Genossen des Gnadendundes Recht zu den Sacramenten haben. Nicht zu gedenken wie unschicklich dieses in Absicht auf die Taufe sey; so entstehen daraus Folgen, die vornämlich in Absicht auf das heil. Abendmahl die Gemüther beunruhigen können.

Der

Derjenige hat zweifelsohne ein Recht zu den Sacramenten, der die Endzwecke, wozu Christus sie eingesetzet hat, erfüllen kan. Sie haben einen andern Zweck in Ansehung der bloß äusserlichen Kirche oder der berufenen Christen, und einen andern in Absicht auf die innerliche Kirche oder geheiligte Christen. Der Zweck des heil. Abendmahls bei den ersten ist, eine feierliche Verkündigung des Todes Christi und Bekentniß, daß sie Mitglieder der Gemeine seyn, die seine Lehre annimt, und sich zu den Pflichten dieser Gesellschaft verbunden achten. Der Zweck bei den geheiligten Christen ist, sich zur Dankbarkeit gegen Christum und zu der Liebe, welche aus der Gemeinschaft der Heiligen herfließt, zu erwecken, um so in dem Glauben gestärket zu werden, daß die verheissene Früchte der Verdienste Christi ihnen zu Theile fallen werden. Hieraus wird gefolgert, daß zwar nur geheiligte Christen die Sacramente würdig gebrauchen und als Siegel empfangen können; indessen aber, wegen obangeführter Gründe, nicht abzusehen sey, wie deswegen bloß berufene Christen davon auszuschliessen, und von allem Rechte zu denselben entblösset seyn ꝛc.

Bei eben diesem Anlasse hielt der Studiosus Theologiä, Hr Joh. Friedr Lucä, aus Bremen, der jetzt zum Prediger in Arsten, im Stadtbremischen Gebiete ernannt ist, am 23 desselben Mo-

Monats die gewöhnliche Vorbereitungsrede (orationem parasceuasticam) de Sole justitiae. Zu welcher der Prof. der Beredsamkeit, Hr. Joh. Philipp Cassel, durch einen Anschlag von einem Bogen eingeladen hat, welcher den Titel führet: Observatio critico-antiquaria de ara Neptuno dedicata, ad locum Scylacis. Diese Stelle stehet in Periplo Scylacis p. 124, nach der Ausgabe des Gronovs, Lugd. Bat. 1700. Scylax redet von einem Altare, der genannt wird βωμος μεγας Ποινης, Ποσειδωνος, ein grosser Altar der Rache und des Neptuns. Der Hr. Prof. Cassel, dem die Gesellschaft der Göttinn der Rache mit dem Neptun nicht gefällt, glaubt, daß diese Stelle verdorben sey. Deswegen ziehet er die beiden Wörter, mit einiger Veränderung des erstern, in eins zusammen, und lieset Ποντοποσειδωνος, des Meergottes Neptun. Bei Gelegenheit führet er etwas von dem Dienste des Neptuns bei den Karthaginensern und Phöniciern an. Es läßt sich aber noch fragen, ob diese Stelle des Scylax nothwendig fehlerhaft seyn müsse? Man setze z. B. den Fall, daß ein feindliches Schiff, oder eine Flotte, welche die Absicht gehabt, diese oder jene Küste zu verheeren, Schiffbruch gelitten und verunglückt sey. Könten alsdan die auf solche Weise von der Gefahr befreieten Bewohner dieser Küste nicht leicht auf den Einfall kommen, dem Neptun und der Rachgöttinn,

göttinn, besonders wenn es Seeräuber gewesen, einen gemeinschaftlichen Altar zu bauen. Bei dergleichen Materien läßt sich nichts mit Gewißheit bestimmen.

Im jüngst verflossenen Jahre ließ der Herr Doctor **Nonnen**, bei dem nämlichen Anlasse, diese gelehrte Schrift von 5 Bogen ans Licht treten, und am 29 Mai öffentlich vertheidigen:

Disputatio theologica, ad pium S. Coenae vsum praeparatoria, de eis, quos Apostoli nomine fratrum compellant, quam praeside Rectore Manif. NIC. NONNEN —— defendet *Ioan. Godofr. Lautsch*, Anhaltino-Cothenus. Bremae MDCCLXVI.

Nach einigen vorläufigen Anmerkungen §. 1-3. über die Zweifel, welche noch bei der Erklärung der Anreden in den apostolischen Briefen, besonders bei der Bestimmung der Personen, an welche die Apostel die Rede richten; wird im folgenden die Benennung eines **Bruders** untersuchet, und die gemeine Meinung, daß dadurch ein jedes Glied der Gemeine verstanden werde, verworfen: da vielmehr ein Unterschied zu machen ist unter einem Bruder der Gemeine, und einem Bruder der Apostel und der Lehrer: §. 4-6. Der Herr Verfasser drücket von den letztern seine Meinung also aus: daß in den **meisten** Stellen der Briefe, wo die

Benennung Brüder vorkommt, die Rede an die mit ausserordentlichen Gaben des heiligen Geistes ausgerüstete Lehrer, und Amtsgehülfen der Apostel, gerichtet sey, nicht als ob er bei den übrigen Stellen im Zweifel wäre; sondern weil die engen Schranken dieser Schrift nicht zu liessen, sie alle auf gleiche Weise zu untersuchen, und weil er andern Anlaß geben wollte, die vorbei gelassenen Stellen nach dieser Bemerkung zu prüfen. Er beweiset darauf seine Meinung aus solchen Stellen, wo der Bruder-Titel dem ausdrücklich gesetzten Namen der Lehrer und apostolischen Männer beigefüget ist: z. B. 2 Petr. III, 15. Röm. XVI, 23. 2 Cor. I, 1. u. a. m. §. 7. Wie auch aus solchen, wo zwar der eigene Name nicht ausgedrücket ist, aber doch aus der Verknüpfung erhellet, daß der Brudername einen Lehrer der Kirche bezeichne, als Apost. Gesch. XVIII, 27. XX, 32. XXI, 9. Offenb. I, 19. XIX, 10. XXII, 9. VI, 11. §. 8. Ferner, aus der Analogie des Namens Schwester, womit die Diaconissen, oder Gehülfinnen der Apostel und apostolischen Männer, beleget wurden: Röm. XVI, 1. 1 Cor. IX, 5. §. 9. Nicht weniger aus dem Unterscheid, den die Apostel zwischen Brüdern und Jüngern machen, und aus den Eigenschaften, welche den ersteren beigeleget werden, und bei den letztern, oder Brüdern der Gemeine, nicht Platz haben: §. 10. 11. Wobei

bei der Herr Doctor Nonnen, in den 3 folgenden §§. Anlaß nimmt die Meinung vorzutragen und zu beweisen, daß die Stellen in den apostolischen Briefen, wo auf die Kampfspiele gezielet wird, blosserdings die Pflichten der Lehrer schildern. Endlich aus solchen Stellen, in welchen denen Personen, welche Brüder genannt werden, ausserordentliche Gaben des heil. Geistes beigeleget werden, welche also auf die schwächern Brüder der Gemeinen nicht können gezogen werden: §. 15. Der Einwurf, welcher §. 16. gegen das bisher abgehandelte angeführet und wiederlegt wird, daß auf solche Weise der gröste Theil dieser Briefe für die Glieder der Gemeinen keinen Nutzen habe, da er nur die Lehrer angehe; ist unerheblich. In den beiden letzten §§. werden nach dieser Meinung die Aufschriften der apost. Br. erläutert. Durch **heilige** verstehet der Hr. Verf. berufene aus den Juden; durch **Geheiligte**, Gläubige aus den Heiden; durch **Gläubige**, solche, die ihren Glauben durch ihre Treue, vornämlich in den Verfolgungen, bewähret hatten; durch die, **welche den Namen unsers Herrn J. C. anrufen**; Neubekehrte. Aus diesem kurzen Inhalt wird ein Liebhaber einer gesunden Auslegungskunst einsehen, wie viele Schriftstellen hier in einem nicht gewöhnlichen Lichte vorgestellet werden. Ein anderer Nutzen dieser Abhandlung zeigt sich in der praktischen Theologie,

wenn man nämlich vorsichtig gemacht wird, die Pflichten der ausserordentlich begabten Lehrer nicht auf alle und jede Glieder der Gemeine auszudehnen.

Der junge Redner war dieses Mahl Hr. Henrich Meienburg, aus Bremen, welcher bei dieser Gelegenheit am 31 Mai die orationem praeparatoriam de Christi in coelum ascensu hielt. Des Hr. Prof. Cassel Einladungsschrift zu dieser Rede bestehet aus 1½ Bogen, und hat die Aufschrift: Observ. critico-antiquaria de CCC vrbibus in Africa a Phoeniciis conditis, et ab incolis excisis. Die Phönicier und Karthaginenser hatten die Gewohnheit, allenthalben auf ihren Seereisen Colonien anzulegen, und Städte zu bauen, zum Vortheil ihrer Handlung: welches hier mit vielen Zeugnissen, und besonders aus dem Periplo Hannonis, bestättiget wird. Ob aber 300 Städte von ihnen in Afrika seyn erbauet worden, die hernach von den Lybiern sollen zerstöret seyn, wie Strabo aus einer Sage erzählet? wird untersuchet, und gegen den Plinius, den Strabo selbst, und Dodwell, die solches für eine Fabel halten, bejahet. Dieß ist der Inhalt dieser Schrift, welche Liebhabern dieser Art Wissenschaften nicht unangenehm seyn wird.

Der Hr. Prof. Büsing hat sich die theologische Doctor-Würde den 6 Mai verwichenen Jah-

Jahres zu Harderwik ertheilen lassen, wozu er sich mit folgender Abhandlung auf 3 Bogen, den Weg gebahnet hat:

Dissertatio thologico-philol. inauguralis, de clauso per tonitrua et ignem paradiso, ad Gen. III, 24. quam — pro gradu doctoratus, summisque in theologia honoribus ac priuilegiis rite ac legitime consequendis, publicauit et exhibuit IOH. CHRISTOPH BÜSING, Bremensis, SS. theol. nec non LL. Gr. et Orient: in Ill. Gymn. patrio P. P. O. et Paedagogiarcha. Harderouici MDCCLXVI.

Die Meinung, welche hier vorgetragen wird, ist zwar nicht neu, wie den gelehrten Auslegern längst bekannt ist; sie wird aber mit so vieler philologischen Gelehrsamkeit ausgebreitet und bestättiget, daß diese Abhandlung eben nicht für eine blosse Wiederhohlung bekanter und längst gesagter Auslegungen darf angesehen werden. Durch **Cherubim** wird in der hieroglyphischen und poetischen Sprache der Hebräer, dasjenige ausgedrücket, was die ungeweihten Dichter unter dem Bilde des Donnerwagens und der Pferde des Donnergottes vorzustellen pflegen, mit einem Worte, Donner und Blitz: durch die **Flamme des Schwerdts** aber, welches der Hr. V. will übersetzet haben, die **Flamme der Verwüstung**, der Blitz oder Wetterstral. Nach dieser Erklärung also hat

Gott, nachdem er den gefallenen Menschen aus dem Paradiese verwiesen hatte, häufige und schreckliche Donnerwetter in der Gegend, wo der Eingang zum Garten war, entstehen lassen, wodurch die Menschenkinder sind abgeschrecket und verhindert worden, sich in diese glückselige Wohnung der Unschuld wieder zu begeben. Ja es ist wahrscheinlich, daß die immerwährende Donnerwetter, und die alles verwüstende Flamme des Blitzes, endlich den Garten Eden selbst zu einer ewigen Wüste gemachet, so daß die Menschen nachher auch den Ort desselben nicht haben wieder finden können.

III.

Im J. 1765. beging die deutsche Gesellschaft, am 26 des Brachmonats, ihre jährliche Stiftungsfeier: wobei der Hr. Prof. Cassel, Bibliothekär der Gesellschaft, in einer Rede, die heilsamen Wirkungen der Gerechtigkeit und Gnade, der beiden Hauptstützen der Wohlfahrt und Glückseligkeit der freien Reichsstadt Bremen; und Hr. Philipp Ludw. Buch, Lehrer der Meßkunst, wie auch der deutschen und französischen Sprachen am hiesigen Pädagogeo, in einem Gedichte, den Patrioten, oder den rechtschaffenen Bürger, einer zahlreichen und ansehnlichen Versammlung vorstellete.

Die

Die Einladungsschrift zu dieser Feierlichkeit war:

Historische Nachricht von dem Märtyrer St. Hulpe, besonders in Bremen: womit — zu der Feierlichkeit, welche den 26 des Brachmon. Nachmittags um 2 Uhr, von der hiesigen deutschen Gesellsch. öffentlich angestellet werden soll, einladet, Joh. Phil. Cassel, — Bremen, 1765. 1½ B. in 4.

Dieser so genante heilige Märtyrer, oder vielmehr die weitläuftige Familie der Heiligen dieses Namens (denn in dem heiligen-Lexico werden sie zu tausenden aufgezählet,) ist eine Brut der Finsterniß der mitlern Zeiten. Zum Preise der göttlichen Hülfe, die sich in drohenden Gefahren sichtbar erwiesen hatte, wurden Kapellen und andere Denkmähler errichtet, die den Namen sanctum adjutorium, die heilige Hülfe, bekamen; dergleichen der Hr. V. einige in Niedersachsen, die nach den Siegen Carls des Grossen errichtet sind, anführet. Wo aber der Abergiaube wähnete, daß nicht so sehr Gott selbst sich mit dieser Hülfleistung bemühet habe, sondern vielmehr ein mächtiger Heiliger, so bekam auch solcher den Zunamen Sanct Hulpe. Welche Ehre der heil. Jungfrau sonderlich wiederfuhr. Einfältige und Unwissende aber, zu welchen auch Erzbischöfe und Päbste gehörten, mach-

machten in beiden Fällen besondere Heilige dieses Namens daraus. Ja es wurden umständliche Legenden davon geschmiedet, die an Abgeschmacktheit und Unsinn andern Legenden nichts nachgeben; z. B. daß S. Hulpe (ob er gleich einen niedersächsischen Namen hat) der Sohn eines Königs in Sicilien gewesen, u. s. w. Ein merkwürdiges Denkmal, welches noch jetzt in der Kirche zu Steinkirchen im Alten Lande vorhanden ist, führet der Hr. V. im 4 Abschn. an. Nämlich auf dem Kelche ist Christus am Kreuze abgebildet, zu dessen beiden Seiten Maria und Johannes stehen, mit der Beischrift: Sancte Holpe bidde vor uns. Hierauf kommt der Hr. V. im 5 Abschn. auf den Sanct Hulpe, dessen Bildniß in Bremen in S. Jürgens Gasthause aufgestellet worden. In einer Urkunde des Erzb. Albert, die hier aus dem Original mitgetheilet wird, vom J. 1369, wird er beatus martyr, dictus Sanctus Hulpe (der selige Märtyrer, genannt Sanct Hulpe) genannt. Aus dem bisher erwähnten sowol, als aus dem Namen selbst, ist leicht zu schliessen, daß auch hier Sanct Hulpe nur der Beinahme eines hülfreichen Heiligen gewesen. Aber wer er gewesen, das scheint der Erzb. Albert selbst nicht gewust zu haben. Ein Glück ist es, daß der Welt und der Christenheit nichts daran gelegen ist.

Am

Am 25 Brachm. des nächst verflossenen Jahres redete bei derselbigen jährlichen Gelegenheit der öffentl. ordentl. Lehrer der Weltweisheit und Sittenlehre, Herr Johann Nonnen, von der Hofnung, als einer starken Triebfeder zu moralischen Handlungen: und Herr Georg Gottfr. Brockmann, Pred. zum Blumenthal, las ein Gedicht ab, die Andacht im Gebet betitelt.

Der Bibliothekär der Gesellschaft hatte auch diesmal dazu eingeladen, in folgender auf $2\frac{1}{2}$ Bogen in 4. abgedruckter Schrift:

Nachricht von einigen Freiheits Briefen, welche der Stadt Bremen zur Beförderung ihrer Handlung im XIII Jahrhundert ertheilet worden — Von Joh. Phil. Cassel — Bremen 1766.

Der erste Grund zu der Handlung der Bremer wurde im X. Jahrhundert geleget, als Kaiser Otto I. ihnen die Freiheit ertheilte, einen öffentlichen Jahrmarkt in ihrer Stadt zu halten. In kurzer Zeit kam dieselbe sehr in Flor. Besonders gab die christliche Religion Gelegenheit, ihren Handel zugleich mit derselben in die nordischen Reiche auszubreiten. Das XIII. Jahrhundert war für die Stadt Bremen, und hauptsächlich für ihren Handel und Wandel, merkwürdig. Es eräugeten sich zwar solche Umstände, die demselben den Umsturz dro-

droheten. Denn als das mächtige Handlungsbündniß, die deutsche Hanse, ums J. 1260 errichtet wurde, wegerte man sich die Bremer aufzunehmen, wegen einer gewissen Streitigkeit zwischen ihnen und der Stadt London. (Vielleicht auch aus Eifersucht der Lübecker und anderer Städte an der Ostsee, auf die weit ausgebreitete Handlung der Bremer.) Dazu kam noch das barbarische Strandrecht, so die Landesherren, welche die Küsten der See inne hatten, ausübeten, und wodurch ihre Schiffahrt und Handlung leicht einen Stoß hätte bekommen können. Allein diesem Ungemach wurde durch die Freiheitsbriefe abgeholfen, welche sie von den benachbarten Völkern, und ausländischen Fürsten erlangten, und wodurch die gestrandeten Schiffe und Güter den Eigenthümern gesichert wurden. Endlich wurde auch die Stadt Bremen im J. 1284 in die Hanse aufgenommen. Sie wurde aber auch wieder ausgeschlossen, als sie, aus dankbaren Andenken gegen den König Magnus VI. in Norwegen, wegen der ihr ertheilten Handlungsfreiheiten, sich wegerte, wider dessen Sohn Erich II, gemeinschaftlich mit den andern Hanse-Städten, Krieg zu führen. Unterdessen ging ihre Schiffahrt und Handlung mit Norwegen ungehindert fort, bis endlich König Erich sich selbst und die Stadt Bremen, im J. 1294, mit den übrigen Hanse-Städten aussöhnete, und die

Frei-

Freiheiten der ersten ansehnlich erweiterte. Die noch nie gedruckten Freiheitsbriefe, welche der Hr. V. hier mittheilet, und welche er, wie er mit Recht rühmet, durch besondere Gewogenheit unserer theuern Obern, aus ihren wahren und ächten Urkunden, die im hiesigen Archive bewahret werden, hat abschreiben dürfen, sind folgende. I. Woldemar II, Kön. von Dännemark, Antw. an den Erzb. Gerhard II. zu Bremen, darin er den Bremern, wenn sie Schiffbruch leiden, erlaubet, die gestrandeten Güter zu sammlen. Sie ist ohne Jahrzahl, aber doch wenigstens vor dem J. 1242, als worin der König gestorben ist, gegeben. II. Erich, Herz. von Jütland, ertheilet den Bremern die Freiheit in seine Länder zu kommen, und daselbst Handlung zu treiben. A. 1265. III. Magnus, Kön. von Norwegen, ertheilet den bremischen dahin handelnden Kaufleuten viele und sonderliche Privilegien. A. 1279. IV. Erzb. Giselberts und der bremischen Geistlichkeit Vorbittschreiben an Erich II, K. in Norw. die Bremer in Betracht des Zoll von dem Heringsfang nicht zu beschweren. A. 1288. V. Erich, K. in Norwegen, nimmt die dahin fahrende Bremer mit ihren Güter in seinen besondern Schutz, und erlaubet ihnen, anstatt daß andere für den Fischfang der Heringe

ringe weit mehr bezahlen müssen, sie nur 5 Pfenn. Sterl. bezahlen sollen. A. 1292. VI. Erich, K. in Norwegen, vermehret vorhergehendes Privilegium, und läst den Zoll für jede Last auf 3 Pfenn. herab. A. 1294. Der König nennet in diesem Privilegio die Bremer seine vertrautesten Freunde und besondere Gönner. VII. König Haquin bestättiget diesen Freiheitsbrief. A. 1299.

IV.

a) Inaugural-Abhandlungen bremischer Gelehrten.

1. Dissert. theol. inauguralis, de effusione Spiritus Sancti, ad Actor. II, 1-3. quam — eruditorum examini submittit IOH. HENR. COLSMANN, ecclesiae Bremensis, quae ad ptochodochium est, V. D. Min. Francof. ad Viad. clɔIɔccLXVI. 6 ½ Bogen.
2. Dissert. jurid. inaug. de jurisjurandi in contractibus puberum confirmandis efficacia, quam — pro summis in utroque jure honoribus consequendis publico eruditor. examini submittit CHRISTIANUS HANEWINCKEL. Gottingae clɔIɔccLXV. 7 Bogen.
3. Dissert. jurid. inaug. de judice delegato ejusque justa notione et differentia ab aliis judicibus, praesertim mandatariis jurisdictionis, quam — pro gradu Doctoratus publico erud.

erud. exam. submittit ALBERTVS GROENING. Trajecti ad Rhenum MDCCLXVI. 8½ Bogen.

b) Vermischte Schriften.

1. **Nicolaus Nonnen, der h. Schr. D. derselben (wie auch ehemals der prakt. Weltweisheit Prof. Pastors Prim. zu U. L. F. des hochehrw. Ministeriums Seniors, und der hohen Schule Rekt. Einleitung in die moralische Weltweisheit, zum Dienst der beiden obersten Klassen des Stadt-bremischen Pädagogiums, in Fragen und Antworten entworfen. Bremen, bei sel. G. W. Rumps Wittwe. 1765.** 156 Seiten, ohne die Vorrede, in gr. 8.

Der auf dem Titel angezeigte Endzweck dieses nützlichen Lehrbuchs, welches der hochw. Hr. Verf. wie er in der Vorrede meldet, aus hoch ansehnlicher, oder oberkeitlicher, Veranlassung verfertiget hat, rechtfertiget sowol die äusserliche Gestalt, da es in Fragen und Antworten abgefasset ist, als auch die Kürze desselben; destomehr da es eine fruchtbare Kürze ist, wobei nichts hauptsächliches vorbei gelassen worden. Nicht ohne Nutzen für die studierende Jugend sind die lateinischen und griechischen Benennungen der Hauptsachen, wovon in der Sittenlehre die Begriffe bestimmet werden, beigefüget worden. Es machet dieses Buch dem

Herrn Verf. sowol, als unserer hohen für das wahre Wohl ihrer Bürger sorgenden Oberkeit, die es veranlasset hat, viele Ehre. Wo ein Staat blühen soll, da muß für die Ausbreitung der Sittlichkeit gesorget, und der Saame der Tugend, nebst den Wissenschaften, schon frühzeitig in die Herzen der Jugend gepflanzet werden. Es bestehet dieß Lehrbuch aus XI Kapiteln. Das I. verhandelt die vorläufige Erkenntnisse. II. Die Lehre vom Menschen, seiner Seele und seinem moralischen Bestehen. III. unsere Verbindlichkeit und Pflichten überhaupt. IV. die Pflichten gegen uns selbst, nebst den entgegen stehenden Sünden. V. die Pflichten gegen den Nächsten. VI. die Pflichten gegen Gott. VII. Die Lehre von Tugend und Laster. VIII. Die Lehre von der Klugheit und Wohlanständigkeit im Leben. IX. das rechte Betragen im Glück und Unglück, nebst den Trost aus der Weltweisheit. X. das gesellschaftliche Leben, und die daher entspringende Pflichten und Rechte. XI. das Unvermögen dieser Wissenschaft den Menschen zu bessern, und seine Pflicht, ein höheres Licht in der göttlichen Offenbarung zu suchen.

2. EBERHARDI TILINGII disquisitio de ratione inscriptionis XV Psalmorum, qui dicuntur המעלות שיר, seu Cantica adscensionum, vna cum succincta expositione eorundem.

Bre-

Bremae, apud G. L. Förster. MDCCLXV. 13. Bogen in gr. 8.

Der Herr Verf. welcher anfänglich Rektor der Schulen, und Prof. der Gottsgelehrtheit am Gymnasio in Hamm gewesen, jetzt aber hier in seiner Vaterstadt im Lehramte am Pädagogio stehet, hat diese Abhandlung in zween Abschnitte getheilet. In der ersten werden die falschen Meinungen über die Ursache der Benennung der 15 Stuffen-Psalmen untersuchet und widerleget: insonderheit diejenige, nach welcher diese Psalmen auf 15 Stuffen im Tempel, im Lauberhüttenfeste sollen abgesungen seyn; und daß in denselben die Schicksale der Kirche des N. T. in prophetischer Ordnung vorgestellet werden. Im 2 Abschn. trägt er seine Meinung vor. Nach derselben muß die Aufschrift dieser Psalmen übersetzet werden Lieder des Aufsteigens, oder der Zurückkehr, weil die meisten bei Gelegenheit der Zurückkunft der Juden aus der Babyl. Gefängniß verfertiget, andere ältere Lieder in diesem Bündlein aber auf die Umstände dieser Begebenheit, wegen der Aehnlichkeit des Inhalts, zugeeignet und jenen beigefüget wären; und weil in denselben die Juden ihr Vertrauen äussern, daß sie nun bald wieder an den Festtagen würden hinauf steigen nach Jerusalem, und in den Tempel, Gott zu dienen, wie vorhin. Die Gründe, worauf diese Meinung ruhet, sind: 1) das Wort

מעלות (Maaloth) selbst ist derselben günstiger, als irgend einer andern Hypothese. 2) Das übereinstimmende Zeugniß, und der Beifall der grösten sowol ältern als neuern Gelehrten, Christen und Juden, die in ihren Auslegungen und Versionen eben dieses, obwol nicht in dem hier vorgetragenen Umfange, und nach allen Umständen behauptet haben. 4) Der Inhalt dieser XV Psalme selbst. Die Schicksale des jüdischen Volks, welche in diesen Psalmen vorkommen, ihr Elend und Gefängniß, die Befreiung, die Zurückkunft in ihr Land, die Herstellung der Stadt und des Tempels, der Neid, welcher dadurch bei ihren Feinden erreget wurde, und andere Umstände mehr, sind von der Beschaffenheit, daß sie zusammen genommen auf keinen andern Zeitpunkt in der jüd. Historie, weder vor der Gefangenschaft, noch nach ihrer völligen Wiederherstellung, können gebracht werden. Hierauf werden diese Lieder, welche das Denkmahl dieser Begebenheiten sind, kürzlich aus der jüdischen Geschichte dieser Zeit erläutert, und die beständige Sinnspielung auf besondere Umstände und Begebenheiten angezeiget. Von einigen schweren Stellen giebt der Verf. neue Erklärungen, die dem Recensenten wenigstens gefallen haben: z. B. Ps. CXX, 5. wo durch Mesech die Avväer verstanden werden, welche nach 2 Kön. XVII, 24. unter die neuen nach Samaria geführ-

ten

ten Einwohner, und also zu den Feinden der aus Babel zurückgekehrten Juden, gehöreten. Man sehe auch die Erklärungen der Stellen Ps. CXXVI, 4. 6. CXXV, 5. CXXXII, 6. u. a.

3. Hr. Joh. Henr. Cramer hat verlegt: Schediasma historico-theologicum de Hymnis et Hymnopoeis veteris et recentioris ecclesiae, verae atque christianae religioni promovendae ac propagandae inservientibus, auctore IO. GODOFR. BAUMANN, eccles. Neostadiensis ad Schneebergam pastore. Braeme 1765. 54 Octav-Seiten.

In der Vorrede oder Einleidung, beweiset Hr. B. allgemein bekannte theologische Hauptwahrheiten aus eben so bekannten Handbüchern. Seine Gewährsmänner sind Buddeus und Musäus. Wird deren Autorität geläugnet —— Ja, dann wissen wir dem Hrn. Pastor keinen Rath: er mögte sich denn aus seinen geschriebenen Collegiis helfen. Daß die Religion durch Lieder sey fortgepflanzet, und ausgebreitet worden, beweiset er zuförderst aus den Liedern und Lobgesängen der h. Schr. sowol A. als N. T. unter denen die ersteren mystisch und prophetisch erkläret werden. Worauf er Etwas aus den Alterthümern der christl. Kirche, das sich auf diese Materie beziehet, beibringt. Im letzten Abschn. warnet der Hr. V., daß man die Lieder, welche nach dem neuen Geschmack in der Poesie

verfertiget sind, den Liedern Luthers und seiner Zeitverwandten, die so voller Geist und Glauben seyen, nicht vorziehen solle. Er würde gewiß verlegen seyn, wenn er seinen Begriff von Geist und Glauben, die in den alten Liedern mehr, als in den neuen herrschen sollen, entwickeln sollte. Kann in einer schönen Poesie eines heutigen frommen Dichters kein Geist und Glauben seyn? Oder sind diese Eigenschaften nur dem rostigen Ausdruck des XVI. Jahrhunderts eigen? Man mißgönnet dem Hrn. Pastor zu Neustadt am Schneeberge seinen Geschmack nicht, wundert sich aber, daß er ihn öffentlich verräth. Wir wünschen die Meistersängerzeit nicht zurück: lieber wollten wir, daß er zu der Zeit gelebet und dieß Werk geschrieben hätte.

4. Im Verlage des Herrn Försters ist hier gedruckt: Glossarium melitturgicum: oder Bienen-Wörterbuch: in welchem die bisher bei der Bienenpflege bekannt gewordene oder gebräuchliche Kunstwörter und Redensarten, nach alphabetischer Ordnung erkläret werden; nebst einem gedoppelten Anhange und vorgesetztem Schreiben: Hr. J. C. Stockhausen, der Philos. D. und Rekt. zu Lüneburg, an den Verfasser, herausgegeben von Joh. Ad. Overbeck, Past. zu Handorf im Fürstenth. Lüneburg. Bremen. 1765. 10½ B. in gr. 8.

Ein

Ein jeder rechtschaffener Patriot muß sich billig freuen, daß ein so nützlicher Theil der Landwirthschaft, als die Bienenzucht ist, in unsern Niedersachsen zu unsern Tagen immer mehr Liebhaber und Beförderer findet. Es tritt seit einigen Jahren ein Schriftsteller nach dem andern auf, die sich alle um dieselbe rühmlichst verdient machen. Zu welcher Klasse auch Hr. O. gehöret. Mancher Landmann kann aus seinem Wörterbuche viel Nützliches lernen, das zur Bienenpflege gehöret. Der Recensent kan, bei dieser Gelegenheit, nicht umhin, öffentlich den Wunsch zu äussern, daß in unserer Gegend, sonderlich im Stadt-bremischen, wo die Bienenzucht nur gar zu sehr aus der Acht gelassen wird, der Landmann mehr dazu möchte aufgemuntert werden. Welches ein verdienstvolles Werk, nicht nur der Oberkeiten, sondern auch der Gutsherren wäre. Dieses Bienen-Wörterbuch selbst bestehet aus 100 Seiten. Die übrigen Bogen fassen einen doppelten Anhang in sich. Der erste enthält eine Uebersetzung des 14, mit einem Theile des 15 Kap. aus dem 9 Buche des Columella vom Feldbau, woselbst von den Bienen gehandelt wird; nebst einigen Anmerkungen. Der zweite Anhang begreift sechsmal vierzig kurze Sätze, worin Erfahrungen, Vorurtheile, Anwendungen, so die Bienen und ihre bewundernswürdige Eigenschaften angehen, zum Nutzen in der Bienenpflege,

auch zum weitern Nachdenken für die Naturkündiger, mit Fleiß angemerket sind. Noch ein Paar Worte von dem Briefe des Hrn. Stockhausen an den Verf. der diesem Buche vorgedrucket ist. Er beschäftiget sich hauptsächlich mit der Rechtfertigung der Real-Wörterbücher von dieser Art; und ist munter geschrieben.

5. Auf eben desselben Kosten ist erschienen: Pharmacopoeia collegii regii Medicorum Edinburgensis, secundum editionis Edinburg. nouissimae exemplar recusa. In vsum praelectionum academicarum. Bremae et Lipsiae. MDCCLXVI. 11. B. in 8.

Ein neuer Abdruck eines längst bekannten und beliebten Büchleins.

6. Eben derselbe hat hier wieder abdrucken lassen: **Allgemeine Regel der Rechenkunst, oder neueste Art alle Aufgaben, in welchen etwas eine Verhältniß zu andern Dingen hat, kurz und leicht aufzulösen: in holländischer Sprache von K. F. de Rees verfertiget, nunmehro übersetzet von einem Liebhaber mathematischer Künste. Bremen** 1766. 13 B. in 8.

Es ist die vierte deutsche Auflage. Der Uebersetzer ist der Hr. Hofrath und Professor **Ludew. Martin Kahle.** Die häufigen Auflagen lassen einiger

Maas-

Maassen von dem Nutzen und Werth des Werks urtheilen.

7. **Abhandlung vom heiligen Abendmahl, von Johann Caspar Velthusen. Bremen im Verlag und auf Kosten G. L. Försters. 1766. 10½ B. in 8.**

Man ist seit der Herausgabe des Heumannischen Erweises gewohnt, zu sehen, wie ein muthiger Kämpfer nach dem andern in völliger Rüstung, als wenn öffentlich angekündigte Fehde wäre, auf dem Kampfplatze erscheint, und wann er keinen Feind findet, beschämt abziehet, aber doch, damit er den Feldzug nicht ganz vergeblich gethan zu haben scheine, den ruhenden Gebeinen des bei Lebzeiten, so sehr gepriesenen Heumanns, den er für den Urheber des blinden Lerms ansiehet, in voller Wut einen Stoß versetzet. Was bleibt nun der reformirten Kirche noch zu thun übrig, da ihre Bescheidenheit, womit sie sich alles Rühmens über jenen Vortheil enthalten hat, sie gegen den Zorn solcher kleinen Eifrer nicht hat schützen können? Der Recensent, als er obigen Titel vom h. Abendmahl erblickte, glaubte anfänglich, hier auch einen dergleichen theologischen Klopfechter zu finden: aber zu seinem grossen Vergnügen irrte er sich. Herr Velthusen kommt mit der bescheidenen und ruhigen Mine, mit dem sanftmüthigen, friedfertigen und Menschen liebenden Geiste des Evangelii,

welcher der Hauptcharakter, und die liebenswürdigste Eigenschaft eines rechtschaffenen Theologen ausmachet. Ueberzeugt von den Lehrsätzen der Bekenntniß seiner Kirche, läßt er denen, die bei einem Geheimnisse (wie nach der Lehre der Lutherischen Kirche das Abendmahl ist,) anders denken als er, Gerechtigkeit widerfahren. Eine Gesinnung, welche die Nachahmung vieler seiner Glaubensbrüder verdienet. Es ist nie meine Absicht, schreibt er in der Vorrede, die Reformirte Kirche, unter deren Gliedern ich einige als Freunde liebe, andre ihrer Verdienste wegen hochschätze, und mit allen durch einerlei Band des Glaubens und der Liebe in jenem Leben vereinigt zu werden wünsche, eigentlich zu widerlegen, sondern nur mich selbst zu bestärken. Dies ist also seine Absicht. In der Ausführung selbst stellet er den Lehrsatz der Lutherischen Kirche von der Gegenwart und mündlichen Genuß des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl; wie auch den von der, der menschlichen Natur des Heilandes mitgetheilten Allgegenwart, vor. Von welchen Lehrsätzen er nicht nur Beweise aus der heiligen Schrift beizubringen, sondern auch die Möglichkeit zu beweisen suchet.

8. Freie Untersuchung: ob die unter dem vorgegebenen Titel in Hamburg gedruckte kleine Schrift: Erfreuliche Nachricht von ei-

einem hoffentlich bald zu errichtenden protestantischen Inquisitionsgerichte, und dem inzwischen in effigie zu haltenden erwünschten Evangelisch-Lutherischen Auto da Fe, eine witzige Satyre, oder ein niederträchtiges *Pasquil* sey? Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus. 1766.

Diese Schrift ist in unserer Stadt, ob gleich der Druckort auf dem Titel nicht genennet wird, auf einem Octav-Bogen herausgekommen. Der Verfasser (welcher ein Candidatus Theologiä, Namens Schwager, seyn soll, und sich seit einiger Zeit hier aufgehalten,) hat die Absicht, die Ehre des hamburgischen Ministerii wider die auf dem Titel angeführte Schrift zu rächen. Welches nicht zu tadeln ist. Sollte aber die Ehre des gedachten Ministerii nicht fester gegründet seyn, als daß sie dieser Vertheidigung nöthig hätte? Wenn jemand, auch unverdienter Weise, durch ein fliegendes Blatt angegriffen wird, so handelt er ungleich klüger, wenn er es mit stillschweigender Verachtung ansiehet, als wenn er, durch ein lautes Geschrei dagegen, sich noch mehrern Spöttereien und Verdrüßlichkeiten bloßstellet. Der vollständige Sieg, den die Satyre, oder auch ein jeder Spötter, erhält, ist der, wenn der Angegriffene durch sein Schreien zu erkennen gibt, daß ihm Wehe gethan sey. Da aber der Verfasser der freien Untersuchung es

für

für seine Pflicht gehalten hat, wider die erfreuliche Nachricht zu schreiben, so hätte er, wie dem Recensenten dünkt, sich begnügen können mit dem Beweise, obige Schrift sey eine Schmähschrift, und keine Satyre: und, es streite mit den Gesetzen, ein ganzes geistliches Ministerium, falls auch an diesem oder jenem Gliede ein Mangel wäre, öffentlich durchzuziehen: die angeschuldigte Kezermacherei sey nur ein Vorgeben eines Mannes, der ungebunden denken und leben wolle. Er folget aber diesem Plane nicht, sondern macht es, wie die kriegenden Partheien, welche ihren Feinden nicht nur die Gerechtigkeit der Sache, sondern auch (wenn es gleich noch so unwahr ist) die Tapferkeit absprechen: oder vielmehr, wie die muthigen Kämpfer, welche bei einem Anfalle sich in der Hitze des Gefechts zu weit wagen, und darüber alle Vortheile verlieren, die sie hätten erhalten können. Denn er spricht seinem Gegner Geschmack, Witz und Genie ab. Man höre nur gleich im Anfange: der wenige Geschmack, welchen der Verfasser verräth, indem er Mine macht, ein witziger Kopf seyn zu wollen, hat mich auf den Entschluß gebracht, diese freie Untersuchung über seine Misgeburth anzustellen. S. 13. heißt es: unser Pasquilant — scheint keine Religion zu haben, wie es denn gewiß ist, daß er gar keinen Witz, und nicht das

ge-

geringste von Genie hat. Das letztere ist offenbar falsch; und verräth den Mangel des Witzes und Geschmacks bei dem V. Die erfreuliche Nachricht ist eine Schrift, deren sich kein Swift oder Rabener schämen darf. Ueber das erstere, daß sie nämlich ein Pasquil sey, und daß ihr Verf. keine Religion habe, zu urtheilen, ist hier der Ort nicht. Ein Glück ist es für ihn, daß der Verf. der erfreulichen Nachricht: ihn seiner Geissel nicht würdig achten wird. Ueberhaupt von dieser freien Untersuchung zu urtheilen, so verräth sie viele Jugendhitze, die durch eigennützige Absichten angefachet, durch viele Eigenliebe vermehret, in ein wildes Feuer aufschlägt. Eine Eitelkeit ist es z. E. wenn er gar zu freigebig sich selbst den Namen eines Kunstrichters gibt. Wissen sie, Herr Candidat, was ein Kunstrichter ist? — Glauben sie, man habe dazu die erforderliche Eigenschaften, wenn man verschiedene Wissenschaften nur nach der Oberfläche kennet, dabei aber eitel und dreiste genug ist, der Welt auf einem gedruckten Zettel zu sagen: Ich bin ein Kunstrichter? — Dieses Blatt beweiset es nicht. Man kann also den lateinischen Spruch den der Verf. auf den Titel setzen lassen, füglicher auf ihn selbst deuten:

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.

9. Rumps Wittwe hat im vorigen Jahre drucken lassen. Geschichte der Grafschaften Hoya und

und Diepholz herausgegeben von Ernst Ludewig Rathlef, Superintendenten zu Nienburg. Bremen, 1766. in 8. I. Theil auf 168 Seiten. II. Theil auf 160 Seiten. Der berühmte Herr Verfasser macht hier den Anfang wichtige Beiträge zu einer noch unbearbeiteten Geschichte zu liefern. Welches alle Liebhaber der Geschichte unsers Vaterlandes, und insbesondere Niedersachsens, mit vielem Danke erkennen werden. Zugleich wird ein jeder, auch in dieser Absicht, dem Herrn Superint. Leben und Gesundheit wünschen, damit er das Uebrige von der Hoyaschen und Diepholzischen Geschichte völlig ausarbeiten, und bald ans Licht stellen möge. Jeder dieser beiden Theile enthält zwei Stücke. Im 1sten Theile wird der Anfang gemachet mit einem Verzeichniß von 337 Urkunden der Grafen von Hoya, welche nach der Zeitordnung angeführet werden, und deren die erste vom Jahr 1189. die letzte aber vom Jahr 1611. ist. So mager auch ein solches Verzeichniß, das nur bloß die Titel und den kurzen Inhalt alter Urkunden enthält, vielen scheinen mag, so ist es doch einem Liebhaber einer genauen Geschichte schätzbar, da die Urkunden die vornehmsten, ja die einzigen Quellen sind; woraus die Geschichte Genauigkeit, Zuverläßigkeit und Licht erhält. Das zweite Stück erzählet die Schicksale (besonders auch in Aussicht auf die Grafschaft Hoya) der Samm-

lung

lung der sächsischen Landesgesetze, welche von Kaiser Carl dem Grossen ums Jahr 800 veranstaltet, und hernach ums Jahr. 1235 von Ekko von Rebkau mit in den Sachsenspiegel gebracht worden. Obgleich alle Exemplare der alten ächten von Carl gesammleten sächsischen Landesgesetze sich gänzlich verloren haben, so meint der Herr Verfasser doch, man könte vielleicht wider auf die Spuren dieser Gesetze kommen. Man müste nur das alte Leibnitzische Verzeichniß der sächsischen Landgesetze, den Sachsenspiegel, die Gesetze der Angel-Sachsen in England und die alten dänischen Gesetze unter einander vergleichen: so könnte man alles dasjenige, was mit einander übereinstimmet, für die wahren alten Gesetze der Sachsen ansehen.

Des II. Theils erstes Stück handelt vom Herkommen der Hoyaschen-Grafen. Die Grafsch. Hoya, und die Grafen dieses Namens, haben ums Jahr 1200 den Anfang genommen. Denn vor dieser Zeit trift man keine hoyasche Grafen-Urkunden an. Und die alten Mindenschen Geschichtschreiber, die es am besten wissen könten, gehen nicht weiter zurück. Eben so wenig die ehemahligen Hoyaschen Hausnachrichten. Die Schriftsteller also, welche Grafen dieses Namens vor dieser Zeit haben finden wollen, haben keinen Grund dazu, und verdienen keinen Beifall. Was die Herkunft derselben betrift, so sind einige, und der Hr.

Verf.

Verf. ehemahls selbst, der Meinung, die vor Zeiten in dieser Gegend wohnenden Grafen von Stumpenhausen hätten einen neuen Sitz zur Hoya genommen, und auch davon den Namen angenommen. Allein er ist jetzt aus den bremischen und oldenburgischen Geschichtschreibern, vornämlich aus unsers Joh. Remers brem. Chron. eines bessern belehret worden. Nach denselben ist der erste Graf zur Hoya Namens Henrich, im Jahr 1203, aus dem zu nächst an Bremen gränzenden Frieslande, oder Ammerlande, gekommen. Es verdiente eine ältere bremische Chronik, welche von Schenen und Rynsbarg, zween bremischen Canonicis, etwa 100 Jahr vor dem Renner zusammen getragen worden, und woraus letzterer seine Nachrichten meist genommen hat, die aber dem Herrn Superintendenten scheint unbekannt zu seyn, nachgeschlagen zu werden. Je älter ein Zeugniß von dieser Art ist, desto mehr beweiset es. Das 2te St. des II. Theils begreift 145 Urkunden der Diepholzischen Herren: welche sie mit dem Jahr 1201 anheben, und mit dem Jahr 1629 enden. Hier sind noch grössere Lücken, als in den hoyaschen. In dem ersten Theile ersuchet der Herr Verfasser alle diejenigen, welche entweder noch ungedruckte hoyasche und diepholzische Urkunden besitzen, oder dergleichen in Büchern finden, die ihm verborgen geblieben sind, daß sie ihm solche gewogentlich an-

zei-

zeigen wollen. Wer wollte ihm nicht gern darin willfahren? Der Recensent hat beim Durchblättern seiner hoyaschen Urkunden zwei beträchtliche Stücke bemerket, die daselbst übergangen sind, ob sie gleich zum öftern gedruckt, und in Bremen in aller Händen sind, die Originalen aber auf dem hiesigen Archive bewahret werden. Solche sind die beiden bremischen Verträge: der erste, die Tafel genannt, zwischen dem alten und neuen Rath, vom Jahr 1433, wobei Johan, Greve tor Hoye, und Otto, Greve darsulves, unde Vormund des Stichtes to Bremen, Schiedsmänner gewesen sind: der andere aber zwischen dem Rath und der Bürgerschaft von 1534, welcher die Niewe Erndracht heißt, woselbst unter den Schiedsleuten Jost, Grave thor Hoye unde Brockhusen ꝛc. genannt wird. Die Fortsetzung dieser Geschichte wünschet man bald zu sehen.

10. Auf Kosten der Cramerschen Buchhandlung ist ans Licht getreten: Bremensia. Bremische historische Nachrichten und Urkunden, ans Licht gestellet von Joh. Phil. Cassel Prof. ꝛc. Bremen 1766. in 8. 1ster Band 1 Alph. 20 Bogen ohne die Vorrede. IIter Band Ister Theil 16 Bogen. Bremen. 1767.

Des 1sten Bandes 1ster Theil enthält, nach einer Vorrede, worin eine kurze Einleitung zu den bremischen Geschichtschreibern mitgetheilet wird, 1) Leben Johannes Rode, 43 Erzbischofs von Bremen. Der Herr Prof. der schon längst angefangen, sich um die Geschichte seines Vaterlandes rühmlichst verdient zu machen, hatte vor einigen Jahren, in einer Einladungsschrift, einen kurzen Grundriß von dem Leben dieses Prälaten geliefert. Hier hat er dasselbe weitläuftiger ausgeführet. Es ist das beträchtlichste Stück, so in diesem Bande vorkommt. Ein Paar freundschaftliche Anmerkungen wird der Herr Verfasser erlauben, und einer genauern Prüfung werth halten. S. 20 und 33 werden Herbert Schene und Gerd Rhynsbarg als Zeugen in der Geschichte des Erbischofs angeführet. Wie kann das seyn? Joh. Rode wurde im Jahr 1497 zum Erzbischof erwählet: jener ihre Chronike aber geht nur bis ans Jahr 1446. Es muß also ihr ungenannter Continuator seyn. Nach S. 62 und 67 soll der Cardinal Raimund als päbstlicher Gesandte A. 1504 seinen Einzug gehalten haben. Doch setzen sowohl Schene und Rhynsbarg, als Renner, diesen Einzug unter dem Jahr 1502. Und so ist es auch. Denn der Pabst Alexander VI, der ihn abgeschicket, ist schon A. 1503 gestorben. Auch hat der Cardinal Raimund dem Stifte und der Stadt Bremen ihre

Rech-

Rechte und Freiheiten im Jahr 1503 bestättiget; wie S. 70 und 71 erzählet wird. Diese Bestättigung ist ohne Zweifel geschehen, nachdem er schon persönlich in Bremen gewesen, und nicht vorher. S. 72 und folg. wird Vare durch Strandrecht erkläret, und mit Varech vermenget: da doch in Hildebolds Privilegio durch Vare eine Art eines barbarischen Gerichts, ein Botding oder ein Fehmgericht, verstanden werden muß. Die Stellen aus den alten Documenten, die der hier angezogene Frisch anführet, reden von keinem Strandrechte, sondern von einem Gerichte. Fahr-Recht aber heißt ein Criminal-Gericht, wie die deutschen Glossatores, besonders Herr Haltaus, lehren. 2) Ein Ablaßbrief von 1566. 3) Erzbischof Christoffers von Bremen Eid und Capitulation, von 1511. 4) Desselben Recesse: als a) mit dem Capitel, Landständen und Städten, worin das bremische Hofgericht angeordnet wird. 1517. b) Mit Herz. Magnus zu Sachsen-Lauenb. wegen Wurstfriesland. 1518. c) Zweiter Vergleich wegen Wurstfriesland. 1521. d) Buxtehudischer Vergleich zwischen dem Erzbischof und dem Stifte 1525. 5) Frid. Widebrami und Christ. Pezelii Vergleichs-Punkten in theol. Streitsachen einiger Prediger in Bremen. 1580. 6) Leben und Schriften Alb. Schuhmachers, d. h. Schr. D. und P. und ersten Pred. bei S. Anscharii Kirche. End-

lich 7) zween lateinische Briefe: Christ. Uchtemanns an den bremischen Rath; und Wolfg. Crell an Joh. Combach.

Im II. Theil kommen vor: 1) Zwölf bisher ungedruckte Urkunden, welche die Errichtung und Beschenkung einiger Altäre und Kapellen der bremischen Kirche betreffen. 2) Fortsetzung und Beschluß des Lebens Erzbischof Johann Rode: wobei in einem Anhange unterschiedliche alte Urkunden mitgetheilet werden. 3) Erzbischofs Georgs zu Bremen Capitulation, von 1559. 4) Fortsetzung der Recesse und Verträge Erzbischofs Christoffers. e) Basdalischer Receß zwischen dem Erzbischof und dem Stifte, von 1531. f) Basdalischer Receß und Vertrag zwischen dem Erzbischof und der Stadt Bremen, von 1533. g) Tohopesate der Stände des Erzstifts. 1534. h) Des Erzbischofs Vergleich und Receß mit der Stadt Bremen, von 1534. 5) Des seeligen Archivarii, Herrn Doct. Herm. von Post Abhandlung von dem der Kaiserlichen freien Reichsstadt Bremen zustehenden und niemals unterbrochenen Sitz und Stimme auf den Reichstägen, bis auf den heutigen Tag. Diese gründliche Abhandlung ist anfänglich in Köhlers hist. Münzbelust: XIX Th. eingerücket, hier aber aus der Handschrift des Herrn Verfassers verbessert und vermehret, wieder abgedrucket. 6) Leben und Schriften Cornelii de Hase, der heiligen

Schr.

Schr. Doct. und Prof. und ersten Pred. zu U. L. F. in Bremen.

Im III. Theil. 1) 30 Urkunden zur bremischen Adelsgeschichte. 2) Erzb. Heinrichs zu Bremen Capitulation. 3) Fortsetzung der Recesse Erzbischofs Christoffers: i) Basdalischer Receß mit den Ständen. 1534. k) Vergleich mit den Ständen von demselben Jahr: l) Ein durch eine Kaiserliche Commißion errichteter Vertrag und Receß zwischen dem Erzbischof und dem Stift Bremen. 1541. m) Noch ein Vergleich von 1544. Diese vielen Vergleiche legen einen Beweis von der schlechten Haushaltung des Erzbischofs ab. 4) Leben und Schriften der Herrn Johann und Casper von Rheden, Vaters und Sohn, Bürgermeister in Bremen. 5) Ungedruckte lateinische Briefe. Die meisten sind von und an Joh. Duräus, und betreffen hauptsächlich die Vereinigung der Protestanten. Diesen Band schließt ein Register.

Des 2 Bandes erstes Stück enthält nach einer Vorrede von dem mancherlei Nutzen alter bremischen Urkunden, eine historische Abhandlung von dem Rechte des Einlagers, nach bremischen Statuten und Documenten, mit 7 Urkunden und historischen Nachrichten und Urkunden von St. Jürgens Gasthause in Bremen. Der Urkunden in diesem letzten Stücke sind 75 an der Zahl.

11. Im Försterschen Verlage ist auf 20½ Octav-Bogen erschienen: **Kern der Sittenlehre Jesu und seiner Apostel, in Grundrissen der Predigten über die Fest- und Sontagsepisteln, nebst einigen Buß- und Paßionsbetrachtungen, von D. Johann Carl Kocken, Superint. der Evangel. Kirchen und Schulen in Hildesheim. Erster Jahrgang. Bremen, 1766.**

Von diesen Grundrissen selbst ist nur zu bemerken, daß der Herr Verfasser jedesmahl nur den Anfang der Epistel vorgenommen und zum Grunde seiner Betrachtung geleget habe. Das übrige in jeder Epistel verspricht er in den folgenden Jahrgängen Stückweise vorzunehmen. Auf diese Weise hoft er, wird eine kleine Sammlung dieser Jahrgänge eine exegetisch-practische Auslegung aller Episteln in sich fassen. Mit der Ausführung dieses Versprechens wird sonderlich vielen vom geistlichen Stande, und Candidaten des Predigamts vielleicht gedienet seyn. In dem Vorbericht lehret der Herr Superint. den Ursprung und den ersten Anfang dieser an sich guten und löblichen Gewohnheit die Auszüge und Grundrisse der zu haltenden Predigten drucken zu lassen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist damit, auf Veranstaltung des Herzogs zu Sachsen-Gotha, Ernst, des Frommen, der Anfang gemachet. Und Hr. Erdm. Neumeister

ster ist der erste gewesen, der in Hamburg diesem Beispiele gefolget ist. Darauf beantwortet unser Herr Verf. die Fragen: Ob uns nicht die Menge solcher Schriften beinahe drücke, wie einige besorgen? und ob der Nutzen davon so augenscheinlich groß sey, als ihre Urheber zu hoffen glauben? Ein jeder siehet leicht voraus, wie er diese Fragen entscheiden wird, da er selbst Jahrgänge im Grundrisse herausgibt. Wir läugnen nicht den Nutzen bei der Gemeine, welche die nach solchen Grundrissen ausgearbeitete Predigten selbst höret. Aber (ich rede überhaupt von der Sache) warum leget man sie in ganzen Sammlungen zu Alphabeten der Welt vor? Wenn ein jeder Prediger dieß thun wollte, er könte dieselben Gründe, die von dem Nutzen hergenommen sind, und hier beigebracht werden, anführen und sich damit rechtfertigen. Mich erschreckt die blosse Vorstellung der Möglichkeit. Für die Erbauung ist schon hinlänglich gesorget. Einen Nutzen, den solche gedruckte Auszüge aus den zu haltenden Predigten haben, hat der Herr Superintendent Koke vorbei gelassen; nämlich daß dadurch gewissen Herrn Predigern das Gesetz aufgelegt wird, ihre Materien, die sie auf die Kanzel bringen wollen, vorher durch zu denken und zu bearbeiten.

12. Die allerneuesten Sonneten, den Liebhabern der Dichtkunst zum Vergnügen her-

herausgegeben von Johannes Westermann, V. M. C. Sechstes Stück. Bremen, 1766. 8. 4½ Bog.

Die vorhergehende Stücke dieser Reime, die unter alle Critik sind, hatten die unverdiente Ehre gehabt, in der allgemeinen deutschen Bibliothek 2. B. 2 St. getadelt zu werden. Alle, die dem Verfasser wohl wollen, hatten freilich gedacht, daß die wohl gemeinte Warnung, die ihm daselbst ist gegeben worden, mehr bei ihm früchten würde. Allein er macht es noch immer ärger; indem er nicht allein fortfähret, sich mit seinen Reimen, welche er Sonneten nennet, an das Publicum und besonders an unsere Stadt, den Ort seines Aufenthalts, wo sie verfertiget und gedrucket werden, zu versündigen; sondern sich auch sogar in der Vorrede zu diesem 6 Stück gegen erwehnte Beurtheilung vertheidiget. Wenn er noch einigen Nutzen davon hätte, wollte man seiner gern schonen, und nicht ein Wort deshalben verlieren. Aber das ist, wie man gewiß weiß, sein Bewegungsgrund zum Sonnetten machen nicht. Wie ist es möglich, daß Herr W. der sonst, so weit er dem Recensenten bekannt ist, gesunden Menschenverstand hat, und nicht ohne philologische Gelehrsamkeit ist, so wenig Mistrauen in seine poetische Gabe setzet, daß er glaubt, die vernünftige Welt und verständige Menschen werden seine Sonnette lesen, und darin tüchtige

Eigen-

Eigenschaften erkennen? daß er schreiben darf: er halte sich für versichert, daß alle Verständige und der Dichtkunst erfahrne Männer, die seine Sonnetten gelesen haben, die berlinische Beurtheilung verlachen, und für Nichts halten werden? Lustig ist der Schluß dieser Vorrede: Und darum habe ich allhier nur dieses bekannt machen wollen, daß ich die oberwehnte Beurtheilung derer Bücher schätzenden Herren zu Berlin hiermit für eine ewige Unwahrheit erkläre. Wornach sich also ins künftige alle Bücher schätzende Herren zu achten haben. Jedoch, bald sollte dem Recensenten unvermerkt die Gedult entwischen, Aber Nein: Herr W. soll deswegen im Magazin, so lange er reimet, nicht wieder erscheinen, sollte er auch wenn das Maaß seiner Sonnetten, voll ist, mit einem eben so dicken Bande tröstlicher Ueberreime unsere Pressen heimsuchen.

13. Auf Kosten der Witwe Rumps hieselbst, und Hr. Vieroot in Amsterdam, hat die Presse verlassen: Bibliotheca Bremensis nova historico-philologico-theologica. Classis sextae Fasciculus primus. Bremae et Amstelodami, MDCCLXVI. 12 Bogen in 8. nebst zwoen Kupfertafeln und einer chronologischen Tabelle.

Denen, welche die Fortsetzung dieser beliebten Periodischen Schrift wünschen, können wir Hofnung

machen, daß sie durch die Wegreise des Herausgebers Hr. D. Barkey von hier, vorerst noch nicht werde aufhören. Der Inhalt in folgender. 1) Hr. Dan. Henr. Hering, jetzund reformirter Pred. in Breßlau, untersuchet mit vieler Gelehrtheit, was Offenb. Joh. II, 14. 15. 20. durch die Lehre Bileams, der Nicolaiten und Jesabels zu verstehen sey? Er erkläret es von der Verführung zur Vermischung mit den Götzendienern durch Heirathen, und zum Essen von den Götzenopfern. 2) Der Pred. und Rektor zu Berg-Zabern, Hr. Joh. Karl Bonnet, vergleichet mit einander die Jahre der Regirung Nebukadnezars, und die Jahre der Könige in Juda, Jojakims, Jechonia und Zedekia. 3) Der Hr. Prof. Cornelius de Witt in Herzogenbusch betrachtet, in einer eigenen Abhandl. David als einen Propheten. 4) Hr. David Meier, Prediger zu Ham und Franzum, im Gröningischen, erläutert die Stelle Ephes. VI, 10. u. f. und beweiset, daß der Apostel hier nicht die ganze Gemeine zu Ephesus, sondern die Lehrer derselben, anrede. Er äussert also eben dieselbe Meinung, welche der Hr. D. Nonnen, in der oben von uns angezeigten Abhandl. de eis, quos Apostoli nomine fratrum compellant, vorgetragen hatte. Endlich 5) findet man hier die schon vorhin besonders gedruckte Schrift des Hrn. Prof. Kulenkamp in Göttingen, Specimen emen-

emendationum et observationum in Etymologicum Magnum, eingerücket. Der Raum, der diesen Anzeigen bestimmet ist, erlaubet nicht, weitläuftiger von dem Inhalt dieser Abhandl. zu reden.

14. Des Herrn Marmontels Dichtkunst, aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen Zusätzen vermehrt. Astupet ipsa sibi. Ovid. Met. III. I. und II. Theil. Bremen, bei Joh. Henr. Cramer. 1766. gr. 8. I. Th. 16½ B. II. Th. 1 A. 5 B.

Dieses vortrefliche Werk ist den Liebhabern der schönen Wissenschaften in der Original-Sprache längst bekannt. Wir haben also nicht nöthig, es nun erst anzupreisen. Diese Uebersetzung, und die Zierlichkeit des Drucks, ist von der Beschaffenheit, daß sie sich auch den deutschen Lesern selbst anpreisen wird. Der Uebersetzer hat neben den Beispielen, die Hr. Marmontel aus den französischen Dichtern angeführet hat, auch deutsche Beispiele aus unsern besten Dichtern beigefüget. Er ist von dem Autor nur da, wo seine Anmerkungen das Eigentliche der französischen Sprache betrafen, so abgegangen, daß er die Regeln desselben auf unsere Sprache anzuwenden gesuchet. Und darin verdienet er allen Beifall. Daß er aber das ganze Kapitel von der Harmonie des Styls und des Mechanismus der französischen Verse in seiner Uebersetzung ausgelassen, um (wie er in der Vorrede schreibt)

schreibt) nicht eine blos mechanische Uebersetzung zu liefern, von Dingen, welche uns weniger, vielleicht auch gar nicht angehen; darin wird mancher, der gern den ganzen Marmontel lesen will, (und wer dieses Kapitel nicht lesen wollte, der könnte es überschlagen) nicht allerdings mit ihm zufrieden seyn.

15. In eben demselben Verlage ist hier, im verwichenen Jahre, erschienen eine Sammlung von fünf aus dem französischen übersetzten Lustspielen, zusammen 30 Bogen in 8. Man findet hier: 1) der gelehrte Ignorant, in 3 Aufzügen vom Du Vaure: 2) der irrende Ritter, oder der Frauenzimmer Liebling, in 5 Aufzügen, von Baron. 3) das Vorurtheil nach der Mode, in 5 Aufz. von la Chaussee. 4) die drei Sultaninnen, in 3 Aufz. von Favart. 5) die junge Indianerin, in einem Aufz. von de Chamfort. Sie sind nicht alle von gleicher Güte.

16. Auf Kosten unsers Verlegers, Herrn Försters, ist aus der Janischen und Meierschen Druckerei ans Licht getreten, Comentarii de libris minoribus.

Define — — —
Exſpuere ex animo rationem: ſed magis acri
Iudicio perpende, et, ſi tibi vera videtur,
Dede manus: aut, ſi falſa eſt, accingere contra.

LUCRET.

Voluminis I. Pars I. Bremae cIↃIↃCCLXVI. 9 Bogen in 8.

Dieſe periodiſche Schrift, wovon alle Vierteljahr ein Stück erſcheinen ſoll, liefert Auszüge und Beurtheilungen kleiner Schriften, und vornämlich academiſcher Abhandlungen. Die Verfaſſer wollen dieſe Art Bücher aus allen Wiſſenſchaften vornehmen, nur diejenigen ausgenommen, welche eigentlich zur Rechtsgelehrtheit und Arzneykunſt gehören. Doch verſprechen ſie, billigen und vernünftigen Vorſchlägen zur beſſeren Einrichtung ihres Werks Gehör zu geben, und dieſelben mit Dank zu erkennen: zu welchem Ende die Briefe an den Hrn. Verleger können abgegeben werden. Der in dieſem erſten Stück recenſirten Schriften ſind fünf und dreißig. Die Schreibart iſt rein, munter und der Sache angemeſſen. Die Auszüge ſind kurz, aber hinlänglich. Die Urtheile frei, und nach Beſchaffenheit der Sachen, ſcharf und geſalzen. Selbſt Männer, welche ihrer gelehrten Schriften wegen ſchon im Rufe und Anſehen ſind, wer-

werden nicht geschonet, wenn sie eine Schrift ausgehen lassen, die ihres Namens nicht allerdings würdig ist: obgleich ihre sonstige Verdienste nicht verkennet werden. Es ist eine Ehre und ein Glück für Deutschland, daß man jetzt mehr und mehr anfängt den eckelhaften Ton der feilen Zeitungsschreiber abzulegen, und dreust genug ist, das Publicum an einen schlechten Schriftsteller, der durch die Misgeburten seines Gehirns so wenig gebührende Ehrfurcht für dasselbe bezeuget, nachdrücklich zu rächen. Möchte nur dadurch die grosse Anzahl der Schmierer vermindert werden! Doch kann man hoffen, daß wenigstens einige, die in den Autor-Sünden noch nicht ganz und gar verhärtet sind, sich werden abschrecken lassen. Unsere Verfasser werden das ihrige zu diesem heilsamen Zweck gewiß mit beitragen. Wir wünschen daher, daß sie so fortfahren mögen, wie sie angefangen haben. Auch gereicht Druck und Papier dieser Schrift zur Empfehlung, und dem Drucker und Verleger zur Ehre.

XII.

Versuche
um den
übermäßigen Wachsthum der Fruchtbäume zu hemmen,
und dieselbe dadurch fruchtbar zu machen.

Von

Keane Fitzgerald. Esq. d. K. G. M.

(Lond. Mag. 1762. Nov. p. 591.)

Ich hatte bemerket, daß man junge Bäume, die in einem allzufetten Boden stehen, dadurch zur Fruchtbarkeit zwingen könne, wenn man an etlichen der grössesten Aeste etwas von dem Baste hinwegschneidet. Durch diese Methode hat man es nun zwar in der That dahin gebracht, daß sie sehr reichlich getragen; allein sie läßt häßliche Wunden nach sich, und das nackte Holz will gern in die Vermoderung gehen. Ich hatte etliche junge

junge Pflaumen- und Kirschbäume an einem nördlichen Pfalwerke in einem sehr reichen Boden stehen. Die Pflaumenbäume hatten in Zeit von dreien Jahren ihre Aeste auf 15 bis 16 Fuß geschossen, und nicht allein das Pfalwerk bedecket, sondern waren demselben auch über den Kopf gewachsen. Da das Wegschneiden eines oder andern Astes nur würde verursachet haben, daß die andern desto stärker wüchsen, so machte ich um die Mitte des Augusts 1758 folgende Versuche.

Ich machte einen Zirkelschnitt um den Hauptast einer Orleans-Pflaume, nahe am Stamm, ganz durch den Bast, wo derselbe glatt und ohne Knoten war. Etwa zwei oder drei Zoll höher machte ich noch einen Schnitt eben wie jenen, und schnitte darauf die Länge herunter, vom obersten bis zum untersten Zirkel, den Bast ganz durch. Diesen Bast lösete ich ganz vom Holze ab und bedeckte ihn, wie auch das nackte Holz, um es für der Luft zu schützen. Nachdem ich beides etwa eine Viertelstunde in diesem Zustande gelassen, und die Wunde zu bluten angefangen hatte, brachte ich den Bast, so genau als mir möglich war, wieder an seinen Ort, und umwand ihn mit Bast von Rußischen Matten ziemlich fest, so daß dadurch nicht allein die ganze Wunde, sondern auch ein halber Zoll über und unter den beiden Zirkelschnitten, bedecket wurde. Eben so machte ich es mit einem

Her-

Herzogs-Kirschenbaum, (duke cherry) aber am Stamme selbst, unter allen Aesten, etwa 10 Zoll über der Erde: ferner mit einer Morelle an einigen Zweigen derselben; und mit zwoen Perdrigons an ihren Hauptästen. Diese beide letzten waren schon alte Bäume, und waren vor ungefähr 4 Jahren nahe an der Erde abgeschnitten, hatten aber sehr geile Schösse gethan, von welchen keiner bisher das geringste getragen.

Nach Verlauf etwa eines Monats fing der Bast an über und unter dem Orte, wo er gebunden war, zu schwellen. Ich löfete sie alle auf, und fand, daß alles schön zugeheilet war, ausgenommen die Wunde an dem Hauptaste der Perdrigon. Ein Theil des Basts war angeheilet, aber etwa ein Zoll breit an der einen Seite des länglichen Schnitts, war los geblieben, und fiel hernach ab. Ich verband sie alle wiederum, doch loser, mit Matten, und ließ sie so bis zum Anfange des folgenden Sommers stehen, da ich die Binden ganz hinweg nahm und alles gesund und lebhaft fand. Ein jeder Baum trug reichlich Früchte, obschon dasselbe Jahr überhaupt nur ein schlecht Obstjahr war.

Dies bewog mich zur Wiederholung dieser Versuche, im Anfange des Augusts 1759, an verschiedenen andern jungen Bäumen, deren etliche noch nichts, andere zwar etwas aber sehr wenig getragen hatten; besonders an zween jungen Birn-

bäumen, welche noch niemalen geblühet hatten. Ich behandelte auf obbemeldete Art den einen von diesen sowohl an seinen Hauptästen, als auch an etlichen daran sitzenden Zweigen. Eben so machte ich es mit einem der Hauptäste des andern Birnbaums. Jener trug im vorigen Sommer eine erstaunliche Menge Früchte, der operirte Ast von dem letztern aber, hatte nur mittelmäßig; wiewohl er an den andern Zweigen und Aesten nicht einmal Blüte gehabt hatte.

Ich machte ferner folgenden Versuch an den Aesten zweier junger Apfelbäume die ein ander so gleich waren als ich sie nur finden konte. Ich schnitte von beiden die Stücke Bast in so vollkommener Gleichheit, als ich es nur abzirkeln konte, ab, und setzte den Bast des einen Baums auf den Ast des andern. Aus dem, was ich davon aufgeschrieben hatte, ersehe ich, daß an dem Stücke Basts des einen Baums ein Bischen Holz sitzen geblieben, und an dem andern eine Blattknospe gewesen, an dessen Aste auch zween Aepfel hingen. Beide Stücken Bast heileten völlig an; die beiden Aepfel blieben sitzen und wurden mit den andern reif; bemeldete Knospe trieb Blätter, und beide Aeste trugen im vorigen Sommer so reichlich, daß der eine unter seiner Last zerbrach, welches nach meiner Muthmassung auch dem andern würde wiederfahren seyn, wenn ich ihn nicht unterstützet hätte. Dies waren zween

Non

Non Pareil, welche auf einem Spargelbeete stunden. Eben so verwechselte ich die Stücken Bast von einer Pfirsig und Nectarine. Dasjenige, welches ich an dem Pfirschbaum geleget hatte, heilete vollkommen an, und der Ast brachte im vorigen Frühling eine Menge Blumen, welche aber eben wie die Blüte des ganzen Baums und verschiedener andern, die an derselben Mauer stunden, verdorreten. Wie der Gärtner die Bäume beschnitte und an die Mauer legte, schnitt er mir den Ast der Nectarine, wie verschiedene andere, an welchen ich dieselbe Versuche gemacht hatte, hinweg. Wie ich damit beschäftiget war, erklärete er sich heftig dagegen, und versicherte die Aeste würden mit einander sterben, und dadurch die Stellen an der Mauer bloß bleiben. Ich glaube der gute Mensch fürchtete sich, daß man seine Geschicklichkeit im Beschneiden und Anheften der Bäume, in Zweifel ziehen möchte. Ungefähr im Anfange des vorigen Wintermonats schnitte ich einen von den Aesten des Perdrigons ab, an welchem ich den Versuch 1758 gemacht hatte um zu erfahren was für Wirkungen das Holz davon gelitten hätte, und befand, daß der Bast zwischen den Zirkelschnitten sich fester mit dem Holze vereiniget hatte, als an irgend einer andern Stelle. An dieser Stelle ging eine dunkele Ader durch das Holz, welche von einer härtern Zusammense-

tzung zu seyn schien, als an den andern Theilen des Astes.

Da ich das, was ich bei meinen Versuchen von Zeit zu Zeit aufgeschrieben hatte, welches ich meinete mit aller Genauigkeit gethan zu haben, nachsehe, werde ich gewahr, daß ich vergessen habe, wie sich der Wachsthum der operirten Aeste verhalten. Ich habe sie nicht gegen andere gemessen: so viel ich mich aber erinnere, ist der Wachsthum dadurch etwas gehemmet worden. Dieses meine ich mit Gewißheit sagen zu können, daß der Kirschbaum im zweiten Versuch, dessen Stamm unter allen seinen Aesten diese Operation gelitten, damals der stärkeste von einem halben Duzend seines Geschlechts, die mit ihm zugleich gepflanzet worden, gewesen, es itzt aber nicht mehr ist. Es thut mir Leid, daß ich bei diesem Umstande nicht so genau gewesen als bei den andern. Poland Street Jän. 19. 1761.

Keane Fitzgerald.

XIII.

Ein neues

Palliativ oder Linderungsmittel bei dem Podagra.

(Univers. Magaz. Nov. 1762. p. 248.)

Folgendes Mittel hat die Welt einem Edelmanne, der ein wahrer Menschenfreund ist, dem Hrn. Joseph Winters Lieutenant der Invaliden in dem Schlosse von Chester, zu danken, welcher seinen Namen beizudrucken erlaubet hat, um die Wirksamkeit des Mittels durch sein Beispiel zu bestättigen. Seine Methode ist diese. So bald er den geringsten Anfall vom Podagra bekommt, nimmt er zur Fieberrinde seine Zuflucht, welche er in rothen Portwein mischet, und hält damit so lange an, bis alle Schmerzen verschwinden. Der Anlaß, welcher ihn zuerst auf die Gedanken brachte die Rinde wider das Podagra zu gebrauchen, war die Beobachtung der besondern Kraft derselben zu Vertreibung des kalten Fiebers. Hat diese Krank-

heit ihre Abwechselungen, so nahm er gleiche Abwechselungen bei dem Podagra wahr. In Betracht also ihrer nahen Verwandschaft, glaubte er die Rinde würde zum Theil dieselbe Wirkung bei der einen Krankheit sowol als bei der andern haben.

Er gebrauchte sie demnach ein Paar Tage, und fand sich bald genesen. Seit zweien Jahren hat er keinen einzigen Anfall gehabt, der ihn genöthiget, die Kammer zu hüten, weil er allezeit bei dem geringsten Schmerzen alsobald sein Hülfmittel zur Hand nimt.

Will etwa jemand fragen, durch welche Schlüsse er zu dem Glauben gekommen, daß das Podagra eine abwechselnde Krankheit sey; so werden die Aerzte ihn belehren, daß, wenn jemand von einem podagrischen Anfall drei Wochen, einen Monat, oft etliche Monate in der Kammer gehalten wird, dieses eigentlich zu reden, nicht ein Anfall, sondern eine ganze Reihe kleiner auf ein ander folgender Anfälle sey, deren jeder seine bestimte Periode hat, und gemeiniglich mit 48 Stunden sich endiget. Diese Anfälle stehen mit der Quantität der podagrischen Materie im Blute und den andern Säften in Proportion. Ich erwähne des Bluts und der Säfte, weil die Herren Aerzte über den wahren Sitz dieser Materie noch nicht eins sind. Wären sie es, so würde man bald etwas gründlichers

chers über diese Krankheit lesen, wodurch der Weg zu einen spenfischen Mittel könte gebahnet werden.

Ich hatte schon in meinen jüngern Jahren, ehe ich dieses grose Palliativ kennete, verschiedene Anfälle dieser schmerzlichen Krankheit. Wie ich aber endlich die Fieberrinde versuchte, fand ich mich zu meiner Verwunderung in der Geschwindigkeit besser. Im folgenden Herbste überfielen mich wiederum alle Zufälle eines heftigen Anstosses; dasselbe Mittel half mir aber wiederum in wenig Tagen. Ich halte derhalben dieses Mittel für das wirksamste Palliativ bei dem Podagra von allen die bisher bekannt geworden sind, (Denn ein völliges Genesmittel ist noch nicht erfunden) und wie ich es allen Patienten, welche gerne in der Geschwindigkeit Linderung haben wollten, ohne ein Geheimniß daraus zu machen, mitgetheilet habe; so kan ich mit aller Aufrichtigkeit die Welt versichern, daß unter der ganzen grossen Anzahl derer, die die Rinde bei dem Podagra gebrauchet haben, kein einziger gewesen, der sich nicht wohl dabei befunden. Die grausamen Schmerzen sind allezeit dadurch gemildert worden, und der Anfall hat selten länger als ein Paar Tage gedauret.

Die Fiebervertreibende Eigenschaft der Rinde bei allen Arten der Wechselfieber ist jederman bekannt. Sie stärket den Magen, erwecket Appetit, befördert die Verdäuung, vertreibet die Winde,

verdünnet das Blut und macht einen freien Puls. Meine leidende Mitbrüder wissen, daß der Verlust des Apperits, schlechte Verdäuung, öfteres Aufbrechen der Blähungen und ein schwacher Puls beständige Gefährten eines starken Anfalls des Podagra sind: da nun die Fieberrinde bei itztgemeldeten Zufällen heilsam ist, so kan allein diese Betrachtung ihnen ein völliges Vertrauen auf dieselbe geben. Hat jemand die Medicin in dieser Krankheit versuchet, so sey er so gut es der Welt bekannt zu machen, damit auch andere zu gleichmäßigen Versuch bewogen, und der Gebrauch dieses vortreflichen Linderungsmittels allgemeinrr gemacht werde. Man füget folgende Erinnerungen für die, welche sich der Fieberrinde bei dem Podagra bedienen wollen, hinzu.

1. Alle Liebhaber der starken Getränke, wie auch überhaupt alle die auf ihre Gesundheit losstürmen, müssen gar keine Arzenenei gebrauchen. Diesen können wir nichts anders als das zu einsamen Betrachtungen bequeme Bette, viele Geduld und neuen Flannel empfehlen.

2. So viele aber besser denken als unvernünftige Geschöpfe, die nehmen, so bald sie den ersten Anstoß fühlen ein halbe Drachme frisch gestossene Fieberrinde zweimal des Tages, in einem Glase rothen

then Portwein, und fahren damit täglich fort, bis die Zufälle vergehen.

3. Da der Anstoß des Podagra fast allezeit mit einer hartnäckigen Verstopfung des Leibes begleitet geht, so wird die Rinde an dem ersten, auch wohl dem folgenden Tage etwas purgiren und dies Uebel vermindern, besonders wenn der Patient von weichleibiger Natur ist.

4. Sie wird bald den Umschlag, Crisis, zu wege bringen, welcher sich durch einen dicken Bodensatz im Urin offenbaret.

XIV.

Vorfall eines Mannes dem ein Stein ausgeschnitten worden, dessen Kern eine Weizenähre war.

Aus der Historie der K. Akad. der Wissenschaften zu Paris von 1763.

Herr Brady, Arzt des Kriegshospitals zu Brüssel, hat Hr. du Hamel berichtet, daß, wie er einen Soldaten dieses Hospitals am Stein geschnitten, er einen Stein heraus genommen, dessen Kern eine Weizenähre war. Dies ist nicht der einzige Vorfall dieser Art. Hr. Gallon Ingenieur Kapitain, damals in Philippeville und nunmehr in Havne, berichtete der Akademie i. J. 1753 eine ähnliche Begebenheit. In beiden Fällen ist die Aehre, nachdem sie in die Blase gekommen, wie es bei allen fremden Körpern geschie-

schiehet, mit einer steinichten Kruste überzogen worden von dem sich daran gelegten Bodensatze des Harns. In Ansehung des von dem Hrn. Gallon beschriebenen Vorfalls ist es bekannt gewesen, daß die Weizenähre von dem Patienten selbst in die Blase hinein gebracht worden. Denn wie er einmal auf dem Felde von heftigen Steinschmerzen angegriffen worden, wollte er sich selbst mit derselben sondiren, wobei die Aehre, welche ihres Barts wegen nicht wieder zurückkommen konte, in die Blase hinein geschlüpft. Allein bei dem Fall, der dem Hrn. Brady vorgekommen, hat der Soldat mit einem Eide betheuert, daß er dergleichen gar nicht gethan hätte. Man könte annehmen, daß die Aehre von aussen hinein gekommen, indem sie durch die Bauchmuskeln bis in die Blase durchgedrungen: würde es aber, ohne zu einer so gezwungenen Erklärung Zuflucht zu nehmen, nicht wahrscheinlicher seyn, daß dasselbe, was dem Mann zu Philippeville begegnet, auch dem Soldaten wiederfahren sey; es sey, daß er selbst oder einer seiner Kameraden es in der Trunkenheit gethan, so daß er es weder gefühlet hätte, noch sich desselben' erinnern könte. Wenigstens man muß nichts wunderbares annehmen, so lange noch einige natürliche Ursachen möglich sind.

***

XV.

XV.

Das Geheimniß,

wie der

Tusch oder die Indianische Dinte verfertiget werde,

entdecket,

von Dr. Lewis.

(Univers. Mag. 1766. Sept. p. 116.)

Wir bekommen aus China und Ostindien ein treffliches Schwarz, zuweilen in grossen Rollen, gemeiniglich aber in kleinen viereckichten Kuchen welche durchgehens mit Chinesischen Buchstaben bezeichnet sind. Wenn man ein Ende des Kuchens in ein wenig Wasser taucht, und an dem Boden oder den Seiten des Gefässes reibet; nimt das Wasser etwas von der Materie an, und läßt sich damit auf alle Schattirungen, von der schwächsten die man eben auf dem Papiere erken-

erkennen kan, bis zum tiefsten Schwarz, gar bequem färben. Die Zusammensetzung dieses Tusches ist, so viel Dr. Lewis weiß, bisher ein Geheimniß gewesen, und dies bewog ihn zu derselben Entdeckung einige Versuche an zu stellen.

Obschon der Tusch sich gar leicht mit dem Wasser vermischet, wird er doch von demselben nicht vollkommen aufgelöset. Denn wenn man das gefärbte Wasser eine Weile stehen läßt, sinket die schwarze Materie als ein Schlamm zu Grunde, und das Wasser droben wird wieder klar. Hält man den Tusch bei warmen Wetter feucht, so wird er in wenig Tagen fäulend wie die flüßigen und weichen Theile der Thiere; und dasselbe wiederfähret dem klaren Wasser, nachdem die schwarze Materie sich gesetzet und davon abgesondert hat. Der Tusch scheint derhalben etwas animalisches, das im Wasser sich auflösen läßt, zu enthalten, und aus einem schwarzen mit einem animalischen Leim vermischten Staube zu bestehen. Um sich desto mehr davon zu versichern, daß eine leimichte Materie im Tusche sey, kochte Dr. L. einen Kuchen in verschiedenen Portionen Wasser nach einander, um alle der Auflösung fähige Theile heraus zu ziehen, und ließ, nachdem er diese Wasser durch Löschpapier filtriret hatte, dieselbe zur Ausdämpfung in einem irdnen Hafen stehen. Es roch wie Leim und hinterließ eine ziemliche Quantität einer klebrichten

Mate-

Materie, welche man in keiner Absicht vom gewöhnlichen Leim unterscheiden konte.

Wie Dr. L. hiedurch die Bestandtheile der Masse hatte kennen lernen, versuchte er es ihn nachzu machen. Er vermischte etwas Lampenruß (Lamp black) welches er selbst aus Oel bereitet hatte, mit so viel zerlassenem Leim als nöthig war ihn zähe zu machen, daß ein Kuchen daraus konte formiret werden. Dieser Lampenruß war von Leinsamenöl, welcher in einer grossen über die Flamme der Lampe gehängten Pfanne aufgefangen worden. Nachdem der Kuchen trocken geworden, war er eben so schwarz als der ächte Indianische Tusch, und ließ sich eben so leicht und willig verarbeiten. Wenn das Elfenbeinschwarz so fein als möglich gerieben worden, welches viele Mühe kostet, so thut es dasselbe was der Lampenruß: doch so wie man es gemeiniglich verkauft, ist es zu grobkörnicht, und scheidet sich zu geschwind vom Wasser. Der Dr. L. sagt in einem Anhange, daß er, nachdem er diese Versuche über die Zusammensetzung des Tuschs gemacht hätte, in des du Halde Historie von China eine Nachricht gefunden, welche seine Versuche bestättiget. Derselbe gibt drei Recepte zur Verfertigung des Tuschs, wovon die beiden ersten aus Chinesischen Büchern genommen, die letzte aber einem Missionarien von einem Chineser münd-

mündlich mitgetheilet worden. In allen dreien ist das Schwarze Lampenruß, wozu noch dem einen etwas von Pferdekastanien gethan wird, welche so lange gebrannt werden als sie Rauch von sich geben, man sagt aber nicht, ob man das Holz oder die Frucht des wilden Kastanienbaums dazu nehme. Er fügt aber aus dem Chinesischen Schriftsteller hinzu, daß wenn man zu viel davon nimt, die schwarze Farbe sich gern etwas zum Violet neige. Die zusammenklebende Materie ist in dem einen Recept ein dünner Leim von Schaafsleder, und in dem andern aufgelösetes Gummi Tragacanth, und in dem dritten eine Mischung von Leim mit einer Decoction gewisser unbekannter Vegetabilien. Das erste, nämlich Lampenruß mit Leim, ist dasjenige, welches mündlich mitgetheilet worden, und dieselbe Composition wozu obbemeldete Versuche geführet haben. Was aber das Gummi Tragacanth betrift, so kan dasselbe in keinem derer Proben des Tusches die Dr. L. untersuchet hat, die zusammenklebende Materie seyn, weil ein vegetabilisches Gummi nie im Wasser fäulet wie der Tusch thut. Wollte man Gummi dazu nehmen, so würde das G. Tragacanth das allerungeschickteste seyn, weil es sich so schwer und unvollkommen im Wasser auflöset. Vegetabilische Decoctionen und Infusionen können, wenn Leim gebraucht wird, zu nichts

helfen,

helfen, es wäre denn um einen Geruch zu geben, in welcher Absicht Muscus und andere wohlriechende Sachen unter dem Tusch sollen gemischet seyn. Du Halde sagt; die Chineser hätten Tusch von verschiedener Güte und Preise: der vornehmste Unterschied beruhe auf der Beschaffenheit des Lampenrußes, und der beste sey der Ruß eines Oels welcher dazu ausdrücklich in einer Lampe verbrannt wird.

XVI.

Vermischte Nachrichten.

I.

Ein neu erfundenes Mittel die Insecten und den Mehlthau an den Fruchtbäumen zu vertreiben, welches der Gesellschaft der Künste und Manufacturen vorgeleget worden.

Wenn man gewahr wird, daß ein Ast vom Mehlthau bedecket worden, oder von Insecten ausgesogen wird, so steche man mit einer Schusterahle ein Loch in das unterste Theil des Asts, bis ins Holz; lasse einen oder zween Tröpfen Queckſilber hinein fallen, und verstopfe das Loch mit einem Stücklein Holz. In einem oder zween Tagen, werden alle Insecten nicht allein von diesen, sondern auch allen übrigen Aesten abfallen und sterben, und der Mehlthau vergehen.

(Lond. Mag. 1766. Iune, p. 324)

Wo die Erfahrung diesen Rath bestättiget, und die Bäume keinen Schaden davon nehmen, so hätte man sich zu erfreuen, daß endlich ein Mittel wider die unüberwindliche Blatt- oder Baumlaus erfunden worden; auch würde dadurch die Meinung, daß der Mehlthau von Insecten und Ungeziefer herkomme, stark unterstützet. d. Ueb.

* *

2.

Von lebendigen Thieren die in Steinen und andern festen Körpern gefunden werden.

Denen Vorfällen die davon Brem. Mag. B. I. S. 590, und B. VII. S. 463 angeführet worden, kan die Nachricht aus Dr. Smollets Reisebeschreibung beigefüget werden, welche in dem Auszug davon, Gentl. Mag. 1766. p. 313 sich findet.

„Bei Nizza finden die Fischer zuweilen unter „dem Wasser dreieckigte harte Cementstücke, von „12 bis 15 Pfund. Obwohl dieser Cement so „hart als Marmor ist, trift man doch mitten in „den Stücken eine Art lebendiger und saftiger Mu-

„scheln

„scheln an, welche **Datteln**, wegen ihrer Aehn„lichkeit mit dieser Frucht, genennet werden. Wenn „man eins dieser Stücke mit dem Hammer zerbricht, „kommen gemeiniglich etwa 12 Muscheln zum Vor„schein, deren Zeugung und Nährung ein Geheim„niß bleibt.„

Auch kan mit diesem Naturwunder, der in festen Körpern lebenden Thiere, die Nachricht in der Abhandlung der Königl. Schwed. Akad. III. Band der deutschen Uebersetzung, verglichen werden; für welche Erinnerung der **Allgemeinen Deutschen Bibliothek** B. II. St. 2. S. 306 gedanket wird. Man vergleiche auch die Holzmuschel, N. Brem. Mag. B. I. S. 608.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

3.

Mittel wider den Stich einer Mücke.

Mische ein wenig Venetianischen Theriak und Mandelöl untereinander, und lege es auf den gestochenen Ort, so wird in Zeit von 6 Stunden Linderung erfolgen.

Oder: Nim grüne Hollunderblätter und Raute, von jedem gleich viel, zerquetsche es in einem

Mörser, und gieß zu jedem Theeschälchen des Safts halb so viel Weineßig, und 2 Drachmen Küchensalz.

(Gentl. Mag. 1766. p. 303.)

4.

Nachricht von den Verfassern des bekanten Türkischen Spions.

(British Mag. 1766. Aug. p. 393.)

Ritter Roger Manley verließ im 16 Jahre die Universität um Carl I. zu dienen. Nachdem er seine besten Tage in den bürgerlichen und auswertigen Kriegen zugebracht, und seine Tugend und Bescheidenheit ihm nicht erlaubten, die Gunst derer, welche damals am Ruder sassen, zu erschmeicheln, begab er sich in die Einsamkeit, wo seine Verdienste vergessen blieben. Hier schrieb er verschiedene Werke zu seinem eignen Vergnügen, als den Lateinischen Commentar des bürgerlichen Krieges in England: und die Historie der Rebellion in England, Schottland und Irrland, worin die vornehmsten Begebenheiten,

Schlach-

Schlachten, Belagerungen, Staatsgriffe und Kriegsliste unpartheiisch nach beiderseitigen Nachrichten, vom Jahr 1640 bis zur Enthauptung des H. von Monmouth 1688 erzählet werden, in 3 Theilen 8. gedruckt. 1691. Er war auch der Verfasser des ersten Bandes des beliebten Werks, der Türkische Spion. Ein gewisser Dr. Midgley, ein geschickter Artzt, welcher in die Familie geheirathet hatte, trug die Aufsicht über Manleys Papiere. Unter denselben fand er auch diese Handschrift, welche er zu sich nahm, und hernach theils selbst, theils durch Beihülfe von andern bis zum Ende des 8 Theils fortsetzte, ohne so ehrlich zu seyn, den Verfasser des ersten zu nennen.

* *

§.

Ein Pflug zur Ableitung des Wassers.

(Univers. Mag. 1766. Aug. p. 108.)

Neulich wurden zu Epping Forest viele Pflüge um Wassercanäle zu machen (drain ploughs) vor den Committirten der Gesellschaft der Künste

versuchet. Die beiden, welche den Preis davon trugen, waren der Buckinghanshire- und Northumberland-Pflug, welche mit nicht mehr als 6 Pferden sehr schöne Arbeit machten. Von dem letzten gestand man, daß er den Pferden am leichtesten war, und die gröste Furche machte, nämlich oben 20, unten 10 Zoll breit, und einen Fuß senkrecht tief. Diese Erfindung wird von grossen allgemeinen Nutzen seyn, weil man dadurch ungemein geschwinde, und mit wenigen Kosten einen nassen Boden ganz trocken machen kan.

* *

6.

Leinwand aus Genst zu machen.

Auszug eines Schreibens des Abts Cerati, Prof. der Universität zu Pisa, an Hr. de Brosses Prof. der K. A. der Wiss. zu Paris.

(Suppl. to the univ. Mag. 1766. p. 379.)

Obschon man bereits viele Pflanzen kennet, deren Bast, durch gehörige Zurichtung eine fadichte und des Spinnens fähige Materie ausliefert;

fert; so hat doch bisher noch niemand das Staudengewächs, welches unter dem Namen Genst, Genista *) bekant ist, darunter gerechnet. Indessen wird desselben Bast noch in Italien um Pisa so genützet. Die Stengel dieser Staude werden in den nahe gelegenen heissen Bädern, welche etwas schwefelichtes und stahlichtes enthalten, maceriret. Zwar sind sie bisher nur zur Verfertigung sehr grober Tücher gebraucht worden; vielleicht aber läßt sich etwas, das die Stelle des Badwassers vertreten kan, und eine bessere Bereitung der Fäden, ausfindig machen. Dies verdienet um so viel mehr ein fleißiges Nachforschen, da der Genst allenthalben, und an solchen Oertern wächst, wo Hanf und Flachs sich schlechterdings nicht ziehen lassen.

* *

7.

Ein ungehäurer Aeschenbaum.

(Gentl. Mag. 1766. Sept. p. 408.)

Dr. Walker, ein Mann von Ehre und Wahrheit, welcher die westlichen Inseln von Schottland durchreiset hat, um eine vollständigere

*) Englisch Broom, von dem Sächsischen Braam, welchen Namen es hier noch trägt. d. Ueb.

Naturgeschichte derselben zu liefern, und sich itzt in derselben Absicht auf den Orkneys oder Orkadischen Inseln befindet, sahe auf dem Kirchhofe zu Lochebar den Rest einer ungehäuren Aesche. Sie war von Alter gestorben, indessen stand noch eine 16 Fuß hohe ungehäure Säule von ihrem Stamme. Weil die grösse des Umfangs ungläublich erscheinen würde, nahm er zwo glaubwürdige Personen mit sich, wie er das Maaß davon nahm, welche vor der Obrigkeit bezeuget haben, daß der Stamm, fünf Fuß über der Erde, 58 Fuß im Umkreise habe *).

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

8.

Den Kohl für Raupen zu bewahren.

Besäe den Rand des Platzes, wo der Kohl soll gepflanzet werden, rund umher mit Hanf; so wird man mit Verwunderung wahr nehmen, daß, wenn

*) Der Baobab in Senegal hat 75 bis 78 Fuß im Umfange. S. Br. M. B. VII. S. 396.

wenn die ganze Nachbarschaft mit Raupen geplaget ist, der mit Hanf eingeschlossene Platz davon ganz befreiet bleibt. Dies Mittel soll Unfehlbar seyn.

(Univ. Mag. 1762. Supplem. p. 379.)

* *

9.

Nachricht von Herrn Wildmann, der eine bewunderungswürdige Gewalt über die Bienen besitzet.

Den 17ten Weinm. 1766 ließ der Graf Spencer den Herrn Wildmann zu sich auf seinen Landsitz zu Wimbledon kommen, wo verschiedene vom hohen Adel, nebst andern ansehnlichen Personen gegenwärtig waren. Nachdem die Gräfin drei Bienenstöcke herbei schaffen lassen, machte er folgendes erste Kunststück. Er trug in der einen Hand seinen Hut, woran ein Schwarm hing, und in der andern den Bienenkorb aus welchem derselbe heraus kam, womit er den Grafen und die Gräfin überzeugen wollte, daß er, ohne die Bienen tödten zu dürfen, den Honig mit dem Wachse herausnehmen, könte. Nachdem er ins Gemach zurückgegangen

war, kam er mit einem Schwarm, der ihm in der Gestalt eines ehrwürdigen Barts am Kinn hing, wieder heraus. Wie er dieses der Gesellschaft gezeiget hatte, ging er mit den Bienen auf den grünen Platz, wo alsobald ein Tisch mit dem Tuche gesetzet wurde. Auf diesen setzte er den Bienen-Korb nieder, und ließ die Bienen in denselben hineingehen. Hierauf musten sie wieder herauskommen und in der Luft herumschwärmen, ohne daß jemand von den mitten im Schwarm stehenden Damen und Herren gestochen wurde. Nachher ließ er sie auf dem Tische herumgehen, und nahm Händevoll davon, welche er, als wenn es Erbsen wären, auf und nieder schüttelte; endlich giengen sie auf seinen Befehl wieder in den Korb. Des Nachmittags um 5 Uhr machte er neue Kunststücke mit den dreien Schwärmen zugleich. Nachdem der eine sich an seinem Kopf, der andere auf die Brust und der dritte an den Arm gesetzet, ging er so in das Zimmer des Grafen, welcher Unpäslichkeit halber die erste Probe nicht hatte sehen können. Die Körbe, aus welchen die Bienen herausgekommen waren, wurden ihm von einem Bedienten nachgetragen. Nachdem er wieder ins vorige Gemach gegangen war, führte man ihn als einen Blinden heraus zum Grafen, indem Kopf, Gesicht und Augen ganz mit Bienen bedecket waren. Wie er sich eins von Sr. Gn. Pferde, ausgebeten hatte, wurde dasselbe

mit der Decke ihm zugeführet. Auf dasselbe setzte er sich mit den Bienen am Kopfe und Gesichte, nur die Augen ausgenommen, wie auch Brust und linken Arm ganz bedecket, und einer Peitsche in der rechten Hand, in welchem Aufzug der Stallknecht das Pferd eine Weile vor des Grafen Fenster hin und her leitete. Endlich nahm er den Zügel selbst in die Hand, ritte um das Haus herum, stieg ab, und befahl den Bienen erstlich auf dem Tische herum zu gehen, und darauf wieder in ihren Korb zu gehen; welches sie auch ordentlich thaten.

(Univers. Mag. 1766. Oct. p. 217.)

* *

10.

Im Fall der Noth sich selbst eine gute Seife zu machen.

Wenn man eine Lauge, so stark gemacht hat, daß ein Ei darin schwimmet, giesse man sie in einen Kessel und thue zu 4 Stübchen (Gallons) 30 ℔ Unschlitt. Nachdem dieses etwa zwo Stunden gekochet hat, schütte eine Handvoll Salz hinein (Es ist nichts daran gelegen, wenn dieses gleich

etwas

etwas schnutzig ist) wovon es gerinnen und wie dicke Milch und Molken sich scheiden wird. Seige es darauf durch ein starkes Tuch, schütte die zurückgebliebene dicke Materie wiederum in den Kessel, gieß aufs neue etwas frische Lauge (denn die abgeseigete hat ihre Kraft verloren) dazu, und lasse dieselbe wiederum kochen. Je länger dieses geschiehet, je besser wird die Seife; doch wird Uebung und Erfahrung hiebei die beste Lehrmeisterin seyn. Die Lauge kan man allenfalls aus der Asche des, an einigen Orten so gemeinen Farnkrauts kochen; doch giebt Holzasche die beste. Statt des Unschlitts kan man auch allerlei schmutziges Fett aus der Küche nehmen. Die übergebliebene Asche tilget das Unkraut im Garten.

(Lond. Mag. 1762. p. 536.)

* *

II.

Ein Mittel die Mastschweine geschwinder fett zu machen, von einem Pächter mitgetheilt.

Aus dem *Museum rusticum.*

Ich legte ein Schwein von mittler Grösse, das ziemlich bei Fleische war, auf und bestimmete ihm

ihm fünf Wochen zur Mastzeit. In den ersten vierzehn Tagen verzehrte es mir anderthalb Bushel Erbsen, ohne daß es sonderlich zunahm, welches, wie ich nachher gefunden, daher kam, daß es nur wenig gesoffen hatte. Da es itzt nur noch 3 Wochen zu leben hatte, fürchtete ich, daß es nach Endigung derselben zum Abschlachten noch nicht fett genug seyn würde, wo ich nicht ein Mittel finden könte ihm mehr Durst zu machen. Zu dem Ende entschloß ich mich zu versuchen, was für Wirkung es haben würde, wenn ich ein wenig Salz unter seine Erbsen mengete. Dies that ich und erreichte meinen Zweck; denn das Schwein wurde ungemein dürstig und gewaltig fett. Wie ich es zur vorhin bestimmten Zeit schlachten ließ, erstaunte der Mezcher, daß es in so kurzer Zeit so erstaunlich fett geworden. Ich habe mir deswegen vorgenommen, künftig unter dem Futter meiner Schweine allezeit etwas Salz zu mengen, weil ich überzeuget bin, daß dadurch beides Zeit und Kosten können erspäret, und alle die dieselbe Methode brauchen wollen, keine Ursache zu klagen haben werden. ꝛc.

(Lond. Mag. March. 1766. p. 136.)

XVII.

XVII.

Fortgesetzte Anzeigen, Auszüge und Beurtheilungen der neuen Englischen Bücher des Jahres 1766.

(Gentl. Mag. 1766. Oct. p. 485.)

Lettres from Italy, describing the customs and manners of that conntry in the Years 1765 and 1766. By Samuel Sharp Esq. 4. S.

Briefe aus Italien, worin die Gewohnheiten und Sitten dieses Landes in den Jahren 1765 und 1766 beschrieben worden. Von Samuel Sharp.

Obschon eine Menge Reisen durch Italien, und etliche noch neulich auch in Gestalt der Briefe, der Welt mitgetheilet worden, so haben dieselbe doch dieses Werk keines weges überflüßig gemacht. Es enthält

enthält viele und mancherlei Dinge, die neu und sehr vergnügend sind. Der Verfasser hat viele Fehler seiner Vorgänger vermieden, und vornämlich sich gehütet, daß er besondere Vorfälle nicht für allgemeine Gewohnheiten angesehen. Hier ist eine kleine Probe seiner Erzählung aus dem ersten Briefe.

—— „Ich muß Ihnen gestehen, daß ich bis„her nichts gesehen, das mich so vergnüget hat als „das ausserordentliche Genie, Hr. Voltaire. „Mein vornehmster Bewegungsgrund, warum ich „über die Alpen und Genf gegangen, war einen „Besuch bei diesem Herrn abzulegen. Ich hatte „ihn schon in meiner Jugend kennen gelernet, und „die Ehre gehabt, ihn, wie er in London war, „zuweilen herum zu führen. Ich sahe ihn auch „1747 in Paris. Da er itzt ein gewöhnlicher „Gegenstand der Unterredung fast in allen Dör„fern von Europa geworden, war es mir unmög„lich nach Italien zu gehen, ohne mir das Ver„gnügen zu geben, ihn noch einmal zu sehen. Er „wohnt etwa 4 Meilen von Genf, sehr prächtig aber „auch gastfrei; denn er hält eine ofne Tafel, wozu „Freunde, von welcher Nation sie seyn mögen, ei„nen freien Zutrit haben. An sein Haus stößt ein „kleiner Schauplatz für etwa 50 Personen, welcher „aber nach seiner Erweiterung 200 Menschen wird „fassen können. Die Zimmerleute machten des „Tages, wie ich mit ihm speisete, den Anfang der

Ver-

„Veränderung. Mademoiselle Clairon, welche „sich vom Theater entfernet hat, legte einen Be„such bei ihm ab, und hatte in selbiger Woche zween „Charactere aus seinen Werken vorgestellet. Ich „kan ihnen die Entzückung nicht beschreiben, mit „welcher er, Stunden lang, hundert Stellen, „die sie besonders glücklich vorgestellet hatte, wie„derholete. Seine Augen funkelten solchergestalt „dabei, daß man sein zwei und siebenzig jähriges „Alter darüber vergaß. Desselben Morgens hatte „er der Mad. Clairon einen Brief in Versen ge„schrieben, welchen er von seiner ersten Handschrift, „worin etwas aber nur wenig ausgestrichen war; „der Gesellschaft vorlas. Wenn er ein Stück vor„stellen will, muß er auf die Gelegenheit warten, „daß eine herumziehende Bande Komödianten auf „die Nachbarschaft von Genf kommt. Mit etlichen „derselben und einer Nichte, die sich bei ihm auf„hält, vergnüget er sich und seine Freunde. Aber „der Besuch der Mad. Clairon hatte seinem letzten „Schauspiel eine Vollkommenheit gegeben, die er „nimmer hatte hoffen dürfen.„ ——

A new practical essay on cancers etc. By I. Burroughs. M. D.

Neuer praktischer Versuch über den Krebs ꝛc. Von J. Burroughs.

Doctor B. hat ein Arcanum, welches er von einem Armenischen Arzte bekommen, und äusserlich

lich gebraucht. Doch verbindet er damit auch innerliche Mittel, vornämlich den Schierling, wovon er den Extract in Kuhmilch einer Ziege zu saufen gibt, und die Milch der Ziege hernach den Patienten trinken läßt. Will er gleich sein Geheimniß nicht entdecken, so nöthiget er doch alle Aerzte, daß sie seine Patienten, ehe er die Kur anfängt, untersuchen, dieselbe während der Kur besuchen und den Ausgang erfahren mögen.

Conſiderations on the trade and finances of this Kingdom, and on the meaſures of adminiſtration, with reſpect to theſe great national objects, ſince the concluſion of the peace. 3. S.

Betrachtungen über den Handel und Finanzen von Großbritannien, und die Maaßregeln, welche das Miniſterium in Anſehung dieſer beiden der Nation ſo wichtigen Gegenſtände, ſeit dem letztern Frieden genommen hat.

Nichts iſt bisher geſchrieben worden, worin die verſchiedenen Aeſte der Einkünfte und deren Anwendung ſo klar und kurzbündig beſtimmet, und das Nationalgeſchäfte ſo einſichtsvoll und genau abgehandelt worden. Der Verfaſſer, welcher Hr. Pitt ſeyn ſoll, wird dadurch den bisherigen Tadel des Volks in die höchſte Lobeserhebung verkehren.

An examination of Dr. Rutherfords Arguments againſt the Confeſſional. 1 S.

Prüfung der Gründe des D. Rutherford gegen das Confeſſional.

Hypochondriaſis. A practical treatiſe of the nature and cure of that diſorder, commonly called the Hyp. By J. Hill. M. D.

Hypochondriaſis. Eine practiſche Verhandlung von der Natur und Kur der Hypochondrie. Von Dr. Hill.

Dieſes kleine Werk von 6 Bogen, aus welchem mancher von der ſchwermüthigen Brüderſchaft Troſt ſchöpfen wird, iſt in einem lebhaften angenehmen Styl geſchrieben, und handelt die Sache in 9 Abſchnitten ab. Nachdem Dr. H. in dem 1. von der Natur der Krankheit, welche in dem Stocken eines dicken verderbten Geblüts, und der daraus entſpringenden Verſtopfung der Milz beſteht, geredet hatte; zeigt er im 2. an, welche Perſonen am gewöhnlichſten davon geplaget werden. Gleichwie eine ſtarke Anſtrengung und Erſchöpfung der Gemüthskräfte die vornehmſte Urſache davon iſt, ſo ſind die ernſthaften und geſetzten Seelen, die Gelehrten, Weiſen, Tugendhaften und Tapfern, kurz diejenigen mit deren Geſundheit der Welt am meiſten gedienet iſt, dieſem Uebel vor andern ausgeſetzt. Doch iſt die Hypochondrie auch wohl eine Nationalkrankheit, wie D. H. mit den

Bei-

Beispielen der alten Griechen und Juden, wie auch der Spanier und Amerikaner beweiset. Sie greift den Menschen gewöhnlich in der Mitte des Lebensalter, und am stärksten im Herbste an. Der 3. Abschnitt beschäftigt sich mit den Kenzeichen und Zufällen der Hypochondrie; worauf der 4. die damit verbundene Gefahr anzeigt. Wenn ein dickes zähes Geblüt eine gute Weile in der Milz gestocket hat, nimmt es eine grosse Schärfe an. Es muß darum nicht schnell und mit Gewalt aufgelöset werden, wie z. B. durch heftigen Zorn und starke Leibesbewegung geschiehet; denn so würde es zu einem fäulenden Saft werden, welcher, wenn er sich mit einem male wiederum mit dem Blute vermischet, Faulfieber nach sich ziehen; die Milz selbst anfressen, oder wenn es sich auf andere Eingeweide wirft, alle Folgen einer angesteckten Leber, oder Lunge, die fallende Krankheit, Schlag, Aussatz u. d. m. verursachen würde. Im 5. werden übel geheilte Fieber, Verstopfung der güldnen Ader, sümpfige Ausdünstungen, Faulheit, grosser Kummer, heftige Liebe, stetiges Studiren, vornämlich mit übergebogenen Leibe, als die vornehmsten Ursachen dieser Krankheit angegeben. Der 6. redet von der Kur überhaupt, empfiehlet nur gelinde auflösende, und verwirft alle starke, scharfe und Chymische Mittel. Der 7. gibt Regeln von der Lebensordnung, vornämlich in Absicht auf die Luft

und Leibesbewegung. Der 8. handelt von der Diet, worin alle Arten von Speisen und Getränken gemustert werden, mit der besondern Erinnerung, daß der Hypochondrist sehr ordentlich in den Stunden seiner Mahlzeiten seyn müsse. Bei dieser Gelegenheit erzählt Dr. H. eine artige Anekdote vom Newton. „Dr. Stukeley, sagt er, erzählte „mir daß, wie er einst dem N. einen bestimmten „Besuch gegeben, der Bediente ihm gemeldet, er „wäre noch in seiner Studierstube wo Niemand ihn „stören dürfte. Es wäre kurz vor dem Mittags„essen gewesen, und er hätte sich niedergesetzt, um „auf Hr. N. zu warten. Bald darauf wäre der „Tisch gedeckt und ein junges Huhn in einer bedeck„ten Schüssel aufgetragen worden. St. wartete „eine ganze Stunde; aber es kam kein N. Er „verzehrte darum das Hühnlein, deckte die ledige „Schüssel wieder zu, und sagte dem Gesinde, sie „sollten ihrem Herrn ein anderes bereiten. Ehe „dieses fertig war kam N herunter, bat um Ver„zeihung, daß er so lange auf sich hätte warten las„sen, und sagte: erlauben sie mir erst einen Mund„voll zu essen, dann will ich gleich zu ihren Dien„sten seyn; denn ich bin etwas matt und erschöpft. „Hiemit hub er den Deckel ab, sahe, ohne einige „Befremdung von sich blicken zu lassen, Hr. St. „lächelnd an und sagte: Sehen sie doch was „für wunderliche Leute wir Studirende sind!

Ich

„Ich hatte vergessen, daß ich mein Mittags„mahl schon zu mir genommen.„ In dem letzten Abschnitt preiset endlich Dr. H. sein specifisches Mittel wider die Hypochondrie aufs nachdrücklichste an. Dies ist das Milzkraut (Spleen-wort, Gr. ἀσπληνον) welches das glatte beigenennet wird, um es von einem andern Kraute gleiches Namens, welches doch wenig Aehnlichkeit damit hat, zu unterscheiden. Die besten Lehrmeister, sagt er, sind hier die ehrwürdigen Griechen, welche tausend Vorfälle unter sich hatten, gegen einen den wir haben, und mit halb so viel Theorie als wir besitzen, noch einmal so viel Patienten kurirten. Sie versuchten eine Menge Kräuter, blieben aber endlich bey diesem, und gaben, nachdem sie sich von dessen Tugend durch die Erfahrung versichert hatten, allen andern den Abschied. Der Verfasser bestättiget die Meinung der Griechen, und schließt mit einer Anweisung wie das Kraut müsse gebraucht werden.

Der Hr. Verleger des N. Bremischen Magazins hat sich gewiß sehr viele verbunden, da er, auf Veranlassung angesehener Personen, diesen nützlichen Tractat ins Deutsche übergesetzt drucken lassen.

A Commentary on the Dysentery or bloody flux. From the latin of Dr. Akenside. 2. S.

Abhandlung von der Dysenterie oder rothen Ruhr. Von Dr. Akenside.

Bücher von 1767.

Cymon, a musical Entertainment of five Acts, called a dramatic Romance.

Cymon, ein musicalisches Schauspiel von fünf Aufzügen.

A candid enquiry into the causes and motives of the late riots in Munster in Ireland by the people called Levellers and white boys.

Unpartheiische Erwägung der Ursachen und Bewegungsgründe der neulichen Unruhen in Irrland, welche die so genannten Levellers (Verebner) und white boys (weisse Knaben) gemacht haben.

The

The Scool for Guardians.

Die Schule der Vormünder.

Ein Schauspiel welches gröſten Theils aus Molieres Ecole des femmes, welche Wycherly in seinem Country wife nur copiiret hat, genommen worden. Weil es aber diesem Stücke an Zwischenfällen fehlet, so hat der Verfasser diesem Mangel aus zweien andern Stücken desselben Verfassers, nämlich seinem Etourdi und Ecole des maris, abgeholfen.

The triumph of inoculation. A dream. 1 S.

Triumpf der Blatterbelze. Ein Traum.

Der Mann soll ganz nüchtern geträumet haben.

An essay on Job XIX. 23-27. in 3 letters, by James Francis Barnouin.

Versuch über Hiob XIX. 23-27. in 3 Briefen von J. F. Barnouin.

Hr. B. erweiset, daß diese Stelle auf ein künftiges Leben ihre Absicht habe. Weil er aber nicht glaubt, daß die Väter davon etwas gewust haben, so schließt er daher in einem schönen Zirkel, daß diese Worte müssen eingeschoben seyn. Um dies etwas wahrscheinlich zu machen, merket er an, daß Hiob im vorhergehenden von dem Tode als der

gänzlichen Zerstörung seines Wesens rede; daß er in der Folge bei demselben Styl bleibe: daß Gott selbst, wann er am Schlusse des Buchs den Hiob rechtfertiget und seine Geduld krönet, dabei nichts von einem künftigen Zustand erwähnet: endlich, daß es mehr dergleichen Einschiebsel gebe, die zur Zeit des Babylonischen Gefängnisses gemacht worden.

A letter from Dr. Glass to Dr. Baker on inoculation.

Schreiben des Dr. Glass an Dr. Baker, betreffend die Einpfropfung der Blattern.

Die Hauptabsicht dieser Schrift ist zu zeigen, daß der so glückliche Erfolg der Einpfropfungsmethode des Hrn. Suttons sich weder blosserdings gründe auf sein vorgeschriebenes Regimen und merkurialische Pulver und Salze, die während der Vorbereitung gegeben werden; noch auf die freie Zulassung der kühlen Luft oder das kalte Regimen, welches nach dem Ausschlag beobachtet wird; sondern auf seine besondere Methode seine Patienten zum Schwitzen zu bereiten, und sie darauf schwitzen zu lassen durch die Mittel, welche er ihnen nach der Einpfropfung und unter dem Ausschlagsfieber giebt. Er gestehet, daß er die Zusammensetzung

setzung dieses Mittels nicht kennet, glaubet aber, daß es eine Präparation von Spießglas ist. Spießglaßwein, sagt er, emetischer Tartarus, mineralischer Kermes und andere antimonialische Präparationen, welche in einer starken Dose Erbrechen und Purgiren verursachen, erwecken in so kleinen Dosen, die nur eine kleine Uebelkeit verursachen, den Schweiß; und wenn man mit einem jedem derselben etwas Opium verbindet, machet dieses sie noch wirksamer. Läst man anderthalb Gran emetischen Tartarus in drei Unzen siedendes Wassers sich völlig auflösen, und giesset so viel Wasser hinzu, daß es mit einander ein Nösel (pint) wird; so werden 2, 3 oder 4 Unzen dieser Auflösung, wenn sie ein wenig sauer gemachet worden mit guten weissen Weineßig, oder mit Vitriolöl den man durch Zucker versüsset hat, bei einer gesunden Person die sie im Bette nimt, selten ermangeln einen gelinden Schweiß von ein Paar Stunden zu erwecken. Dr. Glass sagt, die Erfahrung habe ihn gelehrt, man könne sich nicht darauf verlassen, daß merkurialische Pulver und gelinde Purganzen bei einem genauen Regimen, freier Luft und mäßiger Bewegung für eine böse Art Blattern schützen, wenn man die natürliche Ansteckung bekommen hat: dennoch haben alle die nach Suttons Methode behandelt worden, von welchen viele natürlicher Weise angestecket werden, eine gute Art Blattern. Um

die heilsamen Wirkungen des Schwitzens während des Ausschlagsfiebers zu zeigen, gedenket Dr. Glass unter andern folgender Anmerkung des de Haan Rot. Med. Den Russen sind die Kinderblattern so wenig gefährlich, daß von 116,000 gebornen Russen in Petersburg, i. J. 1764 nur zehn daran gestorben sind. Dies schreibe ich, sagt Hr. de Haan, lediglich ihrer Gewohnheit zu, täglich während der Krankheit das Dampfbad zu gebrauchen, wodurch die Haut weich und die Schweißlöcher offen gehalten werden. Denen Bürgern hergegen, welche keine Russen sind und sich dieser Methode nicht bedienen, sind die Blattern eben so fatal als den Einwohnern irgend eines andern Landes. Das Dampfbad der Russen bestehet darin, daß sie einen grossen Ofen so heiß machen, daß darauf gesprengetes kaltes Wasser sich augenblicklich in einen Dampf auflöset *).

Martin of the blasphemy againſt the holy Ghoſt. 3 S. 6 d.

Martin von der Lästerung wider den H. Geist.

Os-

*) Siehe J. Symons vom Dampfbad. N. Brem. Mag. B. 1. S. 663.

Oswalds appeal in behalf of religion. 5 S.

Oswalds Appel wegen der Religion.

Summary view of the Soul's perceptive faculties. 1 S.

Entwurf der Erkenntniß-Vermögen der Seele.

Guthrie's general history of Scotland. In weekly numbers. Each 6 d.

Guthries allgemeine Historie von Schotland. In wöchentlichen Stücken.

A supplement to the new and general biographical dictionary. 6 S.

Zusätze zum neuen und allgemeinen Biographischen Wörterbuche.

The nautical almanac. 5. S.

Kalender der Seefahrenden.

Series of letters on the Schemes of France in 1762. 2 Vols. 4. 1 L. 5 S.

Eine Folge von Briefen über die Anschläge von Frankreich i. J. 1762 ꝛc.

Langley's Homers Iliad, in blank verse. 3 S.

Langleys Iliade des Homers in reimlosen Versen.

The

The Comedies of Plautus, translated into familiar blank verse, by B. Thornton. 2 Vols. 12 S.

Plautus Lustspiele, in reimlosen Versen, im Unterredungsstyl übersetzt von B. Thornton.

Man muß gestehen, daß dieses Englische Kleid, worin Plautus erscheint, ihm recht wohl sitze; und man kan nichts bessers zur Empfehlung des Hrn. Thornton sagen, als daß es ihm mit dem Plautus eben so gut, als dem Hrn. Colman mit dem Terenz, geglücket ist.

Die Fortsetzung künftig.

Neues Bremisches Magazin

zur

Ausbreitung der Wissenschaften, Künste und Tugend;

mehrentheils aus den Englischen Monatsschriften gesammlet und herausgegeben.

Des zweyten Bandes zweytes Stück.

Bremen,
verlegts Georg Ludewig Förster, 1768.

Inhalt

des zweiten Stücks

im zweiten Bande.

Seite

I. Verhandlung von der Kälte 241

II. Fortsetzung des Lebens Lords Clive 256

III. Beschreibung der Pflanze Nepenthes, mit der Abbildung 271

IV. Leben des Erzbischofs W. Wake 279

V. Auszug aus den Philos. Transactionen 328

VI. Der Proceß zwischen Hamilton und Douglas 353

VII. Fergusons Hygrometer, mit der Abbildung 371

VIII. Braidwoods Heilung der Tauben und Stummen 375

Inhalt.

Seite

IX. Nachricht von einem Mädchen, welches in 2 Jahren nichts gegessen noch getrunken 378

X. Look von Einimpfung der Masern 380

XI. Erklärung von Ephes. II, 3. 382

XII. Gebet bei Inoculation der Kinder 384

XIII. Von den Rigals oder Rigolls 387

XIV. Versuche mit der Infusion von Blätterschwämmen 391

XV. Nachricht von 2 Mädchen, welche über 30 Jahr für ein paar Eheleute gehalten worden 395

XVI. Neue Englische Bücher 403

I.

Verhandlung von der Kälte.

(Vniuerſ. Mag. 1767. Iune, p. 323.)

Die Kälte iſt eine Sache, welche, wie das Feuer, am beſten aus ihren Wirkungen erkannt wird. Ihre Eigenſchaften ſcheinen gerade das Gegentheil von allen Eigenſchaften des Feuers zu ſeyn. Das Feuer vermehret die Gröſſe aller Körper; die Kälte ziehet dieſelbe zuſammen: jenes hat die Kraft die Materie der Körper aufzulöſen; dieſe dränget ſie zuſammen und ſtärket die gegenſeitige Anhängung ihrer Theile. Obſchon man aber deswegen aus einigen Wirkungen der Kälte ſchlieſſen ſollte, daß

dieselbe nichts anders als eine Abwesenheit oder Beraubung der Wärme sey, wie die Finsterniß nur eine Beraubung des Lichts ist, hat sie doch eine gewisse Eigenschaft, wodurch viele auf die Gedanken gebracht worden, daß sie, wie das Feuer, eine Sache für sich, und von einer ihr eignen Natur sey. Jedermann weiß, daß, wenn eine anhaltende Kälte die Körper bis auf einen gewissen Grad zusammen zieht und verdicket, sie dennoch, wenn ihre Kraft vermehret wird, statt die Körper noch weiter zusammen zu ziehen und zu verkleinern, dieselbe im Gegentheil vergrössert und ausdehnt; und demnach eine heftige Kälte, eben wie die Wärme, die Körper in welche sie eindringt, aufschwellet. So werden flüßige Körper von der Kälte merklich zusammen gedrungen bis zu dem Augenblick da sie zu gefrieren anfangen; alsobald darauf aber dehnen sie sich aus, und nehmen mehr Raum ein als sie im Stande der Flüßigkeit beschlugen. Wenn eine in einem Fasse enge eingeschlossene Feuchtigkeit zu Eis wird, zersprenget sie bekannter massen oftmals das Faß. Wenn das Eis auf einem Fischteiche zerbrochen worden, schwimmt es auf dem Wasser, zum klaren Erweise, daß es grösser ist als ein ihm gleiches Gewicht Wassers.

Obschon aber diese Ausdehnung der flüßigen Körper durch den Frost, bey dem ersten Anblicke, blosserdings die Wirkung einer heftigen Kälte zu

seyn

seyn scheint, entsteht sie doch wahrscheinlicher massen aus einer andern Ursache; weil die frierende Kraft vermehret werden kan, ohne daß die Heftigkeit der Kälte merklich vermehret wird: ja im Gegentheil, ein Körper der Eis schmelzet, kan demselben einen höhern Grad der Kälte geben. Wenn man Salmiack mit zerstossenem Eise oder Schnee vermischet, schmelzet jenes diese beiden Körper, und, was noch wunderbarer ist, erhöhet der Grad dieser Kälte bis zum Erstaunen, wie man an der Wirkung wahrnimt, wenn man ein Thermometer hineinsetzt. Dieser Versuch hat Anlaß gegeben, daß viele Philosophen das Frieren der Feuchtigkeiten nicht als eine blosse Wirkung der Kälte ansehen, sondern als eine noch unbekannte Eigenschaft der Luft oder des Wassers, welche sich mit dem flüßigen Körper vermischet, und für eine Zeit dessen Flüßigkeit aufhebet. Was dies für ein Ding sey, welches sich solchergestalt mit jenen Körpern vereiniget, dürfen wir nicht bestimmen. Muschenbrock selbst, welcher sonst fertig ist Ursachen anzugeben, findet sich doch genöthiget, die Erklärung davon künftigen glücklichen Versuchen anheim zu stellen.

Diejenigen, welche mit den Naturerscheinungen bekannt sind, obwohl sie die Ursachen derselben nicht kennen, wissen mehr als man gemeiniglich glaubt. Das Frieren des Wassers geht mit ver-

schiedenen sehr merkwürdigen Umständen begleitet, welche, obschon man sie noch nicht in ein System gebracht, doch die Wißbegierde auf eine angenehme Art beschäftigen können. Hier ist ein Beyspiel davon. Wenn man Wasser aussetzet, um es frieren zu lassen, welches zu desto bequemer Beobachtung, am besten in einem sehr dünnen Glase geschieht, zeigt sich am ersten auf der Oberfläche eine überaus dünne Haut von Eis; bald darauf schiessen von allen Seiten des Gefässes kleine Fäden, wie die ersten Anlagen eines Spinnengewebes, hervor, welche sich mit der untersten Seite der Eishaut verbinden. Indem diese Fäden nach und nach grösser werden, und immerfort neue hinzu kommen, formiren sie endlich, wenn alles sich vereiniget hat, eine feste Masse. Hieraus ist zu ersehen, daß die Flüßigkeiten allezeit oben, und nicht, wie einige meinen, unten am Boden zu erfrieren anfangen.

Vor und unter dem Frieren steigt beständig eine Menge Luftblasen nach der Oberfläche, wo sie sich verlieren; und je langsamer das Frieren geschiehet, desto langsamer steigen diese Blasen empor. Indessen wird bey einem schnellen Frieren, eine grosse Menge dieser Luftblasen aufgefangen ehe sie entwischen können, und das so schnell gefrorne Eis enthält allezeit viel mehr Luft als dasjenige, welches langsam entstanden ist. Daher bringt das langsame Frieren ein Eis hervor, welches, weil es

viele

viele Luft einschließt, nicht von so gleichförmiger Zusammensetzung ist, als dasjenige worin weniger Luft ist, und wird mithin undurchsichtiger. Es gleicht gebrochenem Krystall, da das langsamer entstandene Eis vollkommen glatt und durchsichtig wie Glas ist. Hugenius hat, um die Kraft, womit das Eis wenn es eingeschlossen ist sich ausdehnet, zu erfahren, eine Kanone, wovon das Metall einen Zoll dick war, mit Wasser angefüllet, und darauf beides die Mündung und das Zündloch so fest verstopfet, daß nichts herauslaufen konte. Nachdem er sie solchergestalt an eine stark frierende Luft gesetzet, erfror das Wasser binnen zwölf Stunden, und dehnete sich mit solcher Gewalt aus, daß die Kanone an zween Stellen wirklich zerbarst. Die Mathematicker berechneten bei dieser Gelegenheit die Kraft des Eises, und urtheileten, daß es eine Kraft wäre, welche ein Gewicht von 27,720 Pfund aufheben könte. Man darf sich also nicht verwundern, wenn das Eis die Vegetabilien zerstöhret, und, bey einem äusserst starken Frost, selbst Bäume ja Felsen zersprenget. Das Frieren geschiehet viel geschwinder wenn das Wasser still steht, als wenn es in Bewegung ist. Die Ursache davon ist leicht zu begreifen. Da das Eis aus sich ausstreckenden Fäden entsteht, zerstöhret der Strom dieselbe, so bald sie sich gebildet haben; und so schwerlich ein Spinnengewebe fertig werden

kan, während der Zeit der Wind die Faden, woraus es bestehet, immer zerwehet, so schwerlich kan auch der Frost die Eisfäden aussenden um einen ganzen Fluß mit Eis zu bedecken. Indessen erfrieren doch die Flüsse wirklich bey sehr starker Kälte. Ich habe den Rhein bei einem seiner gähesten Wasserfälle erfroren gesehen, wo das Eis in gläsernen Säulen stand, und wie ein Gehölze von grossen Bäumen, denen die Aeste abgehauen sind, aussahe.

Obschon aber der Strom des Flusses dem Frieren hinderlich ist, kan doch ein sanfter warmer Wind den Frost befördern. Fahrenheit versichert uns, daß ein ganz stille stehender Fischteich oft einen höhern Grad der Kälte, als zum gefrieren nöthig ist, bekomme, und doch kein Frost erfolge. Streicht aber in diesem Falle nur ein leichter Hauch der Luft über die Oberfläche des Wassers hin, so erstaret sie augenblicklich. Ehe das Wasser gefroren ist, fällt das Thermometer sehr tief herunter, zum Zeichen, daß es ausnehmend kalt seyn müsse: so bald es aber von dem Zug der Luft oder irgend einer andern Rührung zu frieren anfängt, steigt das Thermometer zum ordentlichen Frierpunct hinauf. Die Ursachen davon bleiben, so weit man noch zur Zeit mit den Versuchen gekommen ist, unerforschlich.

Ueberhaupt ist das Eis in den nördlichen Gegenden härter als in den südlichern, und obschon

jenes

jenes mehr Luft enthält, so ist doch desselben Gewebe, wegen des höhern Grads der Kälte, wodurch es zum Erfrieren gebracht worden, viel stärker. Das Eis zu Spitzbergen und in den grönländischen Meeren ist so hart, daß man es kaum mit dem Hammer zerbrechen kan. In unsern Klimaten können wir aus der Härte des Eises überhaupt eine ziemlich richtige Muthmassung von der Dauer des Frostes nehmen. Wenn bei dem Anfange des Frostes das Eis härter ist, und mehr Widerstand thut als gewöhnlich, wird der Frost nach Proportion anhalten. Es würde eben nicht viel Kopfbrechen dazu gehören, eine Maschine zu erfinden, durch deren Hülfe die Härte des Eises mit ziemlicher Genauigkeit könte bestimmet werden. In dem starken Froste von 1740. wurde zu Petersburg ein ganzer Pallast von Eis, in dem schönsten Geschmack und der richtigsten Proportion der Augustischen Baukunst aufgeführet. Er war 52 Fuß lang und 20 Fuß hoch. Die Quaderstücken waren aus der Oberfläche der Neva gehauen, und das ganze Gebäude schien mit seinem von der Sonne erborgten Schimmer dem Glanze der Sonne selbst zu trotzen. Um die Sache noch wunderbarer zu machen, wurden sechs Kanonen von Eis, und zween Mörser von demselben Stoffe vor diesen ausserordentlichen Pallast gepflanzet. Die Kanonen waren dreipfündige; man lud sie mit Schieß-

pulver und feuerte sie ab. Die Kugel der einen durchbohrete eine eichene zween Zoll dicke Bohle, in der Entfernung von sechzig Schritten, und die Kanone zerbarst nicht.

Das Eis schmelzt geschwinder wenn es auf einem Körper liegt als auf einem andern, ohne daß wir eine Ursache davon angeben können. Es schmelzt geschwinder auf einer silbernen Platte als auf der Hand: geschwinder auf Kupfer als irgend einem andern Metalle. Es schmelzt geschwinder im Wasser als an der Luft von gleicher Wärme, geschwinder im lauen Wasser als nahe bey einem weit heissern Feuer: geschwinder im luftleeren Raume als in der freien Atmosphäre. Wenn es zum Schmelzen zwanzig Minuten in der freien Luft braucht, so löset es sich in vier Minuten auf unter der ausgepumpten Glocke. Es erfordert längere Zeit zum Schmelzen als zum Entstehen. Wasser, welches in sechs Minuten gefroren, braucht etliche Stunden seine Flüßigkeit wieder zu bekommen, wenn man es in eine Luft setzet, worin es natürlicher Weise nicht gefrieren würde, die aber von mäßiger Kälte ist. Hierauf gründet sich die Einrichtung der Eiskeller. Die grossen Stücken Eis oder Schnee, schmelzen in denselben zwar etwas; gleichwie aber derselben Aufthauung sehr langsam vor sich geht, so bleibt noch immer Eis genug zum Dienste der Zärtlichkeit übrig.

Von

Von allen Flüßigkeiten frieret Baumöhl am geschwindesten, und die andern Oehle nach Proportion langsamer. Ich rede von Oehlen die durch Pressen, und nicht durch Destilliren gemacht werden. Darauf folgt das Wasser und alle ähnliche schmacklose Feuchtigkeiten. Dann der Weingeist und alle geistige Feuchtigkeiten; welche doch einen hohen Grad des Frostes erfordern, wenn sie zu Eis werden sollen. Die wässerigen Theile derselben gefrieren zuerst; die stärkern feurigen Geister ziehen sich nach den Mittelpunct zurück und man findet, daß sie oft bei dem strengsten Froste in der Mitte des Fasses comentriret ihre Flüßigkeit bewahren. Salpetergeist und andere saure Geister, selbst der Eßig, bieten dem Froste einen starken Widerstand; wiewohl sie den äussersten Frost nicht aushalten können, welcher ihnen doch endlich die Flüßigkeit benimt. Man hat noch bis vor kurzer Zeit geglaubet, daß Queckſilber auch durch den alleräusserſten Grad der Kälte nicht könne zum Frieren gebracht werden. Hierin haben aber die Naturkündiger geirret. Denn die kaiserl. Akademie zu Petersburg haben ihn vor kurzen in Eis verwandelt, durch einen Kunſtgrif der zwar fast allen Philosophen schon bekannt genug war, von keinem aber mit gehöriger Geduld versuchet worden. Die rußischen Akademisten bedienten sich derselben Kunſt, mit welcher die Philosophen schon so oft sie wollten,

ein künstliches Eis machten. Wir wollen zuförderst die gewöhnliche Methode Eis zu machen, und dann den neuen Kunstgrif, das Queckſilber zum gefrieren zu bringen, erklären.

Es ist oben gesagt worden, daß Salmiack, wenn es mit zerstossenem Eise oder Schnee gemischet wird, diese Körper zerschmelzet und zugleich kälter macht. Man kan eine gleiche obwohl nicht so starke Kälte dem Schneewasser geben durch ein jedes Salz, als Alaun, Vitriol, Salpeter und gemeines Seesalz. Nimt man nun etwa vier Pfund Schnee oder zerstossen Eis, menget unter dasselbe etwa ein Pfund Salz, und setzet in diese Composition ein Glas mit Wasser bis zum obersten Rande, so sieht man, daß das Salz das Eis oder den Schnee gar bald auflöset. Während der Auflösung wird es das Wasser im Glase in Eis verwandeln, oder wenigstens eine gute Quantität Eises an die Seiten des Glases ansetzen.

Alle Naturkündiger behaupten, daß eine oder andere Art Salz bei diesem Versuche nothwendig erfordert werde: allein ich habe oft bei dem Feuer Eis gemacht, ohne das geringste Salz zu gebrauchen, welches ein jeder leicht probiren kan. Man füllet eine kleine tiefe zinnerne Schüssel mit Wasser, und setzet über dieselbe einen mit Schnee angefüllten aber nicht aufgehäuften zinnernen Teller. Bringe dieses nahe zum Feuer, und rühre den Schnee

auf

auf dem Teller mit einem Stecken herum; so wird der Schnee schmelzen, und an der untern Seite des Tellers, welches in der Schüssel mit Wasser steht, Eis sich ansetzen. Ich habe diesen Versuch ohne Salz oft gemacht, und die Wirkung davon, obwohl nicht in gleicher Stärke, erfahren.

Allein nach dieser Methode kan man nur Eis machen wenn man Schnee oder Eis schon bei der Hand hat. Boerhave aber lehret uns ohne beides Eis zu machen. Man muß zu dem Ende, in welcher Jahreszeit man will, das kälteste Wasser nehmen das nur zu haben ist. In einem Quartier desselben schüttet man etwa 3 Unzen Salz. Auf dieselbe Art macht man noch ein Quartier besonders zu rechte. Nachdem das Salz sich aufgelöset hat, macht es das Wasser obangezeigter massen viel kälter als es vorhin war. Hierauf gießt man das eine zu dem andern, wodurch beide noch kälter werden. Demnächst bereitet man wiederum zwei Quartire Wasser, eben wie die vorigen, und giesset sie zu denselben, wodurch die Kälte des ganzen Gemisches zu einen noch viel höhern Grad gebracht wird. Alles dies muß in einem kalten Keller geschehen. Stellet man dann ein Glas ordentliches Wassers in das mit dieser künstlich kalt gemachten Feuchtigkeit, gefüllete Geschirr, so wird jenes binnen zwölf Stunden zu Eise werden. Von allen Salzen ist das Salmiack hierzu das beste.

Seit

Seit kurzen aber hat man ein noch weit wirksamers Mittel, als alle itztgemeldete, die flüßigen Körper zum frieren zu bringen, erfunden. Man hat entdecket, daß dieselben, wenn sie an einen Luftstrom stehen, viel kälter werden als sie vorhin waren. Man hat auch gefunden, daß alle Körper kälter werden wenn die Feuchtigkeiten, die sie enthalten, oder womit sie vermischet sind, ausdünsten. Versucht man nun beide Methoden, zu gleicher Zeit, an einem und demselben Körper, so kan man damit die Kälte so hoch treiben als man nur will. Das rußische Experiment zu Petersburg, um das Queckſilber zum gefrieren zu bringen, war dieses. Zu einer Zeit da das Queckſilber überaus tief gefallen, mithin die Kälte sehr stark war (nemlich in De Lisles Thermometer, welches am geschicktesten ist die Grade der Kälte, wie Fahrenheits am besten die Grade der Wärme, zu messen, war das Queckſilber bis zu 250 Grad hinunter gefallen) vermehrte man die Kälte durch Mischung des rauchenden Salpetergeists, (Spiritus Nitri). Nachdem man ihn im Schnee abkühlen lassen, mit halb so viel Schnee, in einem gemeinen Glase, welchen man so lange rührte, bis er die Consistenz von einer Pappe bekam, setzte man das Thermometer in diese Composition, worauf das Queckſilber bis zu 470 Grad hinab sank. Man wiederholete diesen Versuch, und wie das Queckſilber, welches gegen

die

die Natur des Wassers, statt sich auszudehnen, sich bei Vermehrung der Kälte, immer mehr zusammenzog, bis zu 500 Grad hinabfiel, zerbrach man das Glas, und sahe das Queckſilber zu einer harten festen Masse gefroren; ja, was das wunderbarste war, es ließ sich wie ein ander Metall hämmern und platt schlagen, daß es wie eine halbe Krone aussahe. Endlich aber wurde es zerbrechlich, und bekam, nachdem es völlig aufgethauet war, seine vorige Flüßigkeit wieder. Hieraus ist zu ersehen, daß die Geister von Salz oder Salpeter die Kraft besitzen, die flüßigen Körper in einem höhern Grad kalt zu machen, als die Salze selbst, wenn dieselbe sie noch enthalten. Wenn der Salpeter das Thermometer bis eilf Grad hinunter senket, bringt der Salpetergeist dasselbe noch acht Grad tiefer hinunter, wie Fahrenheit beobachtet hat.

Aus allem was bisher gesaget worden, können wir einen wahrscheinlichen Grund geben von den verschiedenen Graden der Kälte in verschiedenen Ländern, welche unter einerlei Breite liegen, mithin gleichen Antheil an der Sonnenwärme haben. So ist z. B. die Breite von Moskau und Edinburg vollkommen einerlei, indessen ist oft an dem einen Orte die Kälte 50 Grad unter dem Frierpuncte, da sie an dem andern selten unter fünf kommt. Eine der Ursachen davon kan seyn,

daß

daß in dem einen Lande die Luft mit mehr kältendem Salze geschwängert ist, als in dem andern. Man kan auch annehmen, daß die innerliche oder Centralwärme in einem Lande stärker seyn kan, als in einem andern, das doch in derselben parallel liegt, und deswegen kälter seyn muß. Man kan sagen, daß ein hohes Land, auf dessen Gebirgen sich eine grosse Menge Eis sammlet, kälter seyn müsse; weil das Eis angezeigter massen nicht allein durch Kälte hervorgebracht wird, sondern auch Kälte hervorbringt. Die Länder in Nordamerika sind bei weiten kälter als die in Europa, welche in denselben Breiten liegen, wegen der schon bemeldeten Ursachen.

Die Ursache welche Halley von dieser Verschiedenheit der Kälte in der neuen Welt angiebt, ist gar zu sonderbar als daß man sie nicht anführen sollte. Er muthmasset, dieser Theil der neuen Welt wäre ehedem dem Pole viel näher gewesen als itzo: diese Lage wäre verändert worden, indem es weiter vom Pole weggerücket, oder welches dasselbe ist, der Pol von demselben weggerücket worden, welche Veränderung unsere Erdkugel vor sehr vielen Jahrhunderten könte gelitten haben: die Kälte, welche jene Länder itzt empfinden, und ihrem Clima nicht gemäß zu seyn scheinen, wäre derohalben nichts anders als Reste von derjenigen Kälte, welche sie in ihrer ehemali-

maligen Polanlage empfunden haben, und die allenthalben in jenem wüsten Lande gehäuften Eisberge, hätten sich in vorigen Zeiten gesammlet, welche die Sonne, obwohl sie ihnen itzt näher ist, noch nicht Zeit genug gehabt hätte zu schmelzen. Man muß selbst die Grillen grosser Geister nicht untergehen lassen; und wenn man nichts anders davon lernen kan, so lehren uns doch die Fehltritte ihrer Vernunft, daß wir uns auf die Richtigkeit der Unsrigen nicht allzusehr verlassen müssen.

II.

Bürgerliche und Kriegsverhandlungen in Bengal seit der letzten Ankunft des Lord Clive bis zu dem Frieden mit dem Großmogol.

Gentl. Mag. 1767. June p. 303.

„Eine Fortsetzung des Lebens von Lord Clive. „S. N. Br. Mag. B. I. S. 509.“

Wie L. Clive den 3ten Mai 1765. in Indien wieder ankam, brachte er von der Kompanie volle Gewalt mit als General, Präsident und Guvernör von Bengal zu handeln. Dabei war einer geheimen Deputation, die aus dem Lord und vier Herren bestand, eine uneingeschränkte Macht ertheilet, in allen Stücken nach Willkühr, und unabhänglich von dem Rath zu schalten und zu walten: doch war ihnen in ihrer Instruction empfohlen, ihre Sachen, so oft es füglich

füglich geschehen konte, mit dem Rath zu überlegen; wiewohl die Entscheidung in allen Fällen bei ihnen stehen sollte so lange die Unruhen in Bengal fortdauren würden, nach deren Endigung ihre Commissorialgewalt aufhören, und der Rath, welcher aus 12 Herren bestand, nach wie vor regieren sollte. Diese Gewalt, welche einigen Herren, die schon lange mit Ruhm daselbst gedienet hatten, sehr ausserordentlich vorkam, verursachte vielen Verdruß und Groll, welcher durch einige nachher gewagte Schritte noch mehr erhitzet wurde. Wie man indessen einen so geschickten Befehlshaber wählete, war es unumgänglich nöthig, ihm eine so grosse Gewalt zu ertheilen. Das ihm aufgetragene Geschäfte war verwickelt, die Gegend weit entfernet, und die Personen, mit welchen er verschiedener Meinung seyn konte, waren mächtig, trotzig, wirksam und an eine unumschränkte Gewalt gewöhnt.

So bald die Committirten erwählet worden, schritten sie zur Reformation, und machten sowohl in der häuslichen Einrichtung als in der öffentlichen Verwaltung eine gänzliche Veränderung. In einem Lande, wo Zusammenscharren und Bestechung den Charakter der Einwohner ausmachen, ist die Gewohnheit kostbare Geschenke zu machen, jederzeit im Schwange gewesen. Gleichwie nun, in den letzten Jahren, sowohl das öffentliche als Privateigen-

thum in jenem Welttheile fast gänzlich von dem Willkühr der ostindischen Kompanie abgehangen hat; so ist es kein Wunder, wenn ihren Bedienten ein grosser Theil von den gewöhnlichen Geschenken zugefallen. Da diese Geschenke zeither in grossen Summen baaren Geldes, zuweilen in angewiesenen beständigen Einkünften bestanden hatten, fürchtete die Kompanie zweifelsohne, dieselben möchten einen gar zu grossen Einfluß auf die Aufführung ihrer Bedienten in ihren Verhandlungen mit den Eingebornen des Landes haben. Dieser und anderer Ursachen wegen schickte die Kompanie Verbindungsformeln, durch welche man sich verpflichtete, hinkünftig keine dergleichen Geschenke anzunehmen, nach Indien, welche von allen ihren Bedienten sollten unterschrieben werden. Es ist anzumerken, daß vor Unterschreibung dieser Vereinigung, ein Tractat mit dem Nabob errichtet worden, wobei verschiedene grosse Geschenke für die Deputirten ꝛc. vorgefallen waren. Nun schien es zwar, daß diese Geschenke in der Verbindungsformel nicht mit inbegriffen gewesen, weil diese erst nachher unterschrieben worden, und erst seit Errichtung der geheimen Deputation zur Execution gekommen, man auch damals sich besonders vorbehalten hatte, daß sie sich auf keine vorhergeschehene Sachen erstrecken sollte: allein es ist auch zugleich zu wissen, daß die Verbindungsformeln schon einige

nige Zeit vor Annehmung der Geschenke in Indien angekommen, obwohl sie nicht so gleich zur Ausführung gebracht worden. Was indessen die Ursache gewesen, und wie auch die Deputation die Sache mag angesehen haben; so wurde eine genaue und strenge Untersuchung über die Art, wie man zu den Geschenken gekommen, angestellet, und einige Entschliessungen gefasset, welche dem Rath sowohl als denen Herren die die Geschenke genommen hatten, sehr erweislich waren *).

Dies vergrösserte den Unwillen, welcher schon daher entstanden war, daß der Rath seine Gewalt, und diejenigen Herren, welche bisher die Verwaltung der Sachen vornämlich in Händen gehabt, ihr Vertrauen verloren hatten. Man sagte an der einen Seite: Ueppigkeit, Bestechung und eine unersättliche Begierde in kurzer Zeit ungeheure Reich-

*) Aus den dem Parlament vorgelegten Papieren ist zu ersehen, daß die Eingebornen oft ins Gefängniß geworfen worden, um Verbrechen, deren sie sich nie schuldig gemacht, mit grossen Geldsummen zu büssen: daß die Einnehmer der Einkünfte der von Cassim Ali Khan abgetretenen Provinzen, beständig Geschenke für sich erpresset, und daß, Trotz der einstimmig abgefasseten Instructionen der allgemeinen Versamlung, der ganze Rath, nach L. Clives Ankunft sich versamlet und beschlossen, von dem Nabob und dessen Ministern grosse Summen zum Geschenk anzunehmen; wiewohl die Indianer eidlich erkläreten, daß die Gelder durch Drohungen ihnen abgezwungen worden.

thümer zu samlen, hätten der Kompanie Bediente in jenem Lande so völlig verderbet, daß nichts als eine allgemeine Reformation und der nachdrücklichste Ernst, diese Laster auszurotten, dieselbe vor dem gewissesten schnellen Verderben bewahren könte. Mancher hat, sagte der Lord in der Commißion, in zweien Jahren sich ein Kapital von 100,000 Pf. erworben, und noch sehr junge Leute sind mit anderthalb Millionen nach England zurückgekommen. Dagegen wurde aber an der andern Seite gesagt: diese Herren hätten der Kompanie auch die größten Dienste geleistet: den gegenwärtigen glücklichen Zustand derselben in Indien hätte man ihrer Klugheit, ihrem Muth und ihrer Unverdrossenheit zu danken: Vereinigungsformeln die sie nicht unterschrieben, hätten ihnen die Hände nicht binden können: die Geschenke, welche sie genommen, wären dem Herkommen im Lande und bei den Bedienten der Kompanie gemäß: sie wären ehrlich daran gekommen, indem sie dieselbe nicht eher empfangen, als bis die Angelegenheiten der Kompanie, welche sie veranlasset, völlig berichtiget worden: Man hätte in den Unterhandlungen nicht einen einzigen Punct von dem vorgehabten Plan aufgeopfert, obwohl in der Absicht grössere Summen wären angeboten worden. Man fügte hinzu: diese Vorwürfe stünden gewissen Herren, die selbst fürstliche Güter, auf demselben Wege gesamlet

hätten,

hätten, sehr übel an; überdem wäre das von der Kompanie ihnen zugestandene Gehalt eine solche Kleinigkeit, daß kein Mensch davon in jenem Lande leben könte; vielweniger sich gedenken liesse, daß ansehnliche Personen ihr Leben, Gesundheit und Vermögen, auf eine so grosse Entfernung vom Vaterlande, in die Wage des Glücks legen wollten, wenn die Kompanie ihnen nicht andere Gelegenheiten gönnete ihr Glück zu machen, und sich bei dem kleinen Gehalt schadlos zu halten.

Dieser Zwiespalt wurde noch grösser wie die geheime Deputation verschiedene Herren aus Madras kommen ließ, um damit die erledigten Plätze im Rath von Calcutta zu besetzen, und dadurch Fremde, denen, welche in der Reihe auffolgen mußten, vorzogen. Man weiß nicht, welche die eigentlichen Bewegungsgründe dieser ausserordentlichen und unregelmäßigen Probe ihrer Gewalt gewesen: es kan seyn, daß sie hinlängliche Ursachen davon geben können; indessen ist gewiß, daß dadurch sehr laute Klagen über die Deputation veranlasset worden, und man sagt, daß desfalls eine schriftliche Vorstellung an die Directörs gesendet worden, welche von allen jüngeren, und zween älteren Bedienten unterschrieben gewesen.

Auch blieb die Macht, nach welcher die geheime Deputation verfuhr, nicht unangetastet. Nach der Instruction der Directörs sollte ihre Gewalt

nicht länger bestehen als die Unruhen im Lande fortdauren würden, und nach deren Endigung erloschen seyn; da nun, wie die Gegenparthei sagte, die Unruhen schon gänzlich zu Ende gewesen ehe die Instruction angelanget, oder die Deputation formiret worden, so wurde stark behauptet, daß sie diejenige Macht, worauf sie ihr Ansehen gründen wollten, niemals gehabt hätten. Allein die Deputation kehrete sich an solche Beschwerden nicht, sondern verfuhr mit einer unumschränkten Gewalt, fragte den Rath kaum, oder wenn sie demselben noch etwas von den öffentlichen Geschäften bekant machte, erlaubte sie demselben doch nicht seine Meinung davon zu sagen. Indessen war Lord Clive zur Armee nach Eliabad gegangen, wobei die Deputation ihm und dem General Carnac eine völlige Gewalt gab einen Frieden mit Sujah Dowla zu schliessen. Der Mogol stand zu der Zeit unter Engländischen Schutz. Dieser Prinz hatte nach dem Ableben seines Vaters, welcher zu Dehli ermordet worden, den Titel eines Mogols angenommen, und bewarb sich, um zum Thron seiner Vorfahren zu gelangen, um den Beistand des Sujah Dowla, welchen er zu seinem Vezier machte. Wie nun in diesen Umständen Sujah Dowla den Bengalischen Feldzug antrat, war jener genöthiget ihn zu begleiten, begab sich aber bald nach der Schlacht von Buxar zur Englischen Armee. Wegen dieses

Schritts,

Schritts, und der unbeugsamen Halsstarrigkeit des Sujah Dowla, hatte der Rath von Calcutta sich bei dem Mogol verbindlich gemacht ihn in den Besitz der Länder des Nabobs zu setzen.

Nachdem L. Clive ins Lager eingetroffen, sahe er gar bald, in welch ein Labyrinth von Verwirrung die Kompanie würde gezogen werden. Er sahe daß das beste Glück unser Waffen nur neue Kriege nach sich ziehen würde: daß man durch Stürzung des Sujah Dowla die stärkeste Vormauern niederreissen würde, welche die Bengalischen Länder gegen die Einfälle der Moratten, Affghans und anderer Staaten, welche die nordlichen Provinzen zeither verwüstet hatten, schützen konten. Der Mogol, dessen Sache die Kompanie unterstützte, war schlechterdings unvermögend, die Einkünfte aus des Sujah Dowla Lande, ohne Beistand ihrer ganzen Macht, einzutreiben. Ja die Verbindung mit dem Mogol würde sie noch weiter geführet haben. Man hätte mit ihm nach Dehli gehen, und ihm in dem Herzen seines Reichs zu seinem Ansehen verhelfen müssen. Allem diesem Ungemache vorzukommen, achtete L. Clive es nöthig dem Sujah Dowla sein Land, welches zu behaupten er allein im Stande war, wieder zu geben; zur Vergnügung des Mogols demselben stärkere Einkünfte zu bewirken, wodurch er in den Stand gesetzet würde eine Armee aufzurichten, mit

welcher er nach Dehli marschiren könte, um diese Hauptstadt seines Reichs einzunehmen; endlich von Sr. Majestät für die Kompanie das Amt des Königlichen Duans, für Bengal und die anhängigen Provinzen, sich auszubedingen.

Um dieses desto besser zu verstehen, muß man wissen, daß nach den alten Grundgesetzen des Indostanischen Reichs, das Amt eines Nabobs und Duans ganz verschieden sey. Der Nabob war das Haupt der bürgerlichen Regierung, und Befehlshaber der Truppen, mit einem Jaghire, oder gewissen Ländern woraus er seine Besoldung zog; hatte aber mit den übrigen Einkünften nichts zu thun. Der Duan aber muste die Einkünfte einnehmen und dem Kaiser davon Rechnung thun. Seit dem unverwindlichen Streich, welchen der Einfall des Thamas Kuli Khan der Mogolischen Familie beibrachte, haben die entferntesten und mächtigsten Nabobs, unter andern auch die von Bengal, das Joch der Unterwürfigkeit fast ganz abgeworfen, und sich der Einkünfte der ihnen angewiesenen Länder bemächtiget. Durch diese Staatsveränderung wurde das Amt eines Duans mit der Nabobschaft verknüpfet, und der Duan ein Bedienter, der erste Minister des Nabobs.

Auf diese Grundsätze wurde der Friedenstractat geschlossen, und Sujah Dowla wieder in den Besitz seiner Länder gesetzet, ausgenommen einen

nen kleinen Strich, welcher dem Mogol übergeben, und auf 20 Lacks Rupeen oder 250,000 Pfst. jährlicher Einkünfte geschätzet wurde. Der Mogol bestellete die Kompanie zu einem beständigen Duan der Bengalischen Provinzen, wofür sie ihm jährlich 26 Lacks Rupeen, d. i. 325,000 Pfst. zahlt. Die Kompanie verbindet sich dem Nabob, zur Bestreitung der Regierungskosten, und Führung seines Staats 53 Lacks Rupeen, oder 662,500 Pfst. zu geben. Der Rest der Bengalischen Einkünfte fällt der Kompanie anheim zur Unterhaltung der Truppen womit sie das Land beschützen muß. Der Nabob und seine Bediente haben die Einsamlung der Einkünfte, müssen aber der Kompanie, als des Mogols Duan, davon Rechenschaft geben. Auch versichert die Kompanie dem Sujah Dowla und dem Mogol die Länder, welche diese itzt in Besitz haben. Dazu kommen noch einige Artickel zum Vortheil des inländischen Handels der Kompanie ꝛc. Durch diese Einrichtung wurde also dem Mogol ein gewisses Einkommen von Bengal versichert; Sujah Dowla, dessen Geschicklichkeit wir gar wohl kenneten, durch die Bande der Dankbarkeit und des Interesse, aus einem unversöhnlichen Feinde unser zuverläßiger Freund, und der Nabob von Bengal in das Verhältniß gesetzt, worin er nach den Reichsgrundgesetzen stehen muste. Die grossen Vortheile, welche

der Kompanie aus diesem Tractat erwachsen, werden am besten aus den Worten des oftbemeldeten Lords erhellen, wenn er sagt: Die Kompanie gewinne dabei ein jährliches reines Einkommen, welches mit keinen Lasten, Unkosten und Abzug, sie mögen Namen haben wie sie wollen, beschweret ist, von einer Million und siebenmal hundert tausend Pfst. Von welcher Seite wir diese erlangte Vortheile auch betrachten, es sey in Absicht auf die Nation überhaupt, oder die Kompanie insonderheit, so muß man bekennen, daß sie höchstwichtig sind, und beides auf unsre Staats = und Handlungsangelegenheiten einen grossen Einfluß haben müssen. So groß indessen diese Vortheile waren, so strenge wurden dieselbe doch sowohl als ihre Urheber, von der mißvergnügten Parthei in Bengal beurtheilet. Man sagte: durch Berechnung des vormaligen mit dem Mogol eingegangenen Tractats, Kraft dessen er in den Besitz aller Länder des Sujah Dowla sollte gesetzet werden, hätte beides die Nation und Kompanie Treue und Glauben, welche in jenem Welttheile stets so heilig gewesen, gänzlich verloren: durch den Anwachs der Macht, welchen der Mogol durch diese Acquisition erlanget hätte, würden seine Staaten eine starke und dauerhafte Vormauer der unsrigen geworden seyn; gleichwie die Vortheile, welche er aus unsern Besitzungen in Bengal gezogen hätte, uns seiner beständigen Freundschaft und

seines

seines Schutzes würden versichert haben: nun aber hätten wir den Sujah Dowla wieder mächtig und reich gemacht; einen erfahrnen, kriegerischen und schlauen Prinzen, unsern natürlichen und des Mogols geschwornen Feind, welcher diesem den mit uns vorhin gemachten Vergleich, ihm seine Staaten zu übergeben, niemals verzeihen würde: der Mogolsche Kaiser wäre sowohl wegen seiner Lage als aus andern Ursachen so schwach, daß wir, da seine Staaten von den Ländern des Sujah Dowla fast ganz umgeben wären, mit schweren Kosten eine Armee in seiner Hauptstadt zu seiner Beschützung halten müsten: nachdem dem Sujah Dowla alle Festungen, und die zwischen des Mogols und unsern Ländern liegende Provinzen eingeräumet worden, hätte er dadurch augenscheinlich den Vortheil beides über jenem und uns im Falle eines Krieges gewonnen: die auf uns genommene Gewährleistung beides für des Mogols und des Sujah Dowlas Staaten, und die Nothwendigkeit, ersterem allezeit und schleunig beizuspringen, hätten den Grund zu immerwährenden Kriegen und weiten Feldzügen geleget, welche mit der Zeit den Umsturz des Handels der Kompanie, und die gänzliche Zerstörung des Sitzplatzes nach sich ziehen müste: Major Monro hätte schon längst vorher den Frieden auf eben so gute Bedinge schliessen können; man hätte aber zum Hauptbedinge gemacht, daß Someraw, der 72

Englän-

Engländische Herren ermorden lassen, anbei Coßim Ali, der Urheber des Krieges sollten ausgeliefert werden; da man aber von dieser Foderung abgestanden, hätte man die Ehre und Gerechtigkeit der Nation aufgeopfert. Wir wollen dem Urtheil des Lesers nicht vorgreifen durch Bestimmung wie weit diese Urtheile in der That oder Gerechtigkeit gegründet seyn, oder wie viel Privathaß oder Partheigroll darunter mag gemischet seyn.

Nunmehr berichtet man uns aus Indien, daß L. Clive die Truppen daselbst auf einen neuen Fuß gesetzet habe. Er hat für sie Baracken an bequemen Oertern bauen lassen, und sie insgesamt in drei Corps vertheilet, deren jedes aus einem Regiment Europäischer Infanterie, einer Kompanie Artilleristen, und sieben Batallionen Seapojen, jede 700 Mann, die Officier mit eingeschlossen, stark, besteht. Die eine dieser Divisionen soll bei Eliabad, die andere bei Patna, und die dritte in oder bei Calcutta ihren Standplatz haben.

Ein Schreiben aus dem eben angelandeten Ostindischen Schiffe Cruttenden meldet, daß die Reformation der ostindischen Niederlassung in Bengal mit einer Strenge, die man daselbst eine Verfolgung nennete, durchgesetzet würde: daß der Name Clive daselbst itzt so sehr verabscheuet würde als er vorhin verehret worden: daß S. Lordschaft in dem nächsten Schiffe, als der reichste Unterthan

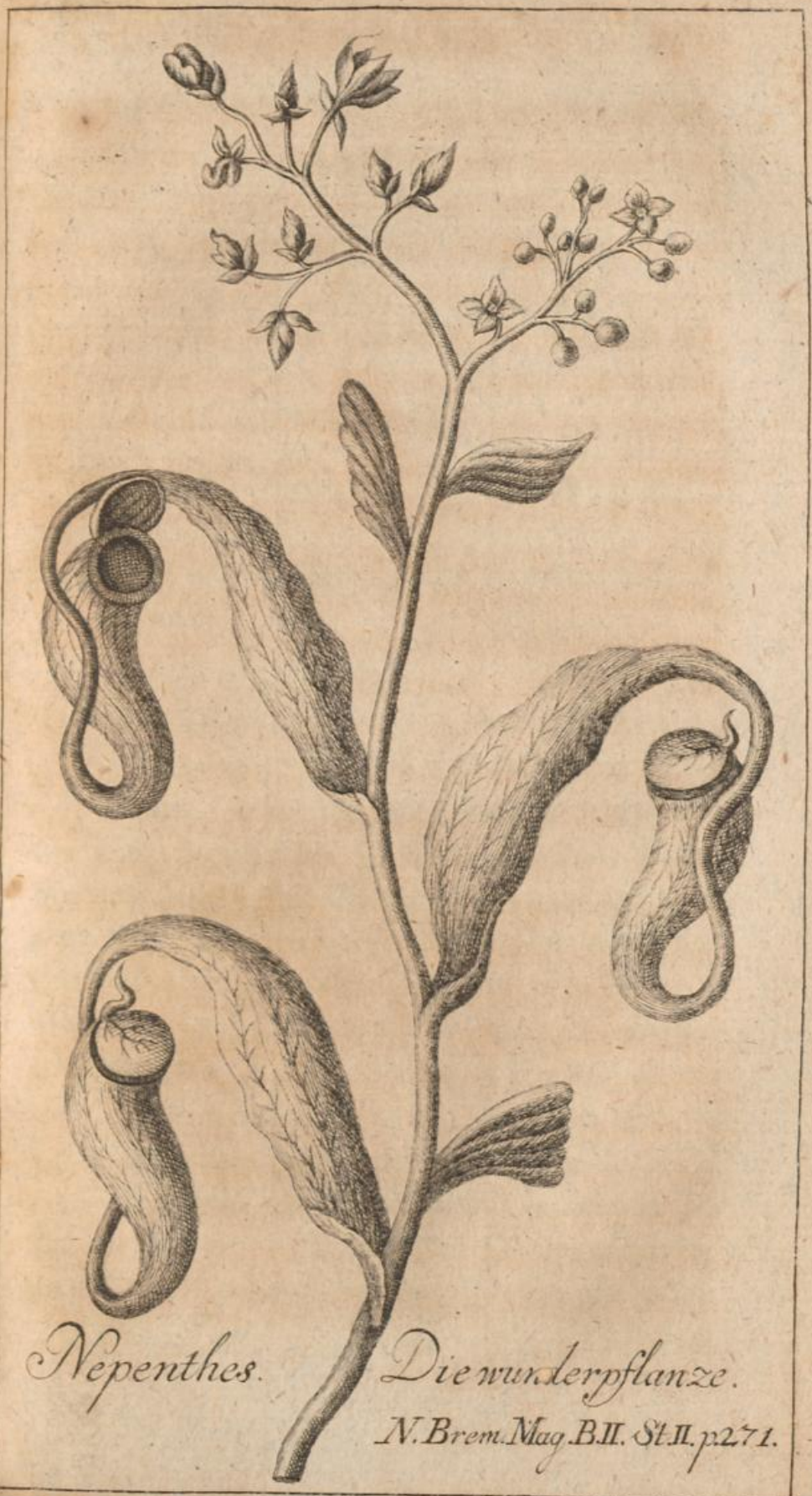
von

von Großbritanien zurückkommen würde. Er ist beim Abgange des Cruttenden von Calcutta sehr unpäslich, den letzten Nachrichten zufolge aber in der Besserung gewesen. Seine Krankheit war von sehr besonderer Art. Er wurde von einer erstaunlichen Schwachheit der Nerven, und Trägheit mit einer so wunderlichen Melancholie, daß er während etlicher Tage keinen Menschen vor sich kommen lassen wollte, überfallen. Die mehresten glauben, die Ursache sey, daß die Sachen der Kompanie ihm zu viele Sorgen gemacht haben.

Wir bringen, schreibt derselbe Briefsteller, mit uns den Untergubernör und desselben Gemalin, welcher mit L. Clive herüber gekommen um hier zu bleiben und sein Nachfolger in der Regierung zu werden. Allein er ist itzt so reich, daß er es nicht nöthig hat. Das Glück dieses Herrn erweiset, welche erstaunliche Mittel man in kurzer Zeit in Bengal samlen könne. Im Anfange der Unruhen 1756 trat er noch ganz jung in der Kompanie Dienste, hatte eben geheirathet, und besaß etwa 10,000 Pfund. Wie der Nabob Calcutta wegnahm, verlor er alles mit einander, und sahe sich genöthiget, eben wie alle übrige Herren, welche entkamen, als gemeiner Soldat zu dienen. Doch das Glück wurde bald wiederum ihre Freundin. Denn nachdem man den neuen Nabob Meer Jaffier auf den Thron gesetzet hatte, wurde ihnen alles,

was

was sie verloren hatten, wiedergegeben. Wenig Jahre hernach gieng dieser Herr mit seiner Gemalin nach England zurück, 60,000 Pfst. reich wie man sagte. Auf L. Clives Empfehlung thaten sie i. J. 1765 die andere Reise, von welcher sie itzt mit etwa 150,000 Pfst. zu Hause gekommen sind. Eine ungeheure Summe die in anderthalb Jahr erworben worden. Herr Mariot, ein Herr von etwa 30 Jahren, ist ein ander Beispiel. Er komt itzt mit einem Schatze von 40,000 Pfst. zu Hause; ohne zu rechnen, daß er seine ganze Familie reich gemachet hat. Es befinden sich auf dem Schiffe noch viele andere mehr, die unermeßliche Reichthümer mitbringen.



Nepenthes. *Die wunderpflanze.*

N. Brem. Mag. B. II. St. II. p. 271.

III.

Beschreibung und Abbildung der NEPENTHES

oder so genanten

Wunderpflanze.

Aus dem modern Eden, or the compleat body of gardening.

Keine Pflanze hat so viel sonderbares als diese, weswegen diejenigen Entschuldigung verdienen, welche die erste Nachricht davon für ein Mährchen hielten. Unsere Reisende haben schon vor langer Zeit Bericht davon gegeben, wiewohl man ihren etwas rohen Beschreibungen keinen Glauben zustellen wollte: nachdem aber Männer von etwas mehr Kenntniß sie wachsen gesehen; nachdem man Proben von ihr in Europa bekommen, und in unsern Gärten aus ihrem Samen Pflanzen gezogen hat, verstummeten die Ungläubigen, wünschten aber, daß sie oft so möchten beschämet werden. Wir lerneten sie am allererstenunter dem eben nicht ungefügten, aber gar zu unbestimm-

bestimmten Namen der Wunderpflanze, Planta mirabilis *) kennen. So heißt sie in den deutschen Ephemerides. Burmann nennet sie in seiner Nachricht von den Ceilonschen Pflanzen Bandura; und Pluckenet: Vtricaria vegetabilis Zeylanensium; Linnaeus in Hort. Cliff. Nepenthes, und ist in seinen folgenden Schriften bei diesem Namen geblieben. Dieser bedarf keines unterscheidenden Beiworts, denn die Pflanze ist die einzige ihrer Art. Von andern wird sie Gentianae species, und Priapus vegetabilis genennet; ihr Indianischer Name aber ist Auramatico. Unter diesem hat sie Flacourt beschrieben. Breynius könte einen jungen Botanisten verführen. Denn wie er sich einbildet, daß es mehrere Arten gebe, nennet er diese Nepenthes Zeylanicum flore minore: allein was er N. flore maiore heißt, ist die Saracena.

Ihre Wurzel ist dick, braun und mit langen röthlichen Fasern behangen. Der Stamm ist zween Fuß hoch, rund und stark, und hat an vielen Stellen eine matte Purpurfarbe. Die Blätter haben keine Stiele, sind länglicht, mittelmäßig breit, stark gerippet, und haben am Ende jedes ein gewisses Gefäß wie einen Becher. Das Blatt ist

*) Die mirabilis in Beckmans Anfangsgründen der Naturhistorie S. 161. wird ganz anders beschrieben.

ist am Fusse schmal, wird allmälich breiter bis zur Mitte, und wird darauf nach und nach wiederum schmäler. Wo man aber das Ende vermuthet, verlängert die Spitze sich wie ein Horn. Diese hängt eine gute Zeit niederwärts, wird allmälich dicker, und hebet sich von dem untersten Ende wieder in die Höhe. Dieses Ende dehnet sich aus in ein holes Gefäß, 3 Zoll lang und einen halben Zoll im Durchmesser, welches sich in einer breiten Oefnung endiget, die einen daran gewachsenen mit einem dünnen Zopf versehenen Deckel hat. Dies ist der wunderbare Bau des Blatts und seines Anhangs. Den Gipfel des Schafts zieret eine ansehnliche Menge Blumen. Diese haben kurze Stiele, und sind, in ihrem vollkommenen Zustande, gelblich oder grünlich; zuweilen röthlich, zuweilen auch weißlich. Die Blume ist ein einblätterichter Becher, welcher oben in 4 ovale, tief eingeschnittene Lappen getheilet, die so weit von einander stehen, daß sie sowohl wegen ihrer Gestalt als Farbenmischung Blumenblättern ähnlich sehen. Aus dem Mittelpuncte erhebet sich ein kurzes, einförmiges, mit einem stumpfen Knoten sich endigendes Keulchen, (pistillum) auf dessen Oberfläche 4 Staubfäden stehen, welche so kurz sind, daß man sie nur an ihren Beuteln oder Köpfchen erkennet. Das Samengehäuse ist länglich, eckicht, und hat 4 Rippen, welche die Näthe der 4 Stücke sind,

aus welchen es zusammengesetzet ist, und sich von einander thun. Die Samenkörner sind zahlreich und leicht. Aus der Stellung der Staubfäden bestimmet sich die Klasse in welche diese Pflanze nach dem Linnäischen System gehöret. Sie stehen auf dem Knoten des Keulchen. Dies ist das Kennzeichen der Gynandria; und ihre Anzahl verweiset sie in die Ordnung der Tetrandria.

Doch der Leser wird verlangen, daß wir zur Beschreibung der wunderbaren Anhänge, die eine Verlängerung der Blätter sind, zurückkehren. Dies sind Gefässe, welche ein klares, gesundes und wohlschmeckendes Wasser enthalten, welches vielen Menschen, die in jenen heissen und dürren Ländern sonst für Durst umkommen müsten, das Leben erhält. Diese Gefässe heben sich gleich Anfangs in die Höhe, damit das Wasser nicht heraus laufe; und sind zuerst weisgrünlich, werden hernach gelb und endlich purpurfärbig. Der kleine Deckel verschliesset sie, so lange sie noch klein sind, ganz genau, öfnet sich aber, wenn sie ihre völlige Grösse bekommen haben und mit Wasser angefüllet sind; zuletzt beugt das Gewicht des Wassers sie nieder, worauf die Feuchtigkeit herausläuft, und das Gefäß verwelket. Die in demselben enthaltene Feuchtigkeit ist ein Wasser, welches wenig oder nichts von der Pflanze angenommen hat; und die Gefässe selbst sind nichts anders als ausgedehnte

Enden

Enden von Absonderungsglandeln. Viele Dinge, welche uns im Anfange höchst seltsam vorkommen, verlieren das Wunderbare, wenn eine fortgesetzte Beobachtung uns zu ihrer genauern Kenntniß geführet hat. Drüsen oder Glandeln von dieser Art sind etwas sehr gemeines, obwohl sie selten so sichtbar sind. Mit diesen ist der ganze Stamm des Diamant-Mesembryanthemum besetzet. In der Urena liegen sie auf dem Rücken der Blätter; und in der Pflanze, die die Engländer Sun-dew nennen, auf der Oberseite derselben. Alle diese dienen zur Absonderung einer wässerigen Feuchtigkeit; es giebt aber deren nur wenige, bei welchen die Feuchtigkeit sich in besondere Gefässe versamlet. Doch siehet man dieses an der Saracena: in der Maregravia ist sie in gewissen aus dem Mittelpuncte des Sonnenschirms entstehenden Gefässen enthalten: in unser Wunderpflanze aber nicht in dem Blatte selbst, sondern einem besondern Anhange desselben. Wo überflüßige Feuchtigkeit ist, es sey daß die Natur selbst sie dargereichet, oder daß sie durch übermäßiges Wässern entstanden, da muß die Pflanze sich davon entlasten. Wir sehen daß die kleine Pflanze Sun-dew die Feuchtigkeit in grossen runden Tropfen fallen läßt. Wenn die Aethiopische Calla mit Wasser überladen ist, schwitzet sie es durch die feinen und dünnen Spitzen ihrer Blätter beständig aus. Dies sahe Commelin in Holland:

und wir sehen es in England. Bei der Amerikanischen Hirschzunge dienet diese Eigenschaft zu ihrer Fortpflanzung. Die feine und kleine Spitze des Blatts senket sich, durch das Gewicht des allmälich abgesonderten Tropfens, zur Erde: in dieser Lage folgen immer mehr und mehr Tropfen, bis das Blatt dieser gern wachsenden Pflanze sich mit der Spitze in die Erde einwurzelt. Dies sind bekannte Beispiele von dergleichen Absonderungen der Feuchtigkeit, obwohl nicht jedermann, selbst bei der Nepenthes, die Sache recht eingesehen hat. Diese Pflanze wächst in dicken Wäldern, wo ihre langen Fasern sie mit vielem Wasser versehen, und keine Sonne hinkomt, durch deren Wärme es wieder ausdünsten konte. Am Ende ihrer Blätter liegen, so wie in jenen Pflanzen, Drüsen; welche hier mit der zunehmenden Feuchtigkeit aufschwellen, und einen Vorrath aufheben, welcher von der Vorsehung zur Erhaltung, vielleicht von mehr Arten lebendiger Geschöpfe als der Menschen, bestimmet ist. Eine einzige Pflanze gibt so viel Wasser als zur Stillung auch des heftigsten Durstes eines Wanderers hinlänglich ist; und die Eindrücke von Zähnen auf den welken Gefässen erweisen, daß auch oft Thiere bei dieser reichen Quelle ihrer Bedürfniß abzuhelfen suchen.

Es wächst diese Pflanze, wie gesagt, nur in dicken Wäldern, wo der Boden mürbe, reich und

leicht

leicht ist. Dies muß uns die Anweisung geben, eine zu ihrer Ziehung bequeme Zusammensetzung zu machen; so wie die Wärme ihres natürlichen Klima, lehret, daß sie in einem Treibhause mit aller Sorgfalt müsse gewartet werden. Geben wir uns um schlechtere Dinge diese Mühe, so dürfen wir es uns hiebei desto weniger verdriessen lassen. Man muß den Samen aus Ceilon, oder andern Ländern, wo sie die Natur hervorbringt, kommen lassen; und zur Bereitung eines dienlichen Erdreichs, vermische man im Garten vermoderten Mist mit einem dritten Theil unter einem Holzstosse weggenommener Erde, nebst ein wenig Mergel und eben so viel klaren Sand. Ein Viertheil der beiden letztern Ingredienzen ist genug zu einem Buthel der ganzen Masse. Wenn dieses fertig ist, säe man den Samen ordentlich darauf in zween oder drei Töpfen, und sichte von derselben Zusammensetzung etwa einen Strohhalm hoch darauf. Setze diese Töpfe bis zum Rande in ein Treibbette von Gerberloh, welches mittelmäßig warm seyn muß, und gib dem Erdreich, wenn es trocken wird, oft aber jederzeit nur wenig Wasser. Dasselbe muß auch geschehen, wenn die zarten Pflanzen zum Vorschein kommen. Die schwächsten derselben rupft man aus, so daß nur 4 oder 5 in jedem Topfe bleiben: Diese läßt man darin stehen bis sie einige Stärke erlanget haben, worauf man für jede Pflanze einen besondern

Topf zurechte macht. Diese werden wiederum, nachdem sie mit voriger Zusammensetzung gefüllet, und die Pflanzen darein gesetzet worden, bis an den Rand in die Gerberlohe gestellet, und durch Matten, welche man über die Fenster leget, beschattet, bis sie sich wohl eingewurzelt haben. Gieb ihnen hernach des Mittages bei gutem Wetter etwas freie Luft, und wenn sie etwa 3 Wochen im Treibbette gestanden haben, bringe sie ins Treibhaus. Es komt nicht darauf an ob sie blühen oder nicht: die Blätter allein machen sie genugsam zu einem Wunder.

IV.

Da seit einiger Zeit
in den öffentlichen Blättern
wegen ein
zwischen den Doctoren der Sorbonne
und
dem Erzbischof Wake
entworfenes Project
zur Vereinigung
der Französischen und Engländischen Kirche
gestritten worden *)
so wird es nicht unangenehm seyn
wenn man hiemit
eine aus den zuverläßigsten Nachrichten
gesamlete Lebensbeschreibung
dieses Erzbischofs mittheilet.

Vniv. Mag. 1767. Iuly. p. 23.

William Wake, Erzbischof von Canterbury, stammet aus einem uralten, edlen, Sächsischen Hause her, welches schon vor

*) Bei veranlassung des Confessional, welches so viel Aufhebens in England gemacht. Siehe von diesem Buche: N. Brem. Mag. B. 1. S. 676.

der Normannischen Eroberung glänzete. Sein Vater war William Wake, ein Sohn Johns und Enkel Richards, ein Edelmann von ungefähr 800 Pfst. Einkünften, zu Blanford in Dorsetshire. In dieser Stadt wurde unser William i. J. 1657 geboren. Wie sein Vater vergnügt sahe, daß er mit besonderer Hurtigkeit sich alle Schulkenntnisse eigen gemacht hatte, ging er mit ihm nach Oxford, um ihn im Trinitycollege einschreiben zu lassen. Gleichwie er aber sich und seinem Sohn vorher das Vergnügen machen wollte die Universität zu besehen, traf er in Christ-Church den Dechanten Fell an, welcher, weil er mit dem Vater bekannt war, beide zu sich nöthigte, und in seinem Hause den Hn. William überredete seinen Sohn in diesem Collegio zu lassen, mit dem Versprechen, ihn unter die Studenten aufzunehmen. Dies geschahe wirklich, und er wurde 1672 den 28 Horn, wie er nur 15 Jahr alt war, auf dieser Universität eingeschrieben. Nachdem er zu gehöriger Zeit Baccalaureus und Magister artium geworden war, widmete er sich der Gottesgelehrtheit, obwohl ganz gegen die Absicht seines Vaters, welcher es sich schon 10,000 Pfst. hatte kosten lassen, ihm einen gewissen Platz zu verschaffen. Allein er opferte alle daraus zu hoffende Vortheile seiner Neigung der Kirche zu dienen auf, und ließ sich ordiniren. Wie nicht lange darauf der Lord Viscount

Preston,

Preston, welcher mit ihm in Christ-Church studiret hatte, von Carl II. als ausserordentlicher Gesandter an den Französischen Hof geschicket wurde, nahm derselbe Hn. Wake als Legationsprediger i. J. 1682. mit sich. Hier machte er gar bald eine ansehnliche Figur in der gelehrten Welt; und er war kaum zwei Jahr draussen gewesen, wie er von einem gelehrten hiesigen Bischof ersuchet wurde, ihm die Vergleichung etlicher schätzbaren griechischen Handschriften des N. Testaments in Paris, welcher er sich bei einer neuen Ausgabe bedienen wollte, zu besorgen. Da dies Anlaß zu einem Briefwechsel mit demselben gegeben, so dienen wir dem Leser mit der Abschrift eines an den Bischof geschriebenen Briefes, welchen wir von dem eigenhändigen Original, so Sr. Ehrw. Hr. Thoresby, Rect. von Stocke-Newington, besitzet, genommen haben.

Heumon. 5. 1684.

Mylord.

Zufolge dem Befehle, welchen Euw. Gnaden mir, in dem an Mylord Preston eingeschlossenen Schreiben, gegeben, habe ich nicht geruhet, bis ich die E. Lordschaft angerühmte Handschrift des N. T. zur Durchsicht bekommen. Ein sehr gelehrter und dieser Sachen erfahrner Mann, versichert mich, daß ausser dieser noch 7 bis 8 andere in

deselben Bibliothek, nämlich des verstorbenen Herrn Colbert angetroffen werden; und daß er sich bemühen wolle, mir die Erlaubniß zu verschaffen, sie zu vergleichen. Sie sind alle noch ungebraucht. Eine andere verständige Person sagt mir, daß die von Hn. Gazon gemachte Vergleichung der Handschrift von S. Germain sehr unvollkommen sey, und ich glaube, wenn E. L. keine andere als diese haben, er mir richtigere besorgen werde. Es ist eine Handschrift von beinahe 1000 Jahren, und gehöret dem Kloster von S. Genowieve. Curcellaus hat sich derselben bedienet: da dieser aber keine Nachricht gegeben, aus welchen Handschriften er seine verschiedene Lesarten genommen (wie in den Oxfordischen Collationen geschehen) so sind sie nicht sonderlich brauchbar. Man hat mir Hofnung gemacht, daß ich eine Vergleichung nicht nur aller dieser, sondern noch mehrer in gutem Ansehen stehender Handschriften, die bisher noch nicht besonders bekannt gemacht worden, bis auf 20 erlangen werde. Wenn E. Gn. es der Mühe werth achten mit Dero Ausgabe noch einige Wochen zu warten, und mir zu der dazu benöthigten Auslage, die nicht gar groß seyn wird, Befehl geben, so werde ich ihnen die Collationen von allen mit einander, durch Leute, auf deren Geschicklichkeit und Treue man sich verlassen kan, besorgen. Verlangen E. Gn. keine andere als von

der

der erstbemeldeten Handschrift, und die von S. Germain, so werde ich hoffentlich innerhalb 14 Tagen, nach empfangenen Befehl, im Stande seyn, sie Denenselben zuzuschicken. Mylord ich erbitte mir die Fortsetzung Dero Gewogenheit. Verzeihen Sie die angemuthete Mühe.

Dero — —

William Wake.

Nachdem er mit Lord Pr. im Anfange der Regierung Jacobs II. wieder in sein Vaterland zurückgekommen war, machte er sich durch seine vortrefliche Predigten bekannt, und wurde alsobald zum Prediger von Grays-Inn erwählet. Während seines Aufenthalts in Frankreich, ereignete sich eine sonderbare Begebenheit, welche ihm Gelegenheit gab, sich den Freunden der Englischen Kirche stark zu empfehlen. Nachdem Bossuet, der gelehrte Bischof von Meaux, ein Buch unter dem Titel: Exposition de la doctrine de l'eglise Catholique, geschrieben hatte, fiel dem Hn. Wake eine Abschrift davon in die Hand, welche ihm eine bequeme Gelegenheit gab, die unanständige Arglist des Prelaten, in Verstellung und Bemäntelung etlicher Römischer Lehrstücke zu entdecken. Dies that er in einem Werke, welchem er zum Contrast mit der Schrift des Französischen Bischofs,

den

den Titel gab: Exposition of the doctrine of the church of England, 1686. in 4. In der Vorrede gibt er eine umständliche Nachricht von der Französischen Handschrift, und sagt: die Hauptabsicht von Bossuets Buche sey gewesen, den Marschal von Turenne entweder zu überzeugen oder zu verführen; er könne zwar nicht sagen, wie viel es auf denselben gewirket habe; glaube aber, daß die Religionsveränderung dieses grossen Mannes stärkere Gründe als eine blosse Erklärung des Römischen Glaubens gehabt habe, und daß der Bischof entweder durch persönliche Unterredungen, oder andere uns unbekannt gebliebene Schriften, dasjenige, was in diesem ersten Entwurfe den er gesehen, fehlete, werde ersetzet haben. Denn er berichtet, daß in der ungedruckten Abschrift, welche damals zum Vorschein gekommen, und vier Jahre lang mit grossen Beifall durch allerlei Hände gegangen, die Kapitel vom Abendmahl, der Ueberlieferung, und der Autorität der Kirche und des Pabstes, welche itzt den wichtigsten Theil davon ausmachen, gemangelt haben; und daß der Bischof die übrigen Meinungen der Römischen Kirche so unbestimmt und gelinde vortrage, daß nicht allein viele aufrichtige Römisch-Katholische sich daran geärgert, sondern auch die Protestanten, denen die Schrift zu Gesichte gekommen, durchgehends geglaubet, Bossuet dürfte nur nicht öffentlich bekennen, was er

im

im Herzen glaubte. Der Erfolg zeigte, daß sie sich auch nicht geirret hatten. Denn im Anfange des Jahres 1671. wurde die Exposition mit grosser Sorgfalt, und nach vieljähriger Prüfung, in die Gestalt gebracht worin man sie itzt siehet, und zu desto mehrern Sicherheit des Verfassers mit einer Approbation des Erzbischofs von Rheims und 9 Bischöfe bewafnet, welche bekenneten, daß sie das Buch, nach einer so genauen Prüfung als das Gewicht der Sache erfoderte, der Lehre ihrer Kirche gemäß befunden hätten, und es darum dem von Gott ihrer Aufsicht anvertrauten Volke empfehlen könten. So wurde es zur Presse geschicket. Nachdem der Abdruck geschehen, und das Werk bereit war ans Licht zu treten, fand der Verfasser, welcher sich und seiner Sache gern alle mögliche Vortheile verschaffen wollte, für gut, das Werk den Doctoren der Sorbonne zur Approbation zu übergeben, damit in Verbindung derselben mit derjenigen, die die Bischöfe gegeben hatte, beides durch ordentliche und ausserordentliche Autorität bestättiget würde, daß seine vorgetragene Lehre so wenig den Argwohn der Protestanten begünstigte, daß sie vielmehr wahrhaftig und ohne Verstellung, Katholisch, Apostolisch und Römisch wäre. Allein zum gröften Erstaunen Bossuets und aller derer, die sein Werk herausgestrichen hatten, bezeugten die Lehrer der Sorbonne, statt der erwarteten Approbation,

das

das was die Protestanten gesagt hatten, und zeichneten amtsmäßig verschiedene der vornehmsten Stellen der Exposition aus, in welchen die Lehre der Katholischen Kirche, aus einer gar zu grossen Neigung sie zu beschönigen, ganz und gar verkehret worden. Hr. Wake meldet ferner, daß, um das öffentliche Aergerniß, welches diese Censur verursachen müste, zu vermeiden, die ganze Ausgabe mit der grösten Sorgfalt, und möglichster Geheimhaltung unterdrücket, die von den Doctoren ausgezeichneten Stellen verändert, und diese verbesserte Handschrift so geschwind wiederum unter die Presse gegeben worden, daß schon am Ende desselben Jahres, eine andere ganz veränderte Edition, die vor den allerersten Abdruck ausgegeben wurde, zum Vorschein gekommen. Indessen konte dieses doch nicht so heimlich geschehen, daß es nicht alsobald bekannt wurde, und sogar einige der ersten Gegenschriften der Exposition dem Hn. Bossuet diese Veränderung vorwarfen. „Ich habe nicht ver„nommen, sagt Hr. Wake, daß er sich jemals „bisher bemühet hat, dieses Gerücht zu läugnen. „Er hat es wenigstens weder in der letzten Ausgabe „vor gesetzten Nachricht, noch irgend einer andern „Vertheidigung gethan. Ob diese Beschuldigung „so unwichtig sey, daß sie keine Aufmerksamkeit ver„diene; oder ob sie gar zu wahr gewesen, als daß „man sie ableugnen können, mag der Leser beur„theilen.

„theilen. Gewiß ist indessen, daß dieser Vorfall „nicht allein die Absicht und Beschaffenheit des „Buchs entdecket; sondern auch unwidersprechlich „erweiset, was Hr. Bossuet uns als unwahrschein„lich vorstellet, daß es nämlich bei einem Römisch„katholischen Bischof nichts unmögliches sey, ent„weder seine Religion nicht recht zu verstehen, oder „nicht Redlichkeit genug zu haben, sie unbeschönigt „vorzutragen. Da eine Abschrift desselben Bu„ches, das so wie ich gemeldet habe, von den „Sorbonnisten gebrantmarket worden, in meine „Hände gefallen, will ich zum Vergnügen meiner „Leser alle die gemachten Veränderungen auszeich„nen, damit er selber urtheilen könne, welche von „den beiden itztberührten Ursachen den Grund in „sich enthalten, warum der Verfasser in der ersten „Ausgabe sich uns so sehr genähert hat.“ Indessen wird Hr. Wake, ungeachtet dessen was er uns von der Censur der Sorbonnischen Doctoren erzählet, gewust haben, daß Pabst Innocentius XI. in einem Breve vom 4. Jänner 1679. die Bossuetische Exposition für die wahre und wirkliche Lehre der Römischen Kirche erkläret hat, wofür sie auch von allen Gliedern dieser Kirche bisher stets ist gehalten worden.

Nach diesem gemachten Anfange schritt Hr. Wake muthig fort, und schrieb verschiedene Abhandlungen in der Controvers betreffend das Pabstthum,

thum, welche während der Regierung Jacobs II. mit der grösten Hitze geführet wurde. Gegen das Ende derselben gab er A state of the controversy heraus, worin er von allen in derselben von beiden Seiten geschriebenen Büchern Nachricht giebt. Nach diesen Grundsätzen gebildet, beurlaubte er sich bei seinem Gönner Lord Preston, und trat den 1. Weinm. 1688. in die Ehe mit Etheldred Hovel, Tochter und Miterbin des Ritters William Hovel zu Illington in der Grafschaft Norfolk: und wie er ein Beförderer der Revolution war, wurde er nach derselben Vollendung zum Kabinetsprediger Königs Wilhelm und der Königin Maria ernennet, nachdem er den 5. Heum. 1689. zu Oxford Doctor der Gottesgelehrtheit geworden, woselbst man ihm den 20. des vorhergehenden Monats ein Canonicat in Christ-Church-College, in dem Platze des zum Decanat derselben Kirche beförderten Dr. Henry Aldrich verliehen hatte. In demselben Eifer für die Lehre und Regierung der Englischen Kirche gegen alle Widersacher der Hierarchie gab er i. J. 1693. seine Englische Uebersetzung der ächten Briefe der Apostolischen Kirchenväter, mit einer vorläufigen Abhandlung von dem rechten Gebrauch derselben, heraus. Da diese Schrift zur Absicht hat, das gebührende Ansehen dieser Kirchenväter, in Betracht sowohl einiger angefochtener die Verfassung unser herrschende Kirche betreffender

der Stücke, als auch etlicher in derselben allgemein angenommener Meinungen zu bestimmen und zu behaupten; so will Dr. Wake dazu sich ihres Ansehens versichern. Die Gründe, womit er dasselbe unterstützet, sind diese: 1. Sie lebten noch zu den Zeiten der Apostel und waren ihre Lehrlinge. 2. Sie waren die ansehnlichsten Männer in der Kirche, und musten derhalben wissen was derselben Lehre war. 3. Sie waren sehr sorgfältig die Lehre Christi rein zu bewahren, und widersetzten sich ernstlich allen die dieselbe verfälschen wollten. 4. Sie waren Männer nicht allein von grosser Gottseligkeit, sondern auch von ungemeinem Muth und zäher Standhaftigkeit; weswegen kein Argwohn, als ob sie mit Vorsatz in dieser Sache unredlich gehandelt hätten, auf ihnen ruhet. 5. Sie waren mit einem grossen Maasse des H. Geistes begabet, und konten also in Dingen, die sie als Lehren Christi vortrugen, schwerlich irren. 6. Ihre Schriften sind von der Kirche selbiger Zeit, welche in ihrem Beifall nicht wohl irren konte, angenommen worden. Beides die Unternehmung und Ausführung dieses Werks, fanden den vollkommensten Beifall, und verschaften ihm bei allen Parteien, die es mit der Kirche wohl meineten, den Namen eines höchst geschickten und würdigen Verfechters derselben. Im Jahre 1710. kam eine neue Ausgabe in 8. zum Vorschein, welche so verbessert und vermehret

war, daß sie, wie er sagt, für ein neues Werk könne angesehen werden.

Wie nach seinem Tode Dr. Conyer Middleton, in seinem Free Enquiry &c. sich zur Bestättigung seiner darin vorgetragenen Meinung *) auf das Stillschweigen der Kirchenväter berufen hatte, stelleten ihm seine Gegner, Dodwell und Church, eine von Dr. Wake übersetzte Stelle aus des H. Clemens Briefe an die Corinthier, welche die Wunderwerke seiner Zeit klar zu verstehen geben sollte, entgegen. Hierauf gestand Middleton zwar in seiner Antwort, daß diese Stelle nach Wakes Paraphrase das Daseyn der Wundergaben in selbiger Zeit ausdrücklich bezeugte; er bekennete, daß er dieses Zeugniß, ungeachtet er gewust, daß es ihm entgegen wäre, vorsetzlich unerwähnet gelassen: versicherte aber, daß die Bewegungsgründe, warum er sie ausgelassen, ihn genugsam rechtfertigen könten. Es wäre geschehen, sagt er, theils weil diese Stelle offenbarlich nicht das geringste erweisen konte; theils weil er aus Achtung für den Charakter dieses ehrwürdigen Prelaten, eine Paraphrase desselben nicht gern wieder ans Licht stellen wollte, die er seiner unwürdig achtete, und die augenscheinlich mit Gewalt dem Text aufgedrungen und gedrehet wäre, seine Meinung, von der Fortdauer der Wun-

*) Daß die Wundergaben mit dem Tode der Apostel aufgehöret haben.

Wundergaben zur Zeit der Apostolischen Väter, zu bestärken. Er zeigt daß die Worte des Textes, von der Paraphrase des Erzbischofs gereiniget, durch ihn selbst also gegeben worden: Let a man be foithful &c. „Ein Mensch habe den Glau„ben, er sey mächtig im Vortrag der Wissenschaft, „er sey weise in richtiger Beurtheilung der Worte, „er sey rein in allen seinen Handlungen: je mehr „er in diesen Dingen über andere hervorraget, desto „mehr wird es ihm geziemen demüthig zu seyn, und „was allen nützlich ist, nicht aber seinen eigenen „Vortheil zu suchen.“ So lauten die Worte in des Erzbischofs Englischen Ausgabe der Apostolischen Väter. Kein Mensch, der nicht mit einem Vorurtheil für desselben Meinung eingenommen ist, oder sich durch sein Ansehen hat blenden lassen, wird hier eine Sylbe finden die auf Wundergaben zielet, oder uns den geringsten Wink gebe, daß dieselbe noch bis zu der Zeit fortgedauert haben. Wie hat denn der Erzbischof ihnen diesen Sinn geben können? Gewißlich nicht mit Hülfe der Kritik oder Grammatik. Er hat ihnen seine Meinung mit Gewalt aufgedrungen, und zwar so grob und eigenmächtig, daß man dieselbe Meinung, oder was man nur will, aus einer jeden Stelle herausbringen kan. Es ist klar, daß die Worte des Textes ohne Paraphrase nichts von Wunderwerken sagen; wie er denn auch selbst, in seiner Vorrede

zu eben diesen Briefen anmerket, wie leicht man, wenn unser Sache damit ein Dienst geschiehet, durch eine bequeme Paraphrase die Worte eines Schriftstellers nach seinem Willen drehen könne. Die Stelle will demnach mit Hülfe der Erklärung des Erzbischofs dieses sagen: **Ein Mensch habe den Glauben** (das ist, sagt der Erzbischof, den Glauben wodurch er Wunder thun kan). **Er sey mächtig im Vortrag der Wissenschaft** (d. i. einer mystischen Wissenschaft, worauf dieser Ausdruck offenbarlich zielet). **Er sey weise in richtiger Beurtheilung der Worte**, (dies war eine andere Wundergabe selbiger Zeit). **Er sey rein in seinen Handlungen, je mehr er in diesen Dingen** (in diesen ausserordentlichen Gaben) **über andere hervorraget, desto mehr** ꝛc. Die blosse Vorstellung dieser Paraphrase, fährt Middleton fort, wird einen jeden Verständigen überzeugen, daß ich keine andere Ursache sie wegzulassen könne gehabt haben, als die, welche ich itzt angebe. Wie konte ich mir vorstellen, daß bei einer Streitfrage, die nur durch wirkliche wohlbestätigte Begebenheiten und Zeugnisse des Alterthums kan ausgemacht werden, jemand der sie gründlich zu untersuchen vorgiebt, seine Meinung, die sich nicht aus dem Text erweisen läßt, mit einer Paraphrase beweisen, und sich in den Sinn kommen lassen wollte, statt des ausdrücklichen Zeugnisses

eines

eines Apostolischen Kirchenvaters, welches hier nothwendig erfodert wird, sich auf die willkührliche Glosse eines heutigen Prelaten zu berufen?

Den 4. Heum. 1689. wurde er zum Oberpfarrer zu S. James in Westminster ernennet. Wie er in seinem Eifer für seine Kirche beständig blieb, gab er 1697. heraus: A defence of the power of Christian Princes over their ecclesiastical Synods, with particular respect to the convocations of the Clergy and Church of England: welches die erste Schrift war die bei dieser merkwürdigen Streitfrage, zum Vortheil der Königlichen Gewalt, im Drucke heraus kam. In diesem Buche will er beweisen, daß unter der Regierung eines Christlichen Prinzen, die Kirche kein ander Recht habe sich in Synoden zu versamlen, als welches die Vergünstigung oder ausdrückliche Erlaubniß des Prinzen ihr giebt, mithin ohne dessen besondere Genehmigung niemanden die Macht, eine Kirchenversamlung zu berufen, könne ertheilet werden; und diese sey nicht befugt, ihre Sitzungen zu halten, und irgend ein Stück der Glaubenslehre oder Kirchenzucht etwas zu verhandeln, zu untersuchen und zu bestimmen, als in so fern es der Fürst genehm hält; angesehen derselbe ihre Verhandlungen, so wie es ihm gut deucht, bestättigen, zernichten oder verändern, und die Ausführung aller und jeder gemachten Einrichtun-

gen und Schlüsse hemmen könne: Kurz, daß das Ansehen ihrer Verhandlungen einzig und allein von ihm abhange, und keine Synode ohne seine Erlaubniß aus einander gehen möge. Da diese Schrift aus Eilfertigkeit etwas unvollkommen gerathen war, und einige Fehler sich in dieselbe eingeschlichen hatten, so entgiengen dieselbe der Aufmerksamkeit seiner Gegner nicht. Allein Dr. Kennet, welcher nachher an der Seite des Erzbischofs fochte, gab eine Schutzschrift für ihn heraus, worin er anzeigte, daß desselben Unternehmen desto schwerer gewesen, weil vor ihm noch niemand ausdrücklich von dieser Materie gehandelt hätte. „In Wahrheit, sagt er, seit der Reformation ist keine Gelegenheit noch Streit über die Obermacht des Königs in Kirchensachen, wie dieselbe im 25. Jahr „Heinrich VIII. bis zum 9. Wilhelms III. gesetzlich bestimmet worden, gewesen. Man hätte also „mit dem Dr. Wake glimpflicher handeln müssen, „weil er es am ersten gewaget in dieser gleichsam „bisher unbekannten Welt, Entdeckungen zu machen; zumal da er wegen seines Bekenntnisses das „er in Eile geschrieben hätte, und der Bescheidenheit, womit er die Sache vorgetragen, Nachsicht verdienet."

Er gab darauf heraus: A further vindication of the Kings Supremacy, against both popish and fanatical opposers of it; welche Schutz-

Schutzschrift er mit seinem gründlich geschriebenen Tractat: The state of the church and clergy of England 1703. in Fol. bestärkte. Er war damals Dechant von Exeter, zu welcher Würde er der 16. Horn. 1701. war installiret worden. Hierauf wurde er 1705. den 28. Heum. Bischof von Lincoln, und den 21. Weinm. dazu eingeweihet. Gleichwie diese Standserhöhung ihm den Sitz im Oberhause gab, zeigte er sich durch eine lange gelehrte Rede worin er die Einschliessung (comprehension) der Dissenters anrieth, wie die Untersuchung des zweiten Artickels der wider den berüchtigten Dr. Henry Sacheverell eingebrachten Anklage vorgenommen wurde. Er trieb auch die Bestrafung dieses Gottesgelehrten durch, in Vereinigung mit dem Erzbischof von Canterbury, Dr. Thomas Tennison; nach dessen Tode er 1715 den 16. Jänn. auf den Metropolitansitz erhoben, und den 19. desselben Monats bestättiget wurde. Hatte er sich bisher bei allen Gelegenheiten als einen redlichen Sohn der Kirche erwiesen, indem er das Kirchenrecht gegen die unvernünftigen und hitzigen Bemühungen derjenigen Partei männlich behauptet, welche dasselbe in Absicht auf die Obermacht des Fürsten untergruben; so wachte er itzt, da er zum Haupte der Kirche erhoben worden, mit einer väterlichen Sorgfalt für derselben Wohlfahrt, gegen den nicht weniger ausschweifenden Eifer der andern

Partei, welche ihr durch die Gesetze bestättigtes Ansehen, in Absicht auf das Volk, schmälern wollte. In dieser Gesinnung stimmete und redete er in dem Hause der Lords gegen den Widerruf der Schism = = und Conformity = Bills i. J. 1718.*)

Diese Widerrufungsbill wurde von dem damaligen Grafen Stanhope, unter dem Titel: einer Bill zur Stärkung des Protestantischen Interesse, dem Oberhause vorgeleget. Unser Erzbischof sagte aber, in seiner dagegen gehaltenen Rede, unter andern: Die Gesetze, welche man durch die Bill aufheben wollte, wären die Hauptschutzwehre und Sicherheit der herrschenden Kirche: er hegete zwar die zärtlichste Liebe zu allen wohlgesinnten und gewissenhaften Dissentern, müste aber sagen, daß einige derselben die Gunst und Nachsicht, welche man mit ihnen nach der Revolution gehabt, gemißbraucht hätten, obwohl sie an dieser den geringsten Antheil gehabt. Am Schlusse seiner Rede macht er die Anmerkung, daß, wenn gleich die Acte, welche das Schisma zum Gegenstand hat, etwas hart scheinen möchte, so sey es doch unnöthig, sie durch ein ausdrückliches Gesetz abzuschaffen, weil man sich derselben noch nimmer gegen die Dissenters bedienet hätte. Dieser Ernst des Erzb. um den Widerruf der Bill zu verhin-

*) Gesetze, welche die Freiheit der Dissenters sehr einschränkten.

verhindern, machte einen grossen Lärmen, und gab Anlaß, daß man ihm den Vorwurf machte, er hätte offenbarlich auf eine unanständige Art seine Grundsätze verändert, da er noch als Bischof von Lincoln i. J. 1714. gegen die das Schisma betreffende Bill gestimmet und protestiret hätte. Indessen muß, um unsern Prelaten nach seinem Tode Recht wiederfahren zu lassen, angemerket werden, daß, wer den Zustand der Nation zu denen Zeiten betrachtet, klar erkennen wird, daß beides, die Bestättigung und Widerrufung dieser Bill, dem erhitzten Eifer kämpfender Parteien zuzuschreiben sey; ohne daß eine wahre Sorge für das Interesse und Beste der Religion oder Kirche, welche in solchen unglücklichen Umständen nur gar zu oft ein Deckmantel von Privathaß seyn muß, das Triebrad gewesen. In solchen Fällen ist ein Mann, der gewohnt ist standhaft und einförmig nach seinen Grundsätzen zu handeln, oft genöthiget, sich von einer Partei zur andern zu wenden, wie unser Erzbischof hier that. Man darf ihm darum die Standhaftigkeit nicht absprechen, wenn gestanden wird, daß er seine Meinung von dem füglichsten Mittel zur Gewinnung der Dissenters verändert, und seinen Mitbruder, dem Erzbischof von York, beigestimmet, welcher, in der Meinung, daß man den Dissentern nicht trauen dürfte, stark darauf bestand: „daß die Acten gegen die occasional Con-

„formity und Schism gefügte Mittel der Selbst-„erhaltung wären, und die Dissenters sich niemals „mit Glimpfe würden gewinnen lassen.“ Wie dem Grafen von Nottingham, welcher an Wakes Seite war, in demselben Streite von dem Dr. Gibson, damaligen Bischof von London, vorgeworfen wurde, daß er die Einschliessung *) der Dissenter betrieben hätte, wie er Staatssecretair gewesen, glaubte derselbe sich damit genugsam rechtfertigen zu können, „daß er dazumal noch ein jun-„ger Mensch gewesen, und nachher erfahren, daß „die Dissenters hartnäckige und nie zu befriedigende „Leute wären.“ So wurde auch dem Dr. Benjamin Hoadly, damaligen Bischof von Bangor, welcher in dieser merkwürdigen Streitsache an der andern Seite hervortrat, vorgerücket, und mit einer Stelle aus seinem Perfuasive to Lay-conformity bewiesen, daß er, seitdem er dieses Buch geschrieben, andere Grundsätze angenommen und vertheidigte: er antwortete aber: „er wäre so weit „von Veränderung seiner Grundsätze entfernet, daß „er sowohl vor als nach seiner Erhebung zu der „Stufe in der Kirche, worauf er stände, sich alle „Mühe gegeben hätte, die Dissenters zur kirchli-„chen Gemeinschaft zu bringen: er wäre aber alle-„zeit der Meinung gewesen, daß glimpfliche Mittel „diese Absicht am kräftigsten befördern könten.“

In

*) Comprehenſion.

In so fern ließ sich seine Gedenkungsart mit des Erzbischofs seiner noch vereinigen, weil es unstreitig verschiedene Grade glimpflicher Maaßregeln giebt. Wie er aber fortfuhr seine Gedanken vollständiger zu eröfnen, sagte er klar und ohne Umschweife heraus: „Es wäre unbillig und gegen alle „Staatsklugheit Religionseide einzuführen, um „sich dadurch der bürgerlichen und Kriegsbedienungen fähig zu machen; als wodurch die Menschen „ihres natürlichen Rechts, der Staat aber der „Dienste seiner besten Bürger beraubet, anbei die „heiligsten Verordnungen der Schändung ruchloser „Personen ausgesetzet werden: die Gesetze wider „die occasional conformity und das Schisma wären wirkliche Verfolgungsgesetze, und wenn man „in der Religion eine solche Nothwehr und Selbsterhaltung einführen wollte, so würde man damit „alle Verfolgungen der Heiden, ja die Papistische „Inquisition rechtfertigen: betreffend die Gewalt, „welche einige Geistliche so sehr zu lieben, und „worüber sie so eifersüchtig zu seyn schienen, so gestünd er, daß die Begierde nach Gewalt und „Reichthum dem Menschen natürlich wäre; aber „beides Vernunft und Evangelium hätten ihn gelehret, daß diese Begierde, sich in gehörigen „Schranken halten, und in die Rechte und Freiheiten unser Mitgeschöpfe und Mitbürger keine „Eingriffe thun müsse.“ Das hieß nun, dem

Erz-

Erzbischof gerade ins Auge schlagen. Denn man wuste, daß er sein Mißvergnügen über die Lehre schon zu erkennen gegeben, welche Hoadly in seiner vorigen Jahres vor dem Oberhause gehaltenen Predigt, von dem Reiche Christi, vorgetragen hatte; als welche dahin zielen sollte, der Kirche, deren Oberaufseher der Erzbischof, Kraft seines Amtes war, gewisse Gerechtsame zu entziehen und ihre Gewalt einzuschränken. Er ermangelte darum nicht, diese Gerechtsame hitzig zu verfechten, und widersetzte sich dem Vorhaben, wozu etliche mächtige Herren, i. J. 1719. sich vereinigt hatten, die Acten der Corporation und des Tests zu widerrufen.

Doctor Hoadly hatte die Sache eingefädelt, und man glaubte, daß er itzt bemeldete berühmte Predigt in keiner andern Absicht gehalten und drucken lassen, als dadurch den Weg zu derselben Ausführung zu bahnen. Wie also Wake sahe, daß das Vorhaben von vielvermögenden Personen des Ministerii begünstiget, getrieben und befördert wurde, hielte er, nach ihrem eignen Vorgange, es für das Beste, seinen äussersten Abscheu und Unwillen als durch einen Umweg zu erklären, ohne sich in eine Streitsache, die nur ein Parteigeist angezettelt hatte, offenbarlich einzulassen. In dieser Absicht schrieb er an den Superintendenten von Zürch einen lateinischen Brief, welcher an diesem

Orte

Orte unter dem Titel: Oratio historica de beneficiis in ecclesiam Tigurinam collatis, gedruckt wurde. In demselben sagt er: „Einige unser „Bischöfe strengen alle ihre Kräfte an die Kirche, „deren Diener sie sind, niederzureissen, und eine „Ungebundenheit einzuführen, welche die Gnade „des H. Geistes, die Gottheit Christi und alle andere Grundlehren unsere Religion über den Haufen werfen wird. Jedermann hat Ursache zu klagen, daß diese gräuliche Wölfe nicht nur vom „Schaafstall nicht vertrieben, sondern gar in die „Kirche aufgenommen, ja was noch ärger ist, zu „den Ehrenstellen, Bedienungen und Regierung „derselben erhoben werden. Die Minister, welche „auf nichts als die Befestigung ihrer Gewalt, und „Behauptung ihrer Plätze denken, weil sie durch „Duldung und Beförderung solcher Leute sich bei dem „Volke beliebt machen wollen, bekümmern sich gar „nicht um das Interesse der Kirche, des Glaubens, „der Religion, kurz des Hn. Christi und seiner „Wahrheit. Er, sagt er, würde sich selbst für „einen Verräther des Glaubens halten, wenn „nicht bei allen Gelegenheiten über solche Ketzer und „Feinde der Religion das Anathema ausrufen „wollte.“ Dieser Brief veranlassete zwo scharfe Gegenschriften. Dem ungeachtet blieb er bei seiner Gesinnung, und verband sich mit dem G. von Nottingham 1721. eine Bill für einen neuen Prüfungs-

fungseid gegen die Arianische Ketzerei zu bereiten, und dem Parlament vorzulegen. Diese wurde von den Lords verworfen, welche Verunglückung derselben dem berüchtigten W. Whiston einen Triumpf bereitete, und Anlaß gab zu sagen: sie wäre ein Versuch gewesen eine heilige Inquisition in die Englische Kirche einzuführen. Der Erzb. stellete sich durch dieses Betragen den beissenden Vorwürfen dieses Schriftstellers bloß, welcher seine Feder sonderlich schärfte, um ihn in einem an ihn selbst gerichteten Briefe, als einen Mann, der den Mantel nach dem Winde hänget, abzumahlen, und seine ehemalige glimpfliche Aufführung, in denen Convocationen, (welche 1711. und 1712. den Whiston und Dr. Clarke mit der Censur belegten) worinnen er darauf gedrungen hatte, daß ihre Meinungen vor Abfassung des Urtheils sollten untersuchet werden, zu contrastiren mit seiner zur Empfehlung der Bill im Parlament gehaltenen Rede; in welcher er verlangte, daß eben dieselbe Meinungen, ohne fernere Untersuchung, als ruchlose Gotteslästerungen mit der äussersten Strenge sollten gestraft werden. Man siehet in Whistons Buche keine Antwort hierauf, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß auch keine erfolget sey. Indessen ist dieselbe nicht schwer zu finden. Nämlich der Wachsthum dieser Ketzerischen Lehren seit 1712. erfoderte, nach des Erzbischofs Meinung i. J.

1721.

1721. schärfere Hemmungsmittel. Der Titel der Bill war: Eine Bill zur nachdrücklichern Hemmung der Gotteslästerung und Ruchlosigkeit.

Wie i. J. 1721. ein Appel von Oxford an ihn, da er, Kraft seines Erzbischhöflichen Sitzes Visitator von All Souls College war, ergieng, that er den Ausspruch, daß nach der Fundation, auch die weitläuftigsten Verwandten des Stifters ein Recht hätten, Mittglieder *) dieser Gesellschaft zu werden. Dieser Handel unterbrach indessen nicht im geringsten seine Sorge für die wichtigern Angelegenheiten der Kirche. Während der Zeit er sich bemühete, die Lauterkeit und Würde derselben, gegen alle Anschläge der inländischen so offenbaren als verlarvten Feinde, die an ihren Umsturz arbeiteten, zu behaupten; finden wir ihn alle seine Erfahrung und Klugheit anwenden, auch bei Ausländern die gegen die Glaubenslehre und das Kirchenregiment anlaufende Irrthümer zu tilgen. Gleichwie i. J. 1717. durch Vermittelung des Englischen Gesandschaftspredigers, Hn. Beauvoir, einige Höflichkeiten zwischen Sr. Gnaden, und dem Sorbonnischen Doctor L. E. Dupin, waren gewechselt worden; schrieb Dupin 1718. an den Erzbischof einen lateinischen Brief. Vorhin hatte Hr.

*) Fellows.

Hr. Beauvoir 1717. den 11. Christm. A. St. folgendes Schreiben an ihn ergehen lassen.

Mylord.

Da E. Gn. Zuschrift vom 27. des verwichenen, mir erst am Sontage eingehändiget worden, habe dieselbe nicht früher beantworten können. — Dr. Dupin, bei welchem ich nebst dem Syndic der Sorbonne und zween andern Doctoren, vorigen Montag Abends speisete, sagte mir Moreris Wörterbuch würde durch verschiedene Zusätze, vornämlich von Großbrittannischen Familien sehr vermehret. Er hat eine starke Hand in dieser neuen Ausgabe. Man redet davon, daß das ganze Königreich an ein allgemeines Concilium appelliren wolle. Man wünschet hier eine Vereinigung mit der Engländischen Kirche, als das kräftigste Mittel, alle occidentalische Kirchen zu vereinigen. Dr. Dupin befahl mir, E. Gn. seine Ehrerbietigkeit zu bezeugen, bei Gelegenheit wie ich ihm zu verstehen gab, daß ich Ihnen ein Urtheil des Parlaments von Paris, welches ihn betrift, zuschicken würde. — Weil der Erzb. in seiner Antwort auf diesen Brief des Hn. Dupin vortheilhaft erwähnet hatte, so veranlassete dieses den ersten Brief, welchen dieser an ihn ergehen ließ, worin er England glücklich pries, daß es einen so vortreflichen Prelaten zum Haupte der Geistlichkeit hätte, und

dabei

dabei Gelegenheit nahm, sein Verlangen zu entdecke, daß die beiden Kirchen von England und Frankreich sich vereinigen, und der Erzbischof sich darüber in einen Briefwechsel mit ihm einlassen möchte. Wake dankte ihm in seiner Antwort für seine Höflichkeitsbezeugungen, und gab ihm zu verstehen, wie es für ihn und seine Sorbonnische Brüder hohe Zeit wäre, ihre wahre Gedanken von dem Aberglauben und der Ehrsucht des Römischen Hofes öffentlich zu erklären, auch der ganzen Christenheit daran gelegen wäre, dem Pabst die Larve abzuziehen, und ihn in die Grenzen der Ehre und Würde, welche er in den ersten Jahrhunderten des Christenthums gehabt, wieder einzuschliessen. In den folgenden Briefen erkläret er den Glauben und die Lehrsätze der Englischen Kirche, redet von der Art wie man angefangen die Kirche zu reinigen, und das Joch des Aberglaubens und der ausländischen Herrschaft im geistlichen und weltlichen Regiment abzuschütteln, und bekennet, daß wir den Herrn Christum für den einzigen Grund und Haupt der Kirche erkennen. Auf diesen Artickel besteht er immer in den folgenden Briefen, die er nicht allein an Dupin, sondern auch an Quinault und de Girardin, zween andere Doctoren der Sorbonne, geschrieben, und behauptet unverrückt die Richtigkeit und Orthodoxie eines jeden Glaubensartickels der Englischen Kirche, ohne den ehr-

geitzigen Anmassungen der Römischen Kirche das geringste einzuräumen. Es ist kein Wunder, daß die Doctoren der Sorbonne einem Vorschlag, nach welchem einige der Vornehmsten unter ihnen verlangeten, so willig die Hand boten. Dr. de Girardin stellete denselben in einer 1718. den 18ten März, ausserordentlichen Versamlung der Sorbonne gehaltenen Rede öffentlich vor, und noch vor dem Anfange des folgenden Heumonats, entwarf Dupin einen Versuch zur Vereinigung, welcher die Approbation des Cardinals von Noailles empfangen, und dem Erzbischof Wake zugeschicket werden sollte. Dieser Aufsatz, welcher ein Commonitorium hieß, wurde in der Sorbonne gelesen, und von derselben genehmiget. Er war an alle Bischöfe gerichtet, und der Verfasser bringet darin, nach einer kurzen Historie der Reformation, alle streitige Puncte zu diesen dreien Stücken. 1. Fidei dogmata. 2. Disciplinae ecclesiasticae ritus. 3. Moralis doctrina. Nach denselben betrachtet er die Glaubensartickel der Engländischen Kirche. Bei dem 6. Art. verlangt er, daß die Ueberlieferungen bei Erklärung der Schrift sollten zu Hülfe genommen, und die Apokryphische Bücher des A. T. als Deutero canonici angesehen werden. Bei Art. 21. von dem Ansehen einer allgemeinen Kirchenversamlung behauptet er, daß sie nicht irren könne. Bei Art. 22 vom Fegefeuer, glaubt

glaubt er, daß man sich darüber, wie über den Ablaß, so erkläret hätte, daß die Englische Kirche sie annehmen könne. Bei Art. 25. von den Sacramenten, ist er der Meinung, daß die fünf verworfenen Sacramente der Römischen Kirche, ohne sich in die Untersuchung einzulassen, ob sie von Christo eingesetzet worden, diesen Namen behalten mögen. Bei Art. 28. vom h. Abendmahl, wollte er den Ausdruck so verändert haben, daß die, welche eine Verwandlung glauben, denselben unterschreiben könten. Die Bedienung des Abendmahls unter beiden Gestalten, der Gebrauch der Muttersprache im Gottesdienste, und die Ehe der protestantischen Geistlichen wurde zugestanden. Die Anrufung der Heiligen, wurde als eine nicht nothwendige Sache, nachgegeben, und die übrigen Artickel, als die Weihe und Ordination der Bischöfe und Englische Kirchenordnung, angenommen. Man redete in ganz Paris fast von nichts als von diesem Project. Lord Stanhope, welcher damals wegen ausserordentlicher Vorfälle herüber gekommen war, und Lord Stair der Gesandte, empfiengen darüber von einigen Grossen des Hofes die Glückwünsche. Anfänglich ließ selbst der Regent, Herz. von Orleans, der Abt du Bois, Minister der ausländischen Sachen, und Jely de Fleury, Generalprocureur, der Sache einen freien Lauf. Aber die Jesuiten und Constitutionisten

rührten die Sturmglocke, und machten den ganzen Anschlag dadurch zu nichte, daß sie aussprengeten, der Cardinal de Noailles und seine Freunde, die Jansenisten, stünden wegen einer Synkretisterei mit den Ketzern in Unterhandlung. Hierauf wurde de Girardin zu Hofe gerufen, und ihm vom Abt du Bois nicht nur ein scharfer Verweis gegeben, sondern auch unter Bedrohung, nach der Bastille zu wandern, ernstlich anbefohlen, sowohl alle Briefe die er von dem Erzbischofe von Canterbury empfangen, als auch die Abschriften aller derer, die er selbst geschrieben, auszuliefern. Der gute Doctor muste gehorchen, und alsobald wurden alle Briefe, als so viele von den Feinden der Kirche erbeutete Siegeszeichen, nach Rom geschicket. Der Abt du Bois strebte damals nach einen Cardinalshut, worüber in Rom einige Schwierigkeiten gemacht wurden. Man glaubte aber, daß seine Entdeckung von dem was damals in Frankreich geschmiedet wurde, nicht wenig beigetragen habe, alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, und ihm die Würde zu verschaffen: als welche er bald darauf erhielte. So endigte sich dieses grosse Project! Der Erzbischof sahe gar wohl ein, daß, wie geneigt auch die vornehmsten Männer in jener Kirche dazu wären, doch ohne Beitrit der Regierung sich nichts thun liesse. Indessen dienete das Mißlingen des Anschlags zur Verbreitung sei-

nes

nes Ruhms; indem der Pabst Clemens XI. seine Briefe bewunderte, und sich heraus ließ: Es wäre Schade, daß der Verfasser solcher gründlichen Schriften, kein Mitglied seiner Kirche wäre.

Obschon übrigens es nicht genug bedauert werden kan, daß die schon so weit getriebene Unterhandlung abgebrochen worden: *) so sieht man doch mit Vergnügen, daß der Weg in dieser schweren, frommen und sehr zu wünschenden Sache gebahnet worden; wenn es dem Allerhöchsten einmal gefallen wird, die Herzen der Fürsten der Erde dazu zu neigen. Die Briefe des Erzbischofs an Hn. Beauvoir, welcher das ganze Werk nach seiner Vorschrift betrieb, werden stets ein statthaftes Zeugniß ablegen, sowohl von dem Eifer dieses wahrlich grossen Prelaten in Vertheidigung der Lehrsätze der Englischen, und Stiftung einer Vereinigung aller Christlichen Kirchen; als auch von seiner grossen Kenntniß des Menschen. Sie enthalten den besten Unterricht für denjenigen, welcher nach diesem ein so löbliches Werk wieder unternehmen wollte. Kurz, dieses Project der Vereinigung der Englischen und Französischen Kirche, hätte, ausser vielen besondern so geistlichen als irdischen Vortheilen, ein bequemes Mittel seyn können, den Frieden in der Christenheit zu erhalten; indem da-

*) Daran werden diejenigen stark zweifeln, welche hier ein höchst gefährliches Fangeisen erblicken.

durch auf recht Christlichen Grundsätzen, Einigkeit und ein gutes Vernehmen zwischen den beiden grossen Nationen gestiftet wäre, von deren Freundschaft oder Feindschaft die Ruhe von Europa, wie wir itzt sehen, grossen Theils abhanget. Man füge hinzu, daß, da der Erzbischof in allen seinen Briefen wie an den Dupin, so auch in den bald zu berührenden Schreiben an den Vater Courayer, alle Schuld auf den Stolz und Ehrgeitz des Römischen Hofes legt; nunmehr eine grössere Hofnung zur Vereinigung anscheine, da der Jesuiter Orden, welcher ausdrücklich zur Unterstützung der Römischen Gewalt gestiftet worden, in Frankreich, Spanien und Portugal gänzlich ausgerottet worden.

Ungeachtet diese Sache ins Stecken gerieth, lerneten doch dabei verschiedene Geistliche der Französischen Kirche Sr. Gn. Menschenliebe und Geschicklichkeit kennen. Von derselben überzeugt, wandte nicht lange hernach der Vater Franz Courayer, Canonicus regularis und Oberbibliothekar in dem Kloster S. Genovefe zu Paris, sich zu demselben, mit dem Ersuchen, ihm einiges Licht zu geben in den Schwierigkeiten, welche ihm in den Nachrichten von den Ordinationen der Englischen Kirche vorgekommen waren. Er bekennet im Anfange seines Schreibens, daß des Erzbischofs gütige Herablassung zu Hn. Dupin, in dem von diesem

sem vorgeschlagenen Vereinigungsgeschäfte, ihn ermuntert hätte, sich bei Sr. Gn. wegen der Englischen Ordinationen zu erkundigen. Er hätte, sagt er, eine Vertheidigung ihrer Gültigkeit gegen eine Schrift des Eusebe Renaudot, so nach dessen Tode herausgekommen, aufgesetzt, welche er drucken lassen wollte: zu deren Vollständigkeit fehle ihm nichts als die Urkunde von der Consecration des Barlow, welcher nach einander Bischof von S. Asaph, S. Davids und Chichester gewesen; bittet derhalben Sr. Gn. ihm, wo möglich, zu dieser Urkunde zu verhelfen, oder wenigstens von der Zeit und dem Orte seiner Consecration gewisse Nachricht zu geben; und schließt mit einem Wehklagen über den widrigen Ausgang der Religionsvereinigung, und dem innigsten Wunsche, daß sie einmal zum Stande kommen möchte. Hierauf schickte der Erzbischof ihm ein lateinisches Antwortschreiben von 12 gedrungenen beschriebenen Bogen, worin er ihm eine genugthuende Nachricht von der Gewißheit der Consecration des Bischofs Barlow gibt, welche er, obwohl die Urkunde nicht ausfindig gemacht werden können, in nicht weniger als 45 auf einander folgenden Englisch geschriebenen Briefen, mit unwidersprechlichen Gründen bestättiget. Diese Briefe zeugen von einem erstaunlichen Fleiß und einer unermüdeten Sorgfalt, welche er angewendet um theils persönlich, theils durch geschickte Personen

Originalschriften in ganz England aufzusuchen, durch welche er seinen Correspondenten in den Stand setzen konte, alle mögliche Einwürfe wider die Gültigkeit unser Ordinationen zu beantworten. Sie verdienen alle dem Publico vorgeleget zu werden, sind aber zu viel und zu groß, als daß sie in einer Lebensbeschreibung Platz finden können. Zwar hat er selbst den wesentlichen Inhalt der mehresten seiner Dissertation und derselben Vertheidigung einverleibet, so weit es seine Absicht erfoderte: indessen wird es nicht undienlich seyn, von etlichen der übrigen Abschriften und Auszüge dem Leser mitzutheilen; um Sr. Gn. Charakter desto besser kennen zu lernen.

Lambeth House, d. 9. Winterm. 1721.

Würdiger Herr.

Ich hätte Dero geehrtes vom 12. Weinm. schon früher beantwortet, wenn ich nicht, ohne des unserm Freunde unter weges zugestossenen Unglücks zu gedenken, seit dessen Empfangs beständig in Arbeit gewesen wäre, neue Nachfragen zu thun, und meine Ausspürungen zur Befriedigung Dero Verlangens immer weiter zu treiben. Die Zeit, welche ich dazu habe, ist so wenig, daß ich nur langsame Schritte thun kan, und Wochen zu einer Arbeit bedarf, womit ich, wenn meine andere

Pflich-

Pflichten mich nicht hinderten, in einem Tage fertig werden könte. Itzt kan ich Ihnen doch melden, daß ich meine Antwort auf Ihre Frage schon bereit habe, dieselbe aber noch etwas zurückhalten muß, theils weil sie noch nicht ins Reine gebracht worden, theils und vornämlich, weil ich noch auf Nachrichten von etlichen neu angestelleten Ausspürungen erwarte.

Ich bekenne, daß ich diese ganze Sache als einen Streit ansehen muß, in welchen wir von unsern eignen Landsleuten, die in andern Puncten nicht einer Meinung mit uns sind, und jeden Einwurf, den sie uns machen können, mit Freuden ergreifen, gezogen worden. Fremde, die unsre Verfassung nicht recht kennen, verdienen Entschuldigung und bessern Unterricht; ich muß aber mit Leidwesen sagen, daß unsre Englische Geistliche sich sehr schlecht hiebei aufgeführet haben. Hat dieses meiner für Sie aufgesetzte Schrift einige übermäßige Schärfe gegeben, so werden Sie es mir hoffentlich verzeihen. Denn wenn Sie selbst das sähen was ich sehe, und es mit Ihren Berichten verglichen, Sie würden ohne die Wahrheit und Liebe zu verletzen, eben so reden als ich gethan habe. Man mag gegen uns sagen was man will, ich kan behaupten, daß die Bischöfliche Folge nirgend besser erhalten worden, als in der Engländischen Kirche, und ich glaube nicht, daß irgend eine Kirche

in der Welt dieselbe mit stattlichern Urkunden beweisen könne, als wir gethan haben. Doch ist auch wahr, daß durch Unglück zuweilen etwas verloren gegangen; welches aber mit in Betracht kommen muß. Was von denen, die unter der Regierung der Königin Maria die Gewalt hatten, geschehen, kan ich nicht sagen. Ich glaube, daß die Urkunden unter Heinrich VIII. und Edward VI. viel gelitten haben. Wie in unserm langen bürgerlichen Kriege, zur Zeit Karls I. die Enthusiasten, gleich den Wiedertäufern in Deutschland und andern Ländern, die herrschende Kirche unter die Füsse traten, wie der Bischöfe Häuser geschleifet, ihre Einkünfte zerstreuet, und ihre Gerichtshöfe vertilget wurden, kam eine neue Verwüstung über unsere öffentliche Schriften. Hierauf folgte die Feuersbrunst von London, worin des Erzbischofs Registraturen und Archive viel gelitten: und vor wenig Jahren verzehrte wiederum ein Brand in meiner Erzbischöflichen Residenz Canterbury den ganzen Ort, wo die Urkunden und das Capitelbuch aufbehalten wurden. Dem allen ungeachtet, besitzen wir durch Gottes Vorsehung, den besten Vorrath von Urkunden, Büchern und Handschriften der in der Welt mag gefunden werden, und können mehr autentische Beweise dessen, was seit beinahe tausend Jahren in unser Kirche vorgegangen, aufzeigen, als irgend eine Nation in Europa. Ich hätte bald die Zerstörung

störung der Klöster und anderer Gottesdienstlicher Gebäude, zur Zeit Heinrichs VIII. vergessen, wobei eine Menge Denkmäler des Alterthums entweder zernichtet oder zerstreuet worden.

Gleichwie der V. Courayer auch von einigen andern Stücken der Englischen Kirchenverfassung Nachricht verlanget hatte, schickte der Erzbischof ihm umständlichen Bericht davon: wir sind, sagt er, noch immer unter derselben canonischen Ordnung und Bischöflichen Regierung, worunter wir allezeit gewesen, und haben nichts weiter abgeschaffet, als diejenigen Verordnungen und Regeln, welche wir mit dem Worte Gottes, den Grundgesetzen des Reichs und den Vorrechten der Krone streitig gefunden. Alle übrige, auch die, welche vor der Reformation im Schwange giengen, sind noch bei uns in voller Kraft: so daß sowohl die uralte Kirchenzucht als Bischöfliche Regierung bei uns in einer steten Folge geblieben, und so viel wir wissen, niemalen im geringsten unterbrochen worden.

In einem andern Briefe erkläret er seine Meinung von der Presbyterianischen Ordination. Daß des Erzb. Grindals Generalvicarius einem Schottischen Presbyterianischen Prediger die Erlaubniß gegeben, hier in England die Sacramente auszutheilen, ist etwas, das ich, die Wahrheit zu sagen, nie würde gut geheissen haben, doch kan ich es auch nicht verdammen. Ich danke Gott, daß

ich

ich in einer Bischöflichen Kirche geboren und erzogen bin, weil ich mich überzeugt finde, daß diese Regierungsart schon von der Apostel Zeiten her in der christlichen Kirche eingeführet gewesen. Ich wollte aber doch nicht gern behaupten, daß, wo kein Bischöfliches Lehramt ist, auch keine Kirche noch wahre Sacramente seyn können. Wir haben hier sehr viele Eiferer für die Bischöfliche Verfassung, die es nicht wagen, so weit zu gehen, daß sie die von Gott verordnete Einsetzungen deswegen für Kraftlos erklären sollten, weil sie von andern Predigern gehandhabet werden. Sehen Sie hiervon nur nach in Bischofs Andrews Werken, seine Briefe an Du Moulin: Sie werden finden, daß jener so eifrige Verfechter der Bischöflichen Regierung doch weit davon entfernet gewesen, alle andere reformirte Kirchen für Unkirchen zu halten. Und wer kan, in dem von Ihnen berührten Fall, sagen, wie weit die Macht eines Bischofs gehe, einem nicht gehörig ordinirten Prediger die Freiheit zu geben, in einer zu seinem Sprengel gehörigen Kirche die Sacramente zu bedienen. Sie wissen, daß ihre Schullehrer weit davon entfernt gewesen, die Presbyterianische Ordination zu verwerfen: doch gereichte diese ihre Meinung nicht zum geringsten Nachtheil der Bischöflichen Regierung Ihrer Kirche, worin sie lebten. Sollte es ein Irrthum seyn, wenn ich solche Ordination in gewissen Umständen

ständen für gültig halte, so sehe ich nicht, wie ich dadurch meinem Orden, welchem ich vor dem andern allezeit einen ungemeinen grossen Vorzug gebe, zu nahe trete. Gegenwärtig ist unsre Kirchenverfassung etwas anders bestimmet; indem kein Erzbischof noch Bischof jemand, der nicht durch eine Bischöfliche Ordination dazu qualificiret worden, die Freiheit geben kan, die H. Sacramenten, besonders das Abendmahl des Herrn, zu bedienen. Hernach giebt unser Erzbischof auch seine Meinung, ob im h. Abendmahl ein Opfer sey, in folgenden Worten zu erkennen: Betreffend den andern Punct Ihres Briefes von dem Opfer der Messe; will ich Ihnen mit wenig Worten sagen, was davon die Meinung unser Kirche allezeit gewesen ist. Wir haben seit dem Anfange der Reformation ein solches Versöhnungsopfer als die Tridentinische Kirchenversamlung darin gestellet hat, schlechterdings verworfen. Was Sie aber ein Erinnerungs- oder Abbildungsopfer nennen, dagegen haben wir, obwohl wir diese Ausdrücke für sehr unschicklich halten, meines Wissens nie etwas einzuwenden gehabt; ja, einige unser Schriftsteller haben sehr eifrig dafür gestritten. Was die unter Edward VI. in unser Communionsformel gemachte Veränderung, oder die Abweichung des zweiten Buchs von dem ersten betrift, will ich desfalls 2 Dinge anmerken. 1. Daß Bucer, welchen Cranmer bei diesen Verände-

änderungen vornämlich zu Rathe zog, in allen seinen Anmerkungen über das erste Formular Edwards VI. so viel ich mich erinnere, nirgens etwas wider ein solches Opfer als Sie stellen, etwas eingewendet, oder einige Veränderung vorgeschlagen hat. Sehen Sie seine Scripta Anglicana. 2. Im Jahre 1551. gab Cranmer sein Buch von diesem Sacrament wider Gardiner, den Bischof von Wincheſter, heraus. Der letzte Theil desselben handelt von nichts anders als vom Opfer im Abendmahl. Darin verwirft und widerlegt er vollständig die Lehre von einem Versöhnungsopfer im Abendmahl: was aber die andere Frage betrift, hat er weder wider das Wort, noch die Sache etwas einzuwenden. Er ist mit Peter Lombards Erklärung von dem darin gebrachten Opfer zufrieden, welche, wo ich recht sehe, dieselbe Erklärung ist, welche Sie in Ihrem Briefe geben. Nun war eben damals des Königs Edwards Common-Prayer-Buch unter der Prüfung. Es wurde im folgenden 1552sten Jahre publiciret. Cranmer hatte den grösten Antheil daran, und es ist nicht wahrscheinlich, daß er die Veränderung in Absicht auf das Erinnerungsopfer, für wichtig gehalten habe, da er in seinem zu derselben Zeit von derselben Materie geschriebenen Buche, keine Einwendung dagegen gemacht hatte. Was mich betrift, so bekenne ich rein heraus, daß ich keinen Begrif

von

von einem wahren Opfer habe, welches nur ein Erinnerungsopfer ist.

In Absicht auf die Presbyterianische Ordination ist Sr. Gn. der Meinung gewesen, daß die, welche dieselbe empfangen haben, wieder auf Bischöfliche Art unordiniret werden mögen. Dies erhellet aus einer Stelle seines Briefes vom 14. Jänner 1722. wo er sagt: Ich habe Hn. Horner beides zum Diakonus und Priester ordiniret, und ihn dadurch ins Lehramt der Englischen Kirche aufgenommen. Dies ist eine Sache, woran die andern reformirten Kirchen mehr als an irgend einer andern Anstoß genommen: Allein ich muß mit Ihnen sagen, daß ich vor Calvins Zeiten, von keiner andern als einer Bischöflichen Regierung in der christlichen Kirche etwas weiß. Dieser Horner war von Geburt ein Schweizer, und hatte in seinem Lande die Presbyterianische Ordination empfangen. Die Bischöfliche nahm er an, um sich hier zu einer Bedienung zu qualificiren. Denn obschon vor der, in dem Anfange der Regierung Karls II. gemachten, Uniformitätsacte, verschiedene, welche nur die Presbyterianische Ordination empfangen, solche Stellen bekleidet hatten, so ist doch bekannt, daß durch diese Acte dergleichen Erlaubnisse und Beförderungen nunmehr aufs schärfste verboten sind.

Der Briefwechsel zwischen Sr. Gn. und den V. Courayer nahm 1721. den Anfang, und

dauerte

dauerte bis 1727. in welchem dieser gelehrte Pariser solche Gründe von der Gültigkeit unser Ordination bekam, daß er völlig überzeuget wurde, und darauf kein Bedenken trug, seine Meinung öffentlich bekannt zu machen. Er sahe sich aber zuletzt genöthiget auf seine Sicherheit bedacht zu seyn, und sich unter des Erzbischofs Flügel zu begeben. Er kam 1728. nach England, und ist hier beständig geblieben. Ehe er herüber kam, schrieb ihm der Erzbischof: Unsre Liebe und Zueignung ist nicht so eingeschränkt, daß wir Männer, wie Sie sind, ungeachtet sie in gewissen Meinungen von uns abgehen, nicht sollten zu schätzen wissen. Wir hoffen, dieser Verschiedenheit ungeachtet, Mitglieder der in Herrlichkeit triumphirenden Kirche zu werden. Warum sollten wir uns dann nicht schon hier in der streitenden Kirche vereinigen können? Der Geist einer allgemeinen Liebe kan gar wohl mit einer Verschiedenheit der Begriffe von den Lehren Jesu bestehen. Wir stimmen doch in den wesentlichen Stücken überein: und ich bin gewiß, wenn wir zu irgend einer Zeit in den fünf ersten Jahrhunderten gelebet hätten, wir würden durch Unterschreibung des Nicänischen und Constantinopolitanischen Conciliums Mitbrüder der wahren Katholischen Kirche geworden seyn. Dies könte noch itzt geschehen, wenn nicht die Herrschaft des Römischen Hofes es verhinderte. Indessen will ich niemand von der

Kirche

Kirche Christi hier auf Erden ausschliessen, den er, wie ich hoffe und versichert bin, dermaleinst aufnehmen wird. Meine Grundsätze sind allgemein. So ist auch mein Herz. So soll auch allezeit meine Liebe und mein Gebet seyn. Sollte ich es erleben, daß unglückliche Vorfälle jemand von Ihnen hieher treiben würden, so wollte ich mit der That zeigen, daß ich mich nicht vergeblich dieses Charakters rühme. Ich kan irren; aber ich will nie ein Ketzer seyn. Ich scheide mich von dem Pabst und seiner Tyrannei; aber dem ungeachtet bin ich kein Schismaticus, und will es nie werden. In dieser Gesinnung lebe ich: in dieser Gesinnung sterbe ich. Um den Vaticanischen Bannstrahl bin ich unbekümmert.

In der Folge des Briefes beantwortet er eine Anmerkung, welche Courayer, wie es scheint, über England, als ein Land, worin ein Gottesfürchtiger Mensch eben keine Lust zu wohnen haben könte, gemacht hatte. Ihre Anmerkung, sagt er, über unser Vaterland ist nur gar zu gegründet. Unsre Spaltungen sind vielfältig. Doch ist die Freiheit, welche mancher sich bei dem Glauben und der Lehre heraus nimt, etwas das die Gesetze nicht erlauben; welches derhalben auch die Regierung nicht dulden müste. Verschiedene Parlamentsacten, (damit ich der kirchlichen Gesetze nicht gedenke) welche gemacht worden, die Gotteslästerung, Ruchlosigkeit und Ketzerei im Zügel zu halten, sind so strenge als

man wünschen kan: aber eben deswegen, weil sie für gar zu strenge geachtet werden, fehlet es an ihrer Ausführung. Wie diesem Uebel abzuhelfen sey, weiß Gott. Ich kan aber mit Wahrheit sagen, daß unsre Geistlichkeit es an keiner Sorgfalt mangeln läßt, den christlichen Glauben gegen alle Anfälle zu vertheidigen, und glaube, daß zu keiner Zeit und in keiner Nation mehrere und bessere Schrifen wider die Atheisten, Deisten, Socinianer, Arianer und alle Arten Freigeister herausgekommen sind, als bei uns geschehen ist, und noch täglich geschieht. Und was diejenigen betrift, welche sich von der herrschenden Kirche absondern, kan ich frei behaupten, daß sie ihre Trennung mit keinem einzigen Beweisgrunde beschöniget haben, der nicht oft und völlig von uns widerleget worden. Dies ist alles was wir thun können. Ruchlosigkeit des Lebens ist leider nur gar zu gemein unter uns; doch vornämlich nur in den beiden Extremitäten des höchsten und niedrigsten Standes: denn die vom Mittelstande sind ernsthaft und Gottesdienstlich; und ich hoffe, daß derselben noch eine hinlängliche Anzahl unter uns sey, um deren willen Gott seine Barmherzigkeit und Gnade an uns fortsetzen wird, bis die andern auf eine kräftigere Art können gebessert werden. Dies ist unser wahrer Zustand: ich fürchte aber, daß der Ihrige nicht viel besser sey. Sie haben nicht wenigere und geringere

ringere Spaltungen. Sind bei ihnen die Sitten besser beschaffen, so wünsche ich Ihnen desfalls von Herzen Glück. Was mich betrift, so lebe ich fast als in einem Kloster, und da ich eine starke Familie habe, halte ich dieselbe in der besten Ordnung die mir möglich ist. Wir haben unter uns in meiner Kapelle viermahl des Tages Gottesdienst; und leben ordentlich und friedlich mit einander. Zieht mein Amt mir viele Leute zu, so verkürze ich meine Arbeit mit denselben so viel möglich damit, daß ich dazu bestimmte Zeiten aussetze. Zweimal in der Woche speise ich mit meinen Freunden öffentlich. Zu Hofe gehe ich selten, und nur wenn es meine Pflicht erfodert in dem öffentlichen oder Kabinetsrath zu erscheinen. Wenn das Parlament sitzet, gehe ich eher zu wenig als zu viel hinein; und bestrebe mich also so viel ich kan, mich von der Welt los zu machen, und derselben abzusterben. Mein Alter und Schwachheiten, da ich bald mein siebenzigstes Jahr antreten werde, erinnern mich, daß ich mich als einen Bürger eines bessern Vaterlandes ansehen, und fertig halten müsse, die Reise dahin anzutreten. Sie werden mir einen freundlichen und wohlgelegenen Beistand leisten, wenn Sie Ihr Gebet mit dem meinigen um eine glückliche Ueberkunft verbinden. Ich werde hinwiederum nie ermangeln, Ihnen, da Sie noch eine längere Wallfahrt vor sich haben, alles Heil dazu anzu-

wünschen. Gehen wir gleich auf etwas verschiedenen Nebenpfäden, so halten wir uns doch an einer Heerstrasse, weswegen ich versichert bin, daß wir am Ende unser Reise wieder zusammen kommen werden. Bis dahin befehle ich Sie mit dem aufrichtigsten Herzen dem Schutze und Segen unsers himmlischen Vaters, und verbleibe mit ungefärbter Liebe und Hochachtung, geliebter Vater, Ihr treuer Freund und Diener in Christo W. von Canterb. Lambeth-House, den 7ten Christm. 1726.

Sr. Gn. sassen nach diesem noch einige Jahre auf dem Erzbischöflichen Stul; wurden aber gegen ihr Lebensende dergestalt von Alter und Krankheit erschöpft, daß ein Theil ihrer Amtssorge dem Dr. Edmund Gitson, Bischof von London, aufgetragen wurde; welchem es dem zu Folge oblag, die Candidaten zu allen geistlichen Bedienungen bei Hofe vorzuschlagen. Nachdem unser Erzbischof unter stetiger Abnahme seiner Leibes- und Gemüthskräfte nahe an das achtzigste Jahr gekommen, sank er, in seinem Pallaste von Lambeth, den 24. Jänn. 1737. in des Todes Arme, und wurde ohne Gepränge zu Croydon begraben.

Ausser den schon genanten Büchern hat er noch herausgegeben: Apreparation for death &c. Vorbereitung zum Tode, in einem Schreiben an eine junge Dame in Frankreich bei ihrer letzten

Krank-

Krankheit. Die vierte Auflage kam 1688. in 12. zu London heraus. Ferner: A Letter from several french ministers &c. Schreiben etlicher nach Deutschland geflüchteter Französischer Prediger von der Verfolgung in Frankreich, an ihre Brüder in England, welche des Königs Erklärung von der Gewissensfreiheit angenommen haben. Wir haben auch drei Bände seiner Predigten, Einweihungsreden ꝛc. Hr. Mills von Croydon, räucherte seinem eignen Rednertalente, wie er dem Erzbischof gar zu starken Weihrauch streuete, indem er ihn zur Höhe seines Vorwesers, Dr. Whitgift erhob. Doch davon will ich nicht reden. Ich will nur gedenken, daß Hr. Mills seine Lobrede mit verschiedenen Proben von Sr. Gn. Freigebigkeit und Mildthätigkeit beschließt, sowohl weil es nachahmungswürdige Handlungen sind, die dem Verfasser genau bekant seyn musten, als auch, weil seine Ausdrücke einen Begrif geben von dem ungefügten Vortrag, welcher die Wahrheit mehr verstellet, als verschönert. Endlich, sagt er, kan er mit dem Erzbischof Whitgift, in Absicht auf seine grosse und milde Liebeswerke, verglichen werden, da er gewaltige Summen auf öffentliche Gebäude und derselben Verbesserung verwendet hat. Eine jede Stadt worin S. Gn. eine Bedienung gehabt hat, stattet ein Zeugniß von der Großmuth seiner Seele ab. Exeter kan sagen, welche Verbesserungen er

daselbst als Dechant gemacht. Bugden, die Residenz des Bischofs von Lincoln, kan rühmen, daß der Bischöfliche Pallast nie so gut verbessert, nie so gut geschmücket worden, als wie S. Gn. der wachsame Oberaufseher dieses Stifts war. Er war kaum auf den Erzbischöflichen Stul von Canterbury erhoben, so ließ er schon eine genaue Untersuchung anstellen, was etwa in den beiden Bischöflichen Pallästen zu Lambeth und Croydon verfallen wäre, deren Ausbesserung ihm nicht weniger als 11,000 Pfst. gekostet hat. Eine ungehäure Summe! Eine weit grössere Summe, als, meines wissens, jemals ein Erzbischof seit der Reformation auf diese Art verwendet hat. Diese Großmuth war nicht bloß zu denen Gebäuden, die der Erzbischof in gutem Stande zu unterhalten verpflichtet ist, beschränket. Das alte Predigerhaus zu Croydon wurde ganz niedergerissen, und auf Kosten des Erzbischofs, die sich auf 700 Pfst. beliefen, ein neues, starkes und schönes Gebäude i. J. 1730. aufgeführet; und was diese edle Handlung noch preiswürdiger macht, so wurde dies Werk beschlossen und ausgeführet, ohne jemands Ansuchen, lediglich auf Vorsprache seiner Gemalin. Eben so wenig darf vergessen werden, daß er in seinem Pallaste die Leute von Ansehen so höflich und gastfrei bewirthet; den Unglücklichen und Elenden beständig unter die Arme gegriffen; eine grosse Anzahl

armer

armer Einwohner gekleidet und gespeiset; und den Nothdürftigen, die ihre Armuth nicht gern kund thun wollten, milde Gaben zugeschicket.

S. Gn. haben keinen Sohn, aber sechs Töchter nachgelassen; wovon die älteste, Almey, verheirathet worden an Henry Seymour Esq. von Handford in Dortsetshire: die zweite Etheldred, an Thomas Bennet Esq. von Norton Bavant in Wiltshire; die dritte Hester, erstlich an Richard Broderip Esq. von Mapperton in Dortsetshire, und hernach an Thomas Strode von Parnham Esq. eben daselbst; die vierte Dorothy, an James, ältesten Sohn von Sir James Pennyman von Ormsby in Yorkshire, Baronet; die fünfte Magdalen, an William Churchill Esq. von Henbury in Dortsets. und die sechste Mary, an John Lynch, Theol. Dr. und Dechant von Canterbury. In seinem Testament hat er alle seine gedruckte Bücher und Handschriften, samt einer treflichen Samlung von Münzen, welches insgesamt auf 10,000 Pfst. geschätzet wurde, dem Christ-Church-College zu Oxford, seinem Erziehungsorte, geschenket. Sein Nachfolger im Erzbischofthum war der sehr gelehrte und fromme Dr. John Potter.

** * **
* ** *

V.

Fortgesetzter Auszug

aus den

philosophischen Transactionen

der Königl. Gesellschaft.

Gentl. Magaz. 1766. Nov. p. 518.

Art. XXIII. **Eine Verhandlung über die wahre Beschaffenheit der Ausdünstung, und verschiedene Erscheinungen der Luft, des Wassers und siedender Feuchtigkeiten. Von Hugh Hamilton, der G. G. Dr. und Professor der Physik in Dublin.**

Man hat die Verdünnung des Wassers in einen Dampf, und dessen Emporsteigen in den Dunstkreis auf verschiedene Art zu erklären gesucht. Einige haben angenommen, daß die Feuertheilchen, welche sich an die Wassertheilchen gehänget, solche moleculas, oder kleine Körperchen ausmachen, die specifisch leichter als die Luft sind. Dr. Halley glaubt, durch die Hitze würden die Wassertheilchen

in

in hole Kügelchen formiret, welche, weil sie mit einer feinern und verdünneten Luft angefüllet seyn, dadurch leichter als die äusserliche Luft würden. Dr. Desaguliers meinet, das Aufsteigen des Wassers in Dämpfen komme daher, daß es sich in einen elastischen feinen Dunst verwandelt, welcher dünner als die Luft wird, durch die verschiedene Grade der Hitze, welcher die Körper in verschiedenen Jahrszeiten ausgesetzt sind. Dr. Hamilton glaubt, daß alle diese Begriffe auf einem falschen Grundsatze ruhen. Er behauptet, daß die Ursache der Ausdünstung nicht die Wärme sey. Wäre, sagt er, die Wärme die einzige Ursache der Ausdämpfung, so müste das Wasser in einem verschlossenen warmen Zimmer geschwinder ausdämpfen, als wenn es an einem kältern Orte steht, wo die Luft darüber wegströmet, welches aber der Erfahrung entgegen ist. Er merket dabei an, wenn die Ausdünstung des Wassers aus einer Verdünnung desselben durch die Wärme entstünde, so würde es alsdann nicht ausdünsten, wenn es durch die Kälte der Luft verdicket wird, welches letztere doch die Erfahrung lehret. Das Wasser wird nach und nach immer mehr verdicket, bis es gefrieret; da es aber, nachdem es gefroren ist, im Zustande seiner grössesten Verdickung, noch ausdünstet, so wird es gewiß in den vorhergehenden Graden stets ausdünsten. Er macht die richtige Anmerkung, daß die

natürlichen Erscheinungen von einerlei Art, auch einerlei Ursache haben: daß das Emporschweben des Wassers in der Luft, des Salzes im Meere und anderer schwerer Körper in denen Feuchtigkeiten, worin sie aufgelöset sind, Erscheinungen von einerlei Art sind, und daraus mit Recht geschlossen werde, daß sie auch eine gemeinschaftliche Ursache haben. Er schließt, daß, was wir Ausdämpfung nennen, nichts anders als eine allmälige Auflösung des Wassers in der Luft sey, welche eben wie andere Auflösungen, durch Anziehung, Bewegung und Wärme bewerkstelliget wird. Zum Beweis dieser Hypothese, betrachtet er die Natur der Auflösung überhaupt, und vergleicht ihre Eigenschaften und Wirkungen mit den Eigenschaften und Wirkungen der Ausdämpfung.

Die Auflösung ist, nach seiner Erklärung, eine so innige Vereinigung der Theilchen eines Körpers mit den Theilchen einer Flüßigkeit, daß das Ganze wie eine aus gleichartigen Theilen bestehende (homogeneous) Masse aussieht, und so durchscheinend bleibt, als die Flüßigkeit vorhin war. Diese Auflösung soll daher entstehen, daß die Theilchen des von einer Flüßigkeit umgebenen Körpers sich einander nicht so stark anziehen, als sie von der Flüßigkeit angezogen werden, weswegen sie sich von einander trennen, mit der Flüßigkeit vereinigen, und in derselben sich empor halten müssen. Er zeiget

get darauf durch verschiedene Versuche, daß eben eine solche gegenseitige Anziehung zwischen Wasser und Luft ist, als zwischen den Theilchen zweener Körper, deren einer den andern auflöset, verspüret wird. Da in andern Fällen das Kennzeichen einer vollkommenen Auflösung dieses ist, daß die Flüßigkeit durchscheinend bleibt, so erinnert er, daß, da die Luft Wassertheilchen enthält, und doch vollkommen durchscheinend bleibt, man mit Recht daraus schliessen könne, daß das Wasser in derselben vollkommen aufgelöset sey. Man möchte hiegegen einwenden: das Durchscheinen sey nur ein Kennzeichen einer vollkommenen Auflösung, wenn der aufgelöste Körper vorhin dunkel oder undurchsichtig gewesen, eine Mischung von zween durchscheinenden Körpern aber müsse für sich durchscheinend seyn: allein Dr. H. erinnert, daß eine Mischung von Wasser und Luft, welche beide durchscheinend sind, nicht allezeit auch durchscheinend sey, und bestättiget dieses mit den Beispielen des aus Wasser und Luft bestehenden Schaums, einer Wolke oder eines dicken Nebels.

Hierauf vergleicht er die Eigenschaften der gewöhnlichen Auflösungen mit den Eigenschaften der Ausdünstung in verschiedenen merkwürdigen Beispielen. Die Ausdünstung wird befördert durch den Strom frischer Luft, die über die ausdünstende Flüßigkeit hinwegstreicht; die Auflösung aber durch

Umrüh-

Umrührung. In beiden Fällen werden frische Theilchen der auflösenden Feuchtigkeit zur Berührung des aufzulösenden Körpers gebracht, statt derer Theilchen, welche davon schon gesättiget sind, oder von dem aufgelöseten Körper schon so viel an sich genommen haben, als sie zu tragen vermögend sind. Wirft man ein Stück Zucker in ein Glas mit kaltem Wasser, und rühret dieses nach einer Weile sanft um, so wird das vom Zucker schon gesättigte Wasser in gekräuselten Wolken emporsteigen, das Wasser etwas undurchsichtig machen, und verursachen, daß die durch dasselbe gesehene Gegenstände eine zitternde Bewegung zu haben scheinen. Der von siedendem Wasser aufsteigende Brodem oder Dampf, stellet sich in wirbelnden Wolken dem Auge dar, und macht die Luft dunkel, bis die Auflösung vollendet worden. Wenn man bei stillem heissen Sonnenschein über einen feuchten Boden hinwegsiehet, so scheinen die durch den aufsteigenden Dunst gesehene entferntere Gegenstände eine zitternde Bewegung zu haben. Dies ist die Ursache des Funkelns der Sterne; weil nämlich die Wassertheilchen, welche des Tages über vollkommen aufgelöset waren, anfangen durch die Kälte der Nacht sich zu präcipitiren. Wärme und Kälte befördern und hemmen auch zugleich beides die Auflösung und Ausdämpfung. Die Wärme befördert beides, weil sie die Körper ausdehnet, wodurch die Zwi-

schen-

schenräumlein erweitert, mithin die zusammenhängende Anziehung vermindert wird.

Die Quantität eines aufgelöseten Körpers und einer ausgedünsteten Flüßigkeit steht, wenn sonst alles gleich ist, mit der Quantität ihrer Oberfläche in Gleichmaasse. Kälte wird durch die Auflösung und Ausdünstung zuwege gebracht, und je geschwinder die Auflösung und Ausdünstung vor sich geht, je grösser ist die Kälte. Eine Auflösung von Schnee in Salpetergeist bringt eine so heftige Kälte zuwege, daß das Queckſilber davon gefrieret: dasselbe thut die Ausdünstung des Weingeists, wenn er mit einer Feder an die Blase eines Thermometers gerieben wird, unter einem stetigen Strom von Luft.

Nachdem der Verfasser seinen Grundsatz beides durch Vernunft und Erfahrung bestättiget, erkläret er aus demselben verschiedene Erscheinungen der Dunstkugel, das allmälige Aufsteigen der Dünste von der Erde, die Formirung der Wolken, das Herunterfallen des Thaus und Regens, die grössere Höhe der Wolken im Sommer als im Winter, und viele andere mehr; wodurch seine Gründe beides erläutert und bestättiget werden. Auch giebt er folgende Erklärung von dem beständigen Aufbrudeln der Blasen in siedendem Wasser: Die Theile des Wassers, welche unten am Boden liegen, werden am ersten heiß, und weil sie demnach

ausge-

ausgedehnet und leichter werden, heben sie sich in die Höhe, und verwechseln ihren Platz mit den kältern und schwerern Theilen; hieraus entsteht die innerliche Bewegung in einer Flüßigkeit, welche anfängt heiß zu werden. Wenn die Theile unten am Boden des Gefässes einen solchen Grad der Hitze bekommen, welcher ihnen eine hinlängliche zurückstossende Kraft giebt, um das Gewicht der Dunstkugel und der über ihnen liegenden Flüßigkeit und ihre anhängende Kraft zu überwinden, werden sie sich plötzlich in Blasen ausdehnen und nach oben steigen.

Dieser Artickel ist einer von den wenigen, welche die Grenzen der Wissenschaft, durch Ausspürung neuer Wahrheiten erweitern.

Art. XXIV. Physikalische und meteorologische Wahrnehmungen, Muthmassungen und Sätze. Von Dr. Benj. Franklin, d. R. Dr. *).

Dieser Artickel, welcher vor 9 Jahren der Königl. Gesellschaft mitgetheilet worden, enthält die ersten Grundsätze des vorhergehenden. Wasser und Luft, sagt Dr. Franklin, ziehen sich wechselsweise einander an. Daher löset das Wasser sich in der Luft auf, wie das Salz im Wasser.

Art.

*) Diesen Artickel findet der Leser vollständig übersetzt im N. Br. Magaz. 1. B. 3. St. S. 531. welches wegen eines Druckfehlers die zweite S. 531. ist.

Art. XXV. Historische Gedenkschriften, betreffend die Blatterbelze in Amerika. Von Benj. Gale, Mag. und Arzt in Neu-England.

Aus diesen sowohl als allen andern Schriften dieser Art erhellet, daß die Einpfropfung der Blattern ein sehr heilsames Mittel sey, das Leben der Menschenkinder zu erhalten. Man kan derhalben hoffen, Aberglauben und Thorheit werden endlich gestehen, daß sie Gott nicht mißfällig seyn könne. Denn daß ein Mittel, welches überhaupt dem menschlichen Geschlechte vortheilhaft ist, sollte in irgend einem besondern Falle vor Gott strafbar seyn, kan mit denen Begriffen von Gottes Eigenschaften, die uns entweder Vernunft oder Offenbarung lehren, nicht bestehen. Es ist aus diesen Gedenkschriften auch zu ersehen, daß der Gebrauch des Queckfilbers die Einpfropfung viel glücklicher gemacht habe, als sie vorhin gewesen ist. Denn bestättigte Vorfälle lehren, daß ohne Einpfropfung von 7 oder 8 einer sterbe. Bei der Einpfropfung ohne Queckfilber, von 80 bis 100 einer; bei der Einpfropfung mit Queckfilber aber von 800 bis 1000 nur einer. Von dem Gebrauche des Queckfilbers bei den Kinderblattern, hat Boerhave, welcher 1738. starb, den ersten Wink gegeben, und es ist am allersten von unsern Aerzten in den Amerikanischen Colonien versucht worden, ungefähr i. J.

1745.

1745. Es wird übrigens wohl angemerket, man müsse bei der Einpfropfung Sorge tragen, daß daraus keine natürliche Ansteckung erfolge, weil dieselbe sonst, wenn gleich alle Eingepfrofte genesen, mehr Menschen tödten würde, als sie retten kan.

Art. XXVI. Nachricht von einer Wage von einer neuen Erfindung. Von William Ludlam.

Art. XXVII. Eine auf Versuche gegründete Untersuchung des mineralischen elastischen Geistes oder Luft, welcher in dem Spawasser enthalten ist; und des mephitischen oder schädlichen Dunstes dieses Geistes. Von William Brownrigg, M. D.

Dr. B. nimt an, daß etliche Mineralwasser mit einem Dunste geschwängert sind, welcher dem sich entzündenden Dampfe, der in den Kohlenminen oft so viel Unglück anrichtet, eine grosse Aehnlichkeit hat; und daß andere mit demjenigen höchst subtilen und wirksamen Dunste gesättiget sind, welcher an vielen Oertern aus Quellen, stehenden Seen und Erdschlünden hervorsteiget, und sich dadurch entdecket, daß er Flammen auslöschet, und alle lebendige Thiere, die darin Athem schöpfen, ersticket. Dieser mephitische Dunst ist, wie er sagt, eine gewisse Art Luft oder stets elastisch bleibende Flüßigkeit:

keit: er glaubt, daß er ein Ingredienz des Pyrmonter und Spa-Wassers, auch aller andern Wasser sey, welche wegen ihres scharfen Geschmacks Saurbrunnen genennet werden, und daß er das flüchtige Principium dieser Wasser, welches man ihren Geist nennet, und worauf ihre Kraft sich vornämlich gründet, ausmache. Es werden verschiedene Versuche angeführet, in welchen aus den Spa-Wasser ein Dunst gezogen worden, welcher sich mephitisch erwies, indem er verschiedene kleine Thiere, die darein gehalten worden, in etlichen Minuten tödtete. Wenn dieser Dunst herausgezogen worden, wird das Wasser schaal und trübe, läßt seine Erde niederfallen und will mit Galläpfeln nicht purpurfärbig werden.

Art. XXVIII. Auszug eines Schreibens des Hn. Gale in Neu-England, betreffend den glücklichen Gebrauch des Salzes bei dem Bisse einer Klapperschlange.

Eine Person, welche von einer Klapperschlange gerade über den Schuh so stark gebissen war, daß der Zahn der Schlange fast einen halben Zoll tief hineingedrücket worden, machte alsobald ein enges Band über der Wunde. Etwa zwo Stunden hernach schwoll das Bein und der Fuß unter dem Bande gewaltig auf, wobei sich ein Eckel einfand. In diesen Umständen machte Hr. Porter,

ein Wundarzt, eine tiefe Scarification, rieb die Wunde stark mit Salz, und legte eine feuchte Charpie über das Salz und die Scarification. Das Band ließ man sitzen, des folgenden Morgens aber hatte die Geschwulst sich geleget; man legte dasselbe wieder drauf, und der Patient genas vollkommen, ohne etwas anders zu gebrauchen.

Art. XXIX. Auszüge aus 3 Briefen des Ritters Eyles Styles, von einigen neuen in Neapel verfertigten Vergrösserungsgläsern und derselben Gebrauche.

Diese Gläser sind kuglicht, und vom Vater di Torre, einen überaus leutseligen und Wahrheit liebenden Mann, verfertiget, welcher vier derselben der Königl. Gesellschaft zugeschicket hat. Ihre Durchmesser und Vergrösserungen sind von folgender Beschaffenheit. N. 1. hat ungefähr 2 Parisische Puncte *) im Durchmesser, und vergrössert den Gegenstand im Durchmesser über 640 mal.

N. 2 und 3 von einem Parisischen Punct, vergrössern 1280 mal.

N. 4. von einem halben Parisischen Puncte, vergrössert 2560 mal.

Die

*) Ein Parisischer Point oder Punct ist der 6te Theil einer Linie, mithin, da eine Linie der 12te Theil eines Zolls ist, der 72ste Theil eines Zolls. Demnach ist der Durchmesser des kleinesten dieser Vergrösserungsgläser nur der 144ste Theil eines Zolls.

Die grösseste Beschwerde bei diesen Gläsern ist die Schwierigkeit sie zu behandeln, und in die kleine meßingene Einfassungen zu bringen. Wenn man mit einer feinen an der Spitze der Zunge eben benetzten Nadel, die mit einem bequemen Instrument muß gehalten werden, einen kleinen Glassplitter aufhebet, und in die Flamme einer Lampe hält, schmelzt derselbe, und wird in dem Augenblick, da er schmelzt, zu einer kleinen Kugel. Ist das Vergrösserungsglas überaus klein, so muß der Gegenstand so nahe davor gehalten werden, daß, wenn dieser dunkel ist, kaum so viel Licht darauf fallen kan, als erfoderlich ist, ihn zu betrachten. Dieser Schrift ist eine Anweisung des V. di Torre zum rechten Gebrauch seiner Gläser, und etliche merkwürdige Beobachtungen des menschlichen Bluts beigefügt. Er hat bemerket, daß die rothen Blutküglein in der Mitte durchboret sind, und der Ring aus Gliedern zusammengesetzt ist, wie etwa eine Korallen- oder Perlenhalsschnur.

Art. XXX. Enthält etliche merkwürdige Beobachtungen, betreffend die Geschlechter der Pflanzen, von dem Ritter Eyles Styles.

Er bringt verschiedene Gründe vor, zu beweisen, daß die Blüte aller Vegetabilien, nach ihrer ursprünglichen Anlage Zwitter sind, obwohl nicht

allezeit beide Organa zu sehen sind, und erkläret einige sehr curiöse, die Schwängerung der Vegetabilien betreffende Zeichnungen des Professor Cyrillo von Gegenständen, die durch die Vergrösserungsgläser des Vater di Torre betrachtet worden.

Art. XXXI. Nachricht, wie es mit dem Vorfall der Anne James, welche grünen Schierling wider den Krebs gebraucht, abgelaufen *). Von Josiah Colebrooke.

Aus dieser Nachricht ist zu ersehen, daß, obschon die Anne James, welche den Krebs hatte, im Christmonate 1763. ein Jahr lang den grünen Schierling mit anscheinenden ziemlichen Nutzen gebraucht hatte, es sich doch gezeiget, daß derselbe nur ein Palliativ sey.

Hr. Colebrooke hatte im Heumonate 1764. vernommen, daß ein Schirrhus an der rechten Brust, welcher, wie sie den Schierling zu gebrauchen angefangen, nur klein gewesen, sich sehr vergrössert hätte, schwarzgelb aussähe, etwas Feuchtigkeit ausschwitzte und schmerzhaft wäre. Er ließ ihr etwas Blut abnehmen, Rhabarber oder Magnesia gebrauchen, und die Schierlingskur wie vorhin fortsetzen. Aeusserlich verordnete er eine Unze von gemeinem Blei so dünn als möglich zu schaben, und in 2 Unzen Salatöl zu werfen, welches täglich zween

*) S. N. Brem Mag. B. I. S. 436.

zween bis drei Tage lang muste geschüttelt werden. Nachdem es sich zu Boden gesetzet, wurde ein Stück Leinwand mit dem Oehl benetzet, und auf die schadhafte Stelle gelegt. Dieses wurde täglich wiederholet, und das Oehl jedesmal vor dem Gebrauche geschüttelt, damit es desto besser die trocknende Kraft des Bleis annehme. Auch verordnete er, wenn die Pein anhalten sollte, folgendes Kataplasma: Grüne Schierlingsblätter eine Unze in ein wenig Milch so lange gekocht, bis sie mürbe werden. Dies wird mit gemahlenen Leinsamen oder Habergrütze und ein wenig Oehl verdicket, und lauwarm über den ersten Verband geleget, ein oder zweimal des Tages. Im Herbstmonate 1764. besuchte sie Hr. C. Sie klagte, daß die Pein in der rechten Brust zugenommen hätte, aber in der linken, worüber sie allererst geklaget, keine Schmerzen mehr empfände. Bei Besichtigung der schmerzhaften Brust, fand er, daß die Warze sich hineingezogen, und der Schirrhus blauroth geworden, wiewohl der Ausfluß unbeträchtlich war. Er gab ihr den Rath bei dem Gebrauche des Schierlings und ihrem vorigen Verhalten zu bleiben. Im Mai 1765. war die Pein so stark geworden, daß man genöthiget wurde ihr Opiate zu geben. Der Ausfluß aus der Brust war, wie bei Krebsen gewöhnlich, häufig und stinkend. Im folgenden Herbstmonate starb sie.

Art XXXII. Nachricht von den Wirkungen des Blitzes in Pembrocke College zu Oxford, d. 3. Brachmonats 1765. Von Hn. Griffith.

Der Blitz schlug an der Südseite des Pembrocke College an vier verschiedenen Stellen in demselben Augenblicke ein. Der erste Stral schlug die Feuermauer eines Kamins, etwa 12 Fuß unter dem Gipfel ab. Der andere fuhr in die unbewohnte Bodenkammer unter dem Kamin, zerschmetterte die Oberdecke gänzlich, und sprengte ein Fenster an der Nordseite hinaus. Der dritte schlug in das darunter liegende Zimmer, welches Sr. Ehrw. Hn. John Collins, Fellow des Collegiums gehörete, der zum Glück aus der Stadt war. Ein eiserner Fensterrahmen welcher offen stand, litte nur wenig, aber der Vorhang und das Gestell, woran er hieng, wurde 20 Fuß nach der entgegen stehenden Ecke des Zimmers getrieben. Der Fenstersitz und dessen Getäfel wurden zu Trümmern geschlagen: einige Porcelainstücke und Gläser, welche in ihrem Schranke standen, wurden sehr beschädiget, und zween Näpfe mit verguldeten Ränden hatten da, wo das Gold fehlete, dreieckigte Kerben oben am Rande bekommen. Auf dem untersten Brette hatte ein groß Trinkglas lange umgekehrt gestanden, und sich muthmaßlich wegen der Oehlfarbe ans Brett angeklebet. Dies war

fast

fast zu Staube geschlagen, wovon ein Theil auf dem oberen Brette lag; vielleicht von der schnellen Ausdehnung der darin enthaltenen Luft. Die Köpfe der Theebüchsen waren gleichfalls, vermuthlich aus derselben Ursache, abgeschlagen. Die Theelöffel waren fast schwarz, wiewohl dieses nicht dem Schwefel zuzuschreiben war, sondern einer kleinen Quantität Queckfilbers, welches aus einem zerbrochenen Barometer genommen, und auf die Bretter des Schrankes gesetzet worden. Der vierte Stral schlug in ein dem Hn. Williams gehöriges Zimmer unter des Hn. Collins seines, an der Erde, und that vielen Schaden, doch keine ungewöhnliche und merkwürdige Würkungen, ausser, daß er etliche Holzsplitter in der Länge gleich Pfeilen, durch eine starke mit Leimen abgeschmierete Bretterwand getrieben. Man dachte anfänglich, daß es nur ein Stral gewesen, der allen diesen Schaden gethan, und unregelmäßig von einem Orte zum andern im Gebäude herumgeschlagen hätte: allein nach genauer Besichtigung fand sich augenscheinlich, daß es verschiedene Stralen müssen gewesen seyn, weil die Richtungen des von aussen eingeschlagenen Blitzes an allen Oertern des Hauses, wo Schaden geschehen, einerlei waren, welches nicht hätte seyn können, wenn es nur ein Stral gewesen wäre: denn die Oerter waren in einer solchen Lage, daß ein Stral nicht zween derselben hätte er-

reichen können, ohne die Richtung zu verändern.

Art. XXXIII. Nachricht von der Natur und Formation der Schwämme. Von J. Ellis, Esq. d. K. G. M.

Diesen Artickel findet der Leser vollständig verdeutscht, N. Brem. Mag. B. 1. S. 481 bis 491.

Art. XXXIV. Schreiben von John Hope, Dr. und Prof. der Med. und Botanick zu Edinburg, worin er anzeigt, wie er die wahre fremde Rhabarber aus dem Samen der Rheum palmatum, welchen Dr. Mounsey ihm zugesand, gezogen habe.

Diesem Schreiben ist eine botanische Beschreibung der Pflanze und Abbildung derselben im Kupferstiche beigefüget.

Art. XXXV. Historische Nachricht von der im J. 1759. eingetroffenen Wiederkunft des berüchtigten Kometen von 1682.

Es gehen dabei zwo Tabellen. Die 1ste stellet vor die geraden Ascensionen und Declinationen der Sterne, bei Erscheinung des Kometen. Die 2te die Stellen seiner Erscheinung bei seiner Wiederkunft.

Art. XXXVI. Verhandlung von dem Durchgange der Venus im J. 1769.

Ende des LV. Bandes.

Auszug

Auszug

aus dem LVI. Bande

der Philosophischen Transactionen

für das Jahr 1766.

Gentl. Mag. 1767. Aug. p. 417.

Art. I. Beobachtungen der Sonnenfinsterniß von 1765. d. 16. August zu Paris.

Die Berechnungen sind überaus detailliret und vollständig angegeben. Da aber bei den vielen von Abschriften genommenen Abschriften sich leicht Fehler in die Menge Zahlen einschleichen, welches dem Liebhaber der Astronomie alles Vergnügen verderben würde, so wird er am besten thun, sich zum Werke selbst zu wenden.

Art. II. Anmerkungen über die Palmyrenische Inschrift zu Tieve. Von Johann Swinton.

Den Stein, worauf diese Inschrift steht, besitzet itzt der Lord Besborough. Nachdem Hr. Swinton denselben betrachtet, hat er in dieser Schrift einige Fehler einer ehemaligen Erklärung derjenigen unrichtigen Abschrift, die Hr. Pietro

della Valle gegeben, verbessert. Die Englische Uebersetzung, welche er davon giebt, sagt folgendes:

Jupiter dem Donnerer (sey) ewig Ehrerbietigkeit. Agathangelus widmet (ihm dieses) bedeckte Bette.

Art. III. Nachricht von dem Sommersham-Wasser in der Grafschaft Huntingdon. Von Daniel Peter Layard, M. D. und Michael Morris, M. D.

Dieses Wasser ist schon seit vielen Jahren unter dem Namen von Somersham-Spa bekannt gewesen. Es entspringt aus dem Abhange eines kleinen Berges auf einer Heide, an der Heerstrasse zwischen S. Ives und Somersham. Wo es stehen bleibt, färbt es den Thongrund mit einer Ackerfarbe, und wenn es still steht, wird es mit einer dicken vielfärbigen Haut bedecket. Im Frostwetter hat man wahrgenommen, daß sich Stalactiten rund um den Rand des Beckens gesetzt haben, welche, wie man bei genauer Untersuchung befunden, aus einem mit Eisen-Vitriol geschwängerten Selenit formiret worden, wobei die Farbe in ein rostiges Gelb sich verändert. Wenn das Somersham-Wasser im Sommer getrunken wird, ist es kühl, rasch, und von einem herben, scharfen, rostigen und etwas Dinten-ähnlichen, aber nicht unangenehmen Geschmack. Durch viele angestellete Versuche

suche hat man gefunden, daß es enthalte: Eisen, aufgelöseten Feuerstein, ein vitriolisches Sauer, eine Kalkerde, Oker, Selenit, ein muriatisches Salz welches sich nicht christalliſiret, und Allaun. Man glaubt, daß es von allen andern mineralischen Wassern in Großbritannien und Irrland sehr verschieden sey, indem weder Rutty noch Lucas jemals vermögend gewesen, aus allen denen Wassern, die sie untersuchet haben, Alaunchristalle hervorzubringen, welche doch dieses Wasser gegeben hat. Man sagt, daß es sehr stark auf den Stein gewirket habe, sich wohl mit dem Blute vermische und sichtbarlich im Urin weggehe.

Art. IV. Nachricht von einer bisher noch nicht bekannt gemachten Münze der Kaiserin Krispina. Von Joh Swinton.

Diese Münze, welche ehemals in dem Kabinet des berühmten Professors Ott gewesen, fiel vor einigen Jahren dem Hn. Swinton in die Hände. Sie ist ungefähr von der Grösse der mittlern Römischen Kupfermünzen, und ziemlich wohl erhalten, doch von schlechten Gepräge. Auf der einen Seite ist der Kopf der Krispina, des Kaisers Commodus Gemalin, mit der griechischen Legende: ΚΡΙΣΠΕΙΝΑ ΣΕΒΑΣΤΗ. Krispina die Kaiserin; und auf den Revers: ΔΑΡΔΑΝΟΣΣΗΝΩΝ. Der Dardanossener. Die Dardanossener

nossener waren die Einwohner von Dardanossa, oder Daranissa, einer Stadt in Sophene, einer Provinz des grössern Armeniens, welches zur Zeit des Commodus den Römern unterwürfig war. Man glaubt, daß diese Münze eine Stelle des Ptolomäus, wo statt Dardanossa fehlerhaft Daranissa gelesen wird, verbessere.

Art. V. Beobachtungen der Sonnenfinsterniß von 1765. d. 16. August. Von Professor Lulofs.

Art. VI. Schreiben des Dr. Parsons, das doppelte Horn des Nasenhorns betreffend.

Dr. Parsons gab in den Philosophischen Transactionen 1743. eine Naturgeschichte des Nasenhorns heraus; war aber damals nicht im Stande, der Gesellschaft ein doppeltes Horn vorzuzeigen. Dies hat er nun hiemit gethan, nachdem ihm ein solches von dem Vorgebirge der guten Hofnung durch Hn. Macguire gebracht worden *). Eine Abbildung desselben in Kupfer ist diesem Schreiben beigefügt; und Dr. P. erinnert, daß, da man nunmehr weiß, daß in Afrika ein ganzes Geschlecht dieser Thiere, welche allezeit ein doppeltes Horn auf der Nase haben, angetroffen wird, dadurch

*) Man kan hier in Bremen verschiedene derselben zeigen.

dadurch die Lesart einer Stelle des Martials gegen Bocharts Kritik gerechtfertiget werde. Martial sagt in einem seiner Sinngedichte, welches ein vom Domitian gegebenes Thiergefechte zum Gegenstande hat,

Namque grauem gemino cornu sic extulit vrsum.

Bochart aber, welcher von einem doppelten Horn nichts wuste, machte diese Veränderung:

Namque graui geminum cornu sic extulit vrum.

Hr. Mattaire stellete auch nur ein Horn, war aber der Meinung, daß geminos vros müsse gelesen werden, als welches zierlicher wäre, worin er Dr. Mead und Douglas zu Nachfolgern gehabt, nur daß diese vrsos statt vros gesetzet, und geglaubet, daß der Rhinoceros nicht zween wilde Stiere, sondern Bären, in die Luft geworfen. Dr. Mead hat endlich noch ein doppeltes Horn gesehen, und deswegen seine Meinung geändert.

Art. VII. Zween Briefe von Sr. Ehrw. William Borlace, Verfassern der Historie von Cornwall.

Diese Briefe giengen begleitet mit einer Probe von ausgegrabenen gediegenen Zinn, dessen Daseyn von allen so alten als neuen Mineralkennern schlechterdings

terdings geläugnet worden. Hn. Borlaces Beschreibung der gesandten Probe ist diese: Im letztverwichenen Maimonate fanden bei S. Austle einige von denen Arbeitern, die das Wasser ableiten, einen grossen, etwa sechs Pfund schweren Klumpen Zinnerz, von unförmlicher Gestalt und an den Ecken gekerbet. Er lag ohngefähr 5 Fuß unter der Erde, in der Mitte der Schichte von Zinn, welche sich so reich unter dem an die Stadt stossenden Sumpfe verbreitet. Nachdem der Klumpe zerschlagen worden, zeigte sich, daß er aus zween ihn ganz umgebenden Ueberzügen oder Krusten, und einem innern Kern bestand, welcher ein mit dem reinsten zähen Zinn vermengter Quarz war. Die äussere Kruste war in ihrer mittleren Grösse ungefähr ein Achtheil Zoll dick, und von einer bräunlichen Strohfarbe. Die innere war etwas schwärzer, mit näher an einander gedrungenen Kerben, auf welchen sich einige schwache Spuren weißlichter Flecken zeigten, und ungefähr von der Dicke eines Drittheils vom Zoll. Beide Krusten umgaben eine dritte Substanz, welche aus Blätterkrystallen besteht, die neben einander sich aus einer Nath erheben, welche wie geschmolzen Zinn aussieht, und gleichsam an ihrer Wurzel liegt, und mit der zweiten Kruste zusammenhängt. Diese Krystalline Blätter sind fast so dünne als Talkblätter, und in allerlei Richtungen solchergestalt gewachsen, daß sie sich durch-

durchschneiden, und eine Menge Zellen formiren, welche viele Flecken und Körner gediegenes Zinns enthalten, welche man nicht nur offenbar sehen, sondern auch mit einem Messer einschneiden kan. Der Klumpe, wovon die vorgezeigte Probe ein Stück ist, war so reich an Zinn, daß, da von dem besten gewöhnlichen Zinnerz zwanzig Pfund nur vierzehn weissen Zinn geben, von diesem zwanzig Unzen achtzehn des reinesten Zinns lieferten. Folgendes ist das Resultat der von Emanuel Mendez da Costa hiemit gemachten Versuche.

1. Es läßt sich vollkommen ziehen und hämmern, und knarret so wie alles Zinn, wenn es zwischen den Zähnen gebogen wird.
2. In einem ofnen Feuer schmelzet es leicht, kalciniret sich an der Oberfläche, und giebt einen kleinen Rauch. Bezwingt man es durch ein stärker Feuer mit Borax, so detoniret es mit kleinen phosphorescirenden Funkeneigenschaften eines reinen Zinns.
3. Die Aetzung des Salpetergeists verwandelt es in einen weissen Kalk; gießt man zu der Auflösung Weinsteinöhl per Deliq. so präcipitiret sich nichts. Es ist also, sagt Hr. da Costa, ein lauteres Zinn.

Art. VIII. Schreiben des Edward Wortley Montague Esq.

Dieses

Dieses Schreiben ist an Hn. William Watson, M. Dr. und der K. G. M. gerichtet, handelt von einer Reise des Verfassers zu den beschriebenen Bergen in der Sinaitischen Wüste, und geht mit einer Abbildung dieser Schrift begleitet. Weil sie weder von den nach Kanaan reisenden Israeliten, aus Ursache der darunter gemischten Bildnisse; noch von den Mahomedanern, weil es deren Buchstaben nicht sind, herrühren kan, hält der Verfasser es für wahrscheinlich, daß sie in den ersten Jahren des Christenthums, von den christlich gewordenen Juden, auf ihren Wallfahrten von Jerusalem nach Sinai in die Felsen gegraben worden. Er glaubt, daß es die damals bei den Juden gebräuchliche Buchstaben seyn, und fürchtet, daß wenn auch der Sinn davon entdecket werden könte, solcher die Mühe nicht lohnen würde.

Art. IX. **Entdeckung und Beobachtungen zweener neuen Kometen auf der Sternwarte der Marine zu Paris: des einen am 8. März, des andern am 8. April 1766. Von Hn. Meßier.**

Die Fortsetzung künftig.

* * *

VI.

VI.

Auszug aus

the concise narrative of the Douglas-cause

oder

der kurzgefaßten Nachricht

von dem grossen Processe

zwischen dem

Herzog von Hamilton

und

Archibald Douglas

Sir John Stewards Sohn

betreffend des letztern

rechtmäßige Geburt und Erbfolge

in den Gütern des verstorbenen

Herzogs von Douglas.

Im Jahre 1761. starb der letzte Herzog von Douglas, und hinterließ seine Länder dem Archibald Steward-Douglas, seiner Schwester Sohn, nachdem er sein voriges Testament, worin er seine Güter der Familie von Ha-

milton vermacht, zernichtet hatte. Lady Jane Douglas, seine Schwester und des Archibalds Mutter, hatte 1746. sich in geheim in ihrem Hause bei Edenburg vermählet mit dem Obristen Steward von Grandtully, einem Mann von Familie, Ehre und einnehmenden Wesen. Er war damals schon ziemlich betaget, und Lady Jane war auch schon in ihrem sieben und vierzigsten Jahre. Der Herzog hatte einen Widerwillen gegen Hn. Steward gefasset; weil nun Lady J. von ihrem Bruder schlechterdings abhänglich war, sahe sie sich genöthiget demselben ihre Heirath zu verbergen. Indem sie aber sahe, daß dieselbe, wenn sie in Schotland bliebe, nicht lange ein Geheimniß bleiben konte, verließ sie, in der Absicht nach Frankreich zu gehen, d. 16. oder 17. Aug. sechs Tage nach vollzogener Heirath, Drumseugh bei Edenburg, in Gesellschaft von Fr. Helene Hewit einer vornehmen und tugendhaften Person, welche mit ihrer Mutter viel Umgang gehabt hatte, und zween Mägden, nämlich Isabel Walker, nunmehr Fr. Glaß, und Effy Caw. Zu Huntingdon in England traf sie den Obr. Steward an, welcher, um Aufsehen zu vermeiden, sie nicht aus Schotland begleitet hatte. Den folgenden Winter brachten sie in Uetrecht und Haag zu, bis sie gegen das Ende des Aprils 1747. nach Aken giengen, wo sie sich bis zum 1. Brachm. 1748. aufhielten. An

allen

allen diesen Oertern lebten Sir John und Lady Jane als Mann und Frau, doch so behutsam, daß ihre genaue Verbindung nicht öffentlich bekannt wurde. Denn dieselbe Ursache, welche sie aus Schotland getrieben hatte, machte auch in fremden Ländern die Geheimhaltung ihrer Ehe nothwendig. Indessen ereignete sich bald ein Vorfall, welcher sie nöthigte, die Maske abzunehmen. Am Ende des Jahres 1747. fand Lady J. sich schwanger. Ihre Vermählung durfte also nun nicht länger verborgen gehalten werden, und Lady J. schrieb, in Hofnung, daß ihr Bruder nicht länger darüber zürnen würde, an Lord Crawford, der damals bei der Armee war, mit Bitte, daß derselbe ihrem Bruder ihre Umstände bekannt machen möchte. Mittlerweile freueten sich ihre Freunde zu Aken über den glücklichen Fortgang ihrer Schwangerschaft. Unter denselben waren vornämlich Lady Wigton, Miss Primrose, Fr. Greig, Hr. und Fr. Hepburn von Keith und Fr. Hewit; welche alle eidlich ausgesagt haben, daß man der Lady J. die Schwangerschaft habe ansehen können.

Weil der bevorstehende Congreß zu Aken diese Stadt ihnen zu einen sehr unbequemen Aufenthalt machte, fand Hr. Steward es gerathen, sich mit seiner Gesellschaft nach Frankreich zu begeben. Sie traten demnach ihre Reise über Lüttich und Rheims

an, kamen den 4. Heum. 1748. in Paris, und zogen in das Hotel de Chalons, in S. Martins Strasse ein. Hier blieben sie bis zum 7. wie Lady J. merkete das ihre Niederkunft vorhanden wäre, und weil ein öffentliches Wirthshaus der unbequemste Ort für eine Frau in ihren Umständen war, sich bei einer Mad. la Brün in der Vorstadt einmiethete, wo sie d. 10. Heum. durch Beistand eines Accoucheurs, Pierre la Marre, mit welchen Mad. le Brün bekannt war, von zween Zwillingsöhnen entbunden wurde, wovon der jüngste schwächlich, der älteste aber ein starkes gesundes Kind war. Fr. Hewit hat ausdrücklich ausgesagt, daß Lady J. d. 10. Brachm. in Paris zweener Söhne genesen; daß sie bei der Geburt gegenwärtig gewesen, und beide Kinder, so bald sie zur Welt gekommen, auf ihren Schooß genommen hätte. In diesem Hause haben sie sich nach der Niederkunft der Lady J. etwa 10 Tage aufgehalten, und darauf, weil es voller Wanzen war, sich nach einer andern Wohnung, nicht ohne Gefahr der Mutter, begeben. Dies war das Haus des Hn. und Mad. Michelle, Hotel d'Anjou genant, in der Vorstadt S. Germain, auf der Strasse Serpente; wo Lady J. weil sie noch schwach gewesen, einige Zeit das Bette gehütet hat. Es ist übrigens zu wissen, daß der jüngste Sohn, weil er schwach und kränklich war, alsobald nach der Geburt, durch Besorgung

gung des Accoucheurs, auf das Land zu einer Säugamme geschicket worden. Der andere starke und gesunde blieb bei seiner Mutter in la Brüns Hause, und folgete ihr mit seiner Amme nach der Fr. Michelle. Die Lady erholete sich von Tage zu Tage sowohl in diesem Hause, als auch zu Dammartin, einem etwa 7 Lieu von Paris entfernten Dorfe, auf dem Wege nach Rheims, wohin sie, auf Anrathen des Accoucheurs, der gesunden Luft wegen sich begeben hatte. Nachdem sie hier etwa 14 Tage verweilet hatte, begab sie sich, in Begleitung ihres ältesten Sohns, nach Rheims. Vor ihrer Abreise aus Paris hatte Sir John Steward verschiedenen seiner und der Lady Freunden, beides in Frankreich und Britannien ihre Niederkunft durch Briefe bekannt gemacht. Diese sind fast alle d. 22. Heum. den 12. Tag nach ihrer Entbindung, datiret. Lady J. schrieb selbst alsobald nach ihrer Genesung den zweiten Brief an ihren Bruder den Herzog, worin sie demselben ihre glückliche Begebenheit bekannt machte, und sich mit ihren Kindern seinem Schutze empfahl. Zweifelsohne würden diese Briefe, nebst dem Vorschreiben des Lord Crawford, den Herzog bewogen haben, einer geliebten Schwester einen Schritt zu verzeihen, welcher so glückliche Folgen hatte, wenn man seinem edelmüthigen Herzen Freiheit gelassen hätte: aber

er sahe leider nicht mehr mit eigenen Augen; man hatte ihn unglücklicher Weise verblendet.

Da das Haus von Hamilton das nächste Erbrecht hatte, interessirte dasselbe die Geburt der beiden Kinder sehr stark, weil dadurch die grosse Hofnung dieser Familie, ihre ohne hin weitläuftige Länder mit den fürstlichen Gütern des alten Durchlauchtigen Hauses von Douglas zu vergrössern, mit einem male zu Wasser geworden war. Es wurde mit grossem Fleisse im Lande ein Gerücht ausgesprenget: die Lady J. hätte aus Haß gegen die Familie von Hamilton durch eine erdichtete Niederkunft Kinder untergeschoben, — sie hätte diese Kinder in Paris von der Strasse aufgenommen, — sie wäre in der Absicht mit Hn. Steward ausser Landes gegangen, und wollte mit dessen Hülfe dem edlen Stamme von Douglas einen fremden unächten Zweig einpfropfen. Der edle Eifer des Herzogs ihres Bruders entbrannte über ein so niederträchtiges Unternehmen: er entschloß sich, seine Schwester nie wieder vor seine Augen kommen zu lassen, und machte, um ihr seine höchste Ungnade aufs nachdrücklichste zu zeigen, ein Testament zum Vortheil der Hamiltonschen Familie, mit gänzlicher Ausschliessung seiner Schwester Kinder.

Itzt müssen wir zum Hn. Steward und dessen Gesellschaft, die wir bei ihrer Ankunft zu Rheims im August verlassen haben, wieder zurückkehren. Dieser wurde etwa drei Wochen, nachdem seine Eltern hier eingetroffen waren, da er ungefähr zween Monate alt war, in dieser Stadt öffentlich getauft. Lord Blantyre und Baron Macilicoat Lady Wigtons Gemahl, waren seine Gevattern; Lady Wigton aber, und Mad. Andrews als Platzvertreterin der Marquise von Lothian, Gevatterinnen. Der gerichtlich eingelieferte Auszug aus dem Taufregister ist datiret d. 22. Herbstm. 1748.

Etwa einen Monat nach der Taufe, war, nach Fr. Hewits Aussage, Lady J. wiederum in gesegneten Umständen. Wie sie aber ungefähr den dritten Monat vollendet hatte, strauchelte sie auf der Strasse, indem sie von einem Besuche der Lady Wigton nach Hause gieng. Die Verletzung, welche sie sich dabei zugezogen, verursachte, daß sie des folgenden Tages, in dem Hause der Fr. Mayette einer Wittwe, wo sie wohnete, misgebahr. Dieser Vorfall wird durch viele Zeugen, die in den wesentlichen Umständen mit der Fr. Hewit übereinstimmen, bestättiget.

Wie die Gelegenheiten dieser Familie sie nöthigten nach Britannien zurück zu kehren, traten sie

vorher im Wintermonate 1749. wiederum eine Reise nach Paris an, um den jüngsten Sohn Sholto, der nunmehr ungefähr 16 Monate alt war, und sich in Ansehung seiner Gesundheit sehr gebessert hatte, abzuholen. Sie blieben nur etliche Tage in Paris, giengen nach Rheims, und bald darauf von dannen nach London, wo sie eine Woche vor Christtag eintrafen.

Der Lady J. war schon seit etwa 6 Wochen nach ihrer Niederkunft ihr Jahrgeld von 300 Pfst. welches ihr Bruder ihr bestimmet hatte, zurückgehalten worden. Gleichwie nun ihr Vater sie gänzlich der Gnade ihres Bruders überlassen hatte, würde sie in die äusserste Noth gerathen seyn, wo nicht Lord Morton die Großmuth gehabt hätte ihr, so bald er ihre Verlegenheit erfahren, 350 Pfst. zuzuschicken. Das Elend wozu der Mangel sie in den zweien Jahren, wie sie sich in London und Chelsea aufhielte, brachte, ist über alle Beschreibung. Sie war oft genöthiget ihre Kleidung anzugreifen, um sich und ihrer Familie die Nothdurft zu verschaffen: zumal da zur Vergrösserung ihres Unglücks ihr Gemahl Hr. St. Schulden halber in Verhaft gerieth. In diesen melancholischen Umständen war es, wie sie den rührenden Brief an Hn. Pelham schrieb, worin sie ihn bat, bei dem Könige etwas für sie auszuwirken, welches auch die Folge hatte, daß derselbe

derselbe ihr ein Jahrgeld von 300 Pfst. aussetzte. Sie reisete endlich, in Hofnung, ihrem Bruder die Augen zu öfnen, im August 1752. mit ihren Kindern, der Fr. Hewit und Isabel Walker nach Schotland, mitlerweile Hr. St. in London blieb. In Schotland erkennete jedermann die Aehnlichkeit des jungen Steward, mit seinem Oncle dem Herzog, und an seinem Bruder Sholto erblickte man das wahre Bild seiner Mutter. Indem Lady J. glaubte, daß der Anblick ihrer Kinder dem Herzog seinen ungegründeten Argwohn benehmen würde, gab sie sich alle Mühe vor ihn zu kommen. Sie begab sich mit beiden Söhnen nach Douglas-Castle, wurde aber abgewiesen. Ilsabe W. welche sie begleitete, bezeuget, man hätte ihr, wie sie sich bei ihm melden lassen, geheissen so lange auf den Wall zu gehen, bis von dem Herzoge Botschaft zurück käme, welche endlich darin bestand, daß er sie nicht sehen wollte. Wie sie also ihres Zwecks, warum sie nach Schotland gegangen war, verfehlet hatte, gieng sie in Gesellschaft von Fr. Hewit, am Ende des Aprils 1753. nach London zurück, und hinterließ ihre Kinder, unter der Sorge von Isabel W. Hn. Loch und Colvill in Edenburg. Zween Tage, nachdem sie Schotland verlassen, starb Sholto; dessen Tod der Lady J. so nahe gegangen, daß man glaubt, sie habe sich darüber zu Tode gegrämet. Nachdem sie, um einen neuen

Versuch auf ihren Bruder zu wagen, wiederum nach Edenburg gekommen war, starb sie an diesem Orte im Wintermonate desselben Jahres, ohne einmal die ordentliche Nothdurft und Erquickung zu haben. Sie hatte in einer Kirche das Abendmahl genossen, und ließ entweder des Tages vor ihrem Tode oder desselben Tages ihren Sohn vor ihr Bette kommen, wo sie ihn segnete, und als ihren Sohn auf eine zärtliche und rührende Art Gott übergab. Nach ihrem Ableben nahm Lady Shaw von Greenock den Sohn zu sich, und gab ihm eine standesmäßige Erziehung.

Nachdem Hr. Steward durch den Tod seines Bruders Georg Steward zum Besitze der Güter von Grandtally gelanget war, gieng er nach Schotland, wo das erste, was er that, war, daß er eine Verschreibung von 50,000 Mark *) zum Besten seines Sohns ausfertigte, welche er ganz mit eigner Hand von einem Aufsatze, den Hr. Loch, sein Agent, verfertigt hatte, abschrieb, welcher Loch, nebst seinem Sohn und Sir Johns Bedienter Zeuge war. Inzwischen trug sich in des Herzogs von Douglas Hause eine grosse Veränderung zu. Stockbriggs der geschworne Feind der Lady J. und ihrer Kinder war gestorben: der Herzog hatte seinen Widersinn gegen die Gesellschaft überwunden, und

*) Ein Englisch Mark ist 16 Schillinge und 4 Pence.

und sich verheirathet, und der Einfluß, welchen die Anhänger der Hamiltonschen Familie auf ihn gehabt, hatte sehr abgenommen. Er verließ auf Zureden seiner Gemahlin die Einsamkeit, und wohnte den Winter über in Edenburg. Er erweiterte seinen Umgang, legte die eingeschränkten Begriffe ab, welche er in seiner Einsidelei angenommen hatte, und sahe nunmehr ein, wie sehr er sich von seinen Lieblingen, die ihn ganz eingenommen hatten, hatte herumführen lassen. In diesem günstigen Zeitpunct fieng die Herzogin an für Hn. St. zu reden: sie überzeugte den Herzog von der Falschheit vieler Dinge, die man ihm weiß gemacht hatte, und drang in ihn seinen Vetter zu erkennen. Allein seine Vorurtheile waren zu tief eingewurzelt, als daß sie sich mit einem male hätten ausreuten lassen. Die Herzogin hielte mit ihren dringenden Vorstellungen an, bis ihr Gemahl es übel nahm, und so gar ein Mißverständniß zwischen ihnen daraus entstand. Doch besan sich der Herzog hernach, erkannte daß er unrecht gehabt hätte, versöhnete sich wieder mit der der Herzogin und versprach ihr eine Untersuchung der Geburt des Hn. St. anzustellen. Da die Fr. Hewit noch in Edenburg lebte, unterredete er sich oft mit ihr, und wurde durch ihre Berichte von der Rechtmäßigkeit der Geburt dergestalt überzeugt, daß er die Vermächtniße, wodurch er seine Staaten der Familie

von

von Hamilton zugewand hatte, zerriß, und dieselbe seinem Vetter vermachte. Dieses Testament überlebte er nicht lange, und Hr. Steward-Douglas wurde gerichtlich für den nächsten rechtmäßigen Erben der nachgelassenen Güter seines Oncles erkennet.

Nunmehr sollte man denken, daß sein Recht genugsam bestättiget worden: allein die Vormünder des Herzogs von Hamilton sahen die Sache ganz anders ein, und entschlossen sich, die umhergegangene Gerüchte bis zum Grunde zu untersuchen. In dieser Absicht schickten sie einen aus ihrem Mittel, Hn. Andrew Stewart, in geheim nach Paris, um sich nach der Wahrheit zu erkundigen: während der Zeit der Herzog von H. und der Graf von Selkirk auch die Immißion verlangten, aber abgewiesen wurden. Andrew St. gab sich indessen in Paris alle Mühe, den Accoucheur P. la Marre, und die Fr. la Brün, in deren Hause die Entbindung sollte geschehen seyn, aufzufragen, und meldete sich desfalls zuletzt bei dem Polizeimeister; konte aber nichts von ihnen in Erfahrung bringen; weswegen er, da die Polizeikundschaft in Paris für sehr genau gehalten wird, den Schluß machte, daß la Brün und la Marre nur erdichtete Personen wären. Dieser unermüdete Mann begab sich von Paris nach Rheims, Aken, Sedan und alle andere Oerter, wo Lady J. wäh-

während ihrer angeblichen Schwangerschaft, vor ihrer Ankunft in Paris 1748. gewesen war. Wie er sich in den Posthäusern nach den abgegangenen Reisekutschen erkundigte, erfuhr er die Namen und das Gewerbe derer Personen, welche auf allen Stationen auf ihrer Reise von Aken nach Paris ihre Gesellschaft gewesen waren. Viele derselben entdeckte er, und wurde durch ihre Berichte überzeugt, daß Lady J. auf dieser Reise im geringsten nicht als eine Person die schwanger wäre ausgesehen hätte. Wie er zu Rheims einem gewissen Edelmann die Absicht seiner Reise nach Paris, den starken Verdacht, daß Sir John St. ein Betrüger wäre, und die Beweise, welche er desfalls schon hätte, zu verstehen gab; sagte dieser ihm, der Pfarrer von S. Laurent in Paris, hätte ihm eine Historie von Entführung des Kindes eines Sanry erzählet, welche in Absicht auf die Zeit und andere Umstände den Argwohn des Hn. St. zu bestärken schien. Dieser horchte sehr genau darnach, und reisete mit einer Addresse an den Pfarrer unverzüglich nach Paris, wo er desselben Bericht mit dem, was ihm in Rheims war gesaget worden, in den wesentlichen Stücken übereinstimmend fand. Diese Historie scheint in allen Umständen mit Sir Johns St. zweiten Reise nach Paris im Wintermonate 1749. um seinen Sohn Sholto zu holen einzutreffen. Es war derhalben Zeit den

Proceß

Proceß anzufangen, und Hr. St. überschrieb nach Schotland, nachdem er sich von des Sanry Leuten die Erzählung des Pfarrers bestättigen lassen, einen ausführlichen Bericht von seinen gemachten Entdeckungen, und rieth, man sollte eine Einziehung der verhengten Immißion, weil dieselbe sich auf Unwahrheiten gründete, begehren.

Wie Hr. Andr. St. in Paris war, brachte er im Christmonate 1762. bei der Criminalkammer des Parlaments die Tournelle genant, eine Anklage gegen drei genau beschriebene Personen ein, welche er der Unterschiebung falscher Kinder, zum Nachtheil der rechtmäßigen Erben, beschuldigte. Dieser Proceß wurde so lebhaft fortgesetzet, daß ein so genanntes Monitoire auf allen grossen Strassen in Paris angeschlagen, und in allen Kirchen abgelesen wurde, des Inhalts: es hätten gewisse Personen, die nach ihrem Geburtsorte, Alter, Gestalt, und vielen andern Umständen genau beschrieben wurden, im Jahre 1748. von Paris ein in demselben Jahre gebornes Söhnlein entführet, weswegen einem jeden, der von dieser Entführung etwas wüste, anbefohlen würde, solches bei seinem Pfarrer anzuzeigen, damit die Sache möchte entdecket werden. Dieses Monitoire veranlassete eine merkwürdige Entdeckung. Ein Glasschleifer, Mignon, that bei dem Pfarrer seines Kirchspiels

die

die Aussage, daß in der Mitte des Heumonats 1748. eine vornehme Dame nebst einem Edelmann, welche mit der im Monitoire gegebenen Beschreibung des Sir John und Lady J. aufs genaueste übereingekommen, seinen Sohn, unter dem Vorwande, mit sich genommen; daß ein jüngstgeborner Sohn einer Dame die ihre Freundin wäre, ohne daß die Mutter es wüste, gestorben wäre: sie müsten es derselben, ihrer Krankheit wegen, eine Zeitlang verhelen, welches sich nicht wohl anders thun liesse, als daß sie dieselbe mit einem fremden Kinde betrügen: er hätte es sich unter dem Bedinge gefallen lassen, daß sie das Kind ihm mit den ehesten wieder zustellen sollten, welches sie auch versprochen: hätte aber seit der Zeit weder Edelmann, Dame noch Kind wieder gesehen. Es kamen auch Aussagen verschiedener Zeugen ein, welche Mignons Kind gekannt hatten, und denen dessen Entführung i. J. 1748. bewust war. Diese Aussagen wurden vor die Tournelle gebracht, und als Zeugnisse angesehen, welche die wider Sir John und Fr. Hewit eingebrachte Beschuldigung sehr bestärkte.

Die nach der Zeitfolge gegebene Erzählung von Hn. And. St. in Frankreich gemachten Entdeckungen, hat verhindert, an seinem rechten Orte zu melden, daß die Kläger, alsobald nach angefange-

nen

nen Proceß, den Lord-Richtern eine Bittschrift übergeben, worin sie verlangten, daß, da Sir John St. Anstalt machte, aus dem Lande zu gehen, und sein Bericht von Lady J. Niederkunft von grossen Gewicht wäre, derselbe gerichtlich möchte befraget, und seine Aussage versigelt so lange weggeleget werden, bis der Beweis sollte geführet werden. Dies geschah. Sir John wurde an dreien auf einander folgenden Tagen im Christmonate 1762. befragt. Er hatte sich erst neulich von einer gefährlichen Krankheit erholet, wodurch sein Gedächtniß, welches auch von Natur nicht stark gewesen, sehr war geschwächet worden. Dies erklärete er vor den Lords die ihn befragten, mit Ersuchen, daß wenn etliche kleine Umstände, wegen seines schlechten Gedächtnisses, Alters, Gemüthsschwachheit und Länge der Zeit, nicht allzu wohl mit einander bestehen sollten, solches nicht zu seinem Nachtheil möchte ausgeleget werden. Seine Aussage, die nachher bei dem Beweise zum Vorschein gebracht wurde, ist in den Hauptstücken gleichförmig, und mit der Fr. Hewits Aussage übereinstimmend, weicht aber in einigen unbeträchtlichen Umständen, als des Beklagten Ammen ꝛc. manchmal davon ab.

Sir John St. überlebte diese gerichtliche Aussage nicht lange. Vor seinem Tode setzte er eine

mit

mit Zeugen gehörig bestättigte Erklärung auf, worin er auf die feierlichste Art Gott zum Zeugen anruft, daß Beklagter sein und Lady Janes Sohn wäre. Sein Beweis wird durch folgende Vorfälle sehr bestärket. Wie seine Unterhändler mit Nachforschen in Paris beschäftiget waren, entdeckten sie in einem unansehnlichen Winkel der Vorstadt ein Haus, worin eine Mad. la Brün, welche mit der von Sir John und Lady J. gegebenen Beschreibung übereinkam, gewohnet hatte. Auch haben dieselbe durch die Aussage des Hn. Menager, des Prinzen von Tourenne Wundarztes und anderer erwiesen, daß im Jahre 1748. in Paris ein Accoucheur P. la Marre gewesen: daß dieser P. l. M. im Heumonate desselben Jahres eine fremde Dame von Stande, in dem Hause der Mad. la Brün, bei der Geburt zweener Zwillingsöhne bedienet habe, wovon der älteste mit seiner Mutter nach Rheims zurückgegangen, der jüngste aber von ihm einer Säugamme übergeben worden. Diese Säugamme des Sholto ist auch ausgefunden worden. Um aber wieder auf den Proceß zu kommen, so wurden die Beweisschriften, welche d. 27. Herbstm. 1766. sollten vor Gericht gebracht werden, wegen unvermeidlicher Verzögerungen erst d. 24. Jänner 1767. eingeliefert. Ihre Grösse entschuldigt indessen genugsam ihre Verzögerung. Denn die Schriften des Klägers nehmen 8 bis 9 hundert,

und des Beklagten 6 bis 7 hundert Seiten in groß Quarto ein. Die Lords schoben, in Betracht der Weitläuftigkeit der Schriften, und Wichtigkeit der Sache, den Ausspruch bis zum folgenden Brachmonat auf, und ermahneten beide Parteien mitlerweile ihre etwanigen Anmerkungen bei den gegenseitigen Schriften zu machen. Im Brachmonate 1767. lieferten beide Parteien neue Schriften ein; Isabel Walker, nunmehr Fr. Glaß wurde vor Gericht verhöret, und der Spruch wurde wiederum bis zum 7. Heumonats ausgesetzt. An diesem Tage eröfnete der Lord President das Gericht mit einer zierlichen Rede, worin er sich für die Einziehung des Immißionsdecrets erklärete. Lord Strichen redete darauf zum Vortheil der Gegenpartei. Die Debatten dauerten bis zum 14. Wie von den 15 Lords sieben auf der einen, und sieben auf der andern Seite waren; da denn endlich der President seine entscheidende Stimme zum Vortheil der Familie von Hamilton gab. Von diesem Urtheil hat Hr. Douglas an das Haus der Lords appelliret, dessen Ausspruch noch zu erwarten steht.

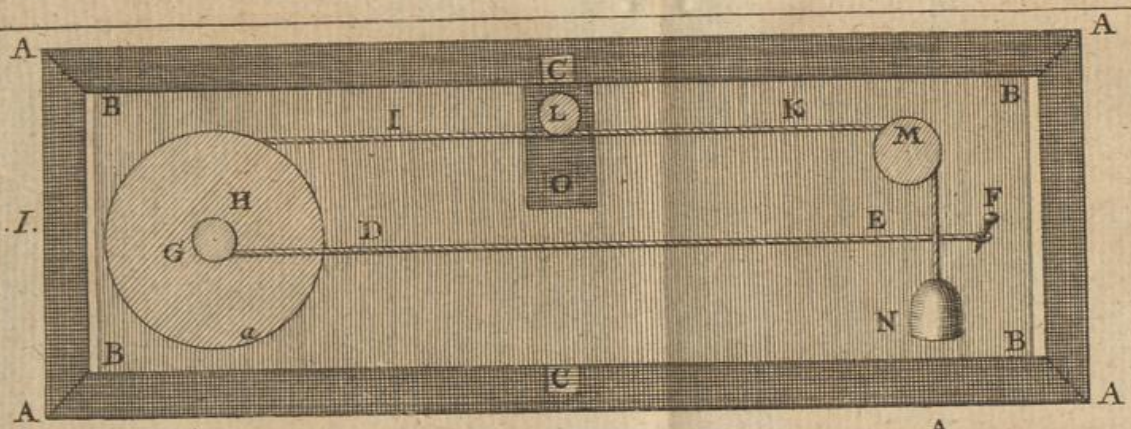


Fig. I.

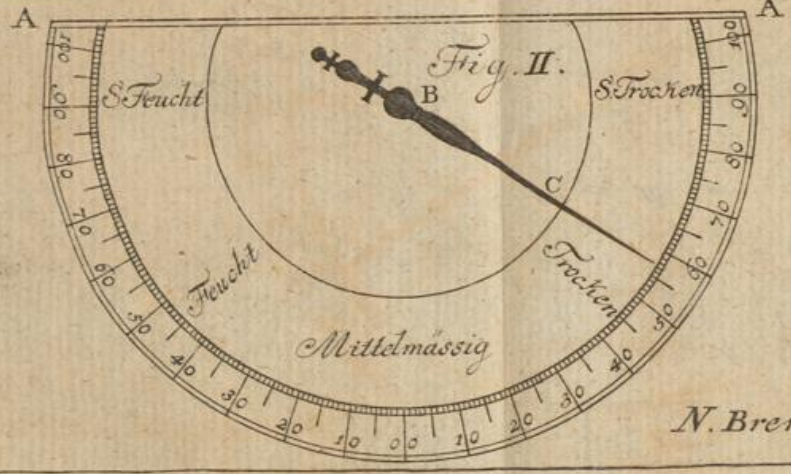


Fig. II.

N. Brem. Mag. B. II. St. 2 p. 371.

VII.

Beschreibung und Abbildung des von Herrn Ferguson d. K. G. M. erfundenen Hygrometers.

Gentl. Mag. 1767. Iuny p. 297.

Diese Maschine AAAA, Fig. I. besteht zuförderst aus einem Rahmen von glattem Eichen- oder Mahoganiholze, dessen beide längste Seiten inwendig ausgehölet sind, um das Brett BBBB, vom weissen Tannenholz zu empfangen, welches sich in den beiden länglichten Furchen ungeklemmet bewegen muß. Dies Brett hat etwa die Dicke eines Thalers, ist 15 Zoll lang, und die Adern des Holzes gehen in die Queere. In der Mitte beides oben und unten ragen die Zapfen bei C und C hervor, welche in dem Rahmen durch Schrauben befestiget werden, damit die Mitte des Bretts beständig in ihrem Platze bleibe,

indem hergegen die übrigen Theile bei feuchter Luft sich nach die Enden des Rahmen ausdehnen, bei trockner Luft aber sich nach ihrer Mitte zusammen ziehen. F ist ein Steft, welcher nahe an dem einen Ende des Bretts eingeschlagen wird, an dessen andern Ende sich die grosse Rolle H, wie auch die kleine Rolle G drehet, welche letzte an H befestiget ist. Das eine Ende einer dünnen geschmeidigen Schnur D E ist an dem Stefte F fest gemacht; das andere Ende aber geht um die Rolle G, und ist im Grunde ihrer Auskehlung befestiget, wie bei H. Das eine Ende einer andern kleinen Schnur, I K, ist fest im Grunde der Auskehlung der grossen Rolle H, wie bei a, von wannen sie herum geht bis H, und auf dem Wege nach M um die kleine Rolle L herum gewunden wird, welche eine feste Achse hat, und sich in dem Stücke O drehet, welches über der Rolle liegt, und oben an dem Rahmen bei C angeschroben ist. Diese Schnur geht über die Rolle M, (welche sich um einem runden ins Brett geschlagenen Stefte drehet) und hat am Ende ein etwas plattes Gewicht N. Die Rollen G und L, haben gleiche Durchmesser in ihren Auskehlungen, welche nur der zehnte Theil des Durchmessers der grossen Rolle in ihrer Auskehlung ist. Die Rolle M kan von beliebiger Grösse seyn.

Nun ist klar, daß so viel das Brett sich zwischen F und G ausdehnet, so viel weiter die Rolle G sich von dem Stefte entferne; und eben so viel wird die Schnur D E die Rolle G zurück drehen, und ein jeder Punct in der Auskehlung der Rolle H zehnmal so viel; weil ihr Durchmesser zehnmal so groß ist als der Durchmesser von G in ihrer Auskehlung. Diese Bewegung wird die Schnur I K nöthigen, die Rolle L zehnmal so viel umzudrehen, und das Gewicht N aufzuziehen als die Rolle G sich gedrehet hatte. Wenn derhalben das Brett bei feuchter Luft sich den zehnten Theil eines Zolls ausgedehnet hat, wird die Rolle L sich rund herum drehen, und nur die Hälfte ihres Kreises, wenn das Brett sich nur den zwanzigsten Theil eines Zolls ausdehnet. Wenn die Luft trocken wird, zieht das Brett sich zusammen, das Gewicht M sinkt nieder drehet alle Rollen in entgegengesetzter Richtung.

Die Hinterseite der Platte A A, Fig. 2. wird an die andere Seite des Rahmen Fig. 1. solchergestalt geschroben, daß die gerade Seite derselben mit der oberen Seite des Rahmen gleich wird, und der Mittelpunct B. Fig. 2. gerade gegen den Mittelpunct der Rolle L, Fig. 1. über zu stehen kommt, an deren Achse der Zeiger B C, Fig. 2. befestiget wird. Wenn demnach die Rolle L durch die Schnur I K umgedrehet wird, wird der Zeiger sich

auf der Platte bewegen, und die Grade der Feuchtigkeit oder Trockenheit der Luft anzeigen. Wenn die Ausdehnung oder Zusammenziehung des Bretts so groß ist, daß sie den Zeiger über die Grenzen der auf der Platte gezeichneten Grade rücket, so darf nur eine grössere Rolle bei L genommen werden. — Ist aber die Ausdehnung und Zusammenziehung des Bretts bei sehr feuchten oder trocknen Wetter nicht groß genug, um den Zeiger durch alle Grade zu führen, so muß die Rolle einen kleinern Durchmesser haben.

Alle 3 höchstens 4 Jahre setze man ein neues Brett in den Rahmen, weil das alte, wenn es so lange der Luft ausgesetzet gewesen, gegen dieselbe fast unempfindlich wird. Man muß derhalben ein dickes Stück Tannenholz in Vorrath haben; und allezeit etwa ein Kartenblatt dick von derjenigen Seite abhobeln, wovon das neue Brett soll abgeschnitten werden. Bei G und M müssen kleine Stücken hartes Holz an der hintern Seite des Bretts angeleimet werden, um eine gehörige Dicke zu erlangen, damit die Stefte, auf welchen die Rollen G und M sich herum drehen, gerade und unbeweglich stehen, welche sonst in dem Tannenbrette bald würden los werden.

* * *

VIII.

VIII.

Nachricht

von den glücklichen Bemühungen

des Herrn Braidwood

Taube und Stumme

zu kuriren.

Lond. Mag. 1767. Aug. p. 377.

Mein Herr.

Sie haben vor einiger Zeit in ihrem Magazin *) eine Nachricht von Hn. Braidwood, Schreibmeister zu Edenburg, und dessen glücklichen Fortgang in Unterrichtung der Tauben und Stummen gegeben: ich glaube nicht, daß irgend eine Erfindung **) so sehr verdiene der Welt bekannt gemacht und mit Dank erkennet zu werden. Denn, wie aus folgender Nachricht erhellet, so können nunmehr diejenigen, welche das Unglück haben taub zu seyn, nicht allein geschickt gemacht

 werden,

*) Lond. Mag. 1766. p. 105.

**) Sie ist indessen bekannter maassen viel älter als Hn. Braidwood.

werden, die Absicht ihres Daseyns und ihre ewige Angelegenheiten kennen zu lernen; sondern auch nützliche Glieder der Gesellschaft werden, durch sich selbst denken und handeln, und ihren Eltern oder Verwandten eine grosse Last des Kummers und der Unkosten abnehmen. Hr. Braidwood hat seinen ersten Lehrling, einen Jüngling von 17 Jahren, Alexander Sheriffs, Esq. zu Cragleith bei Edenburg, Sohn, welcher das Mahlen mit Wasserfarben lernet, vor einiger Zeit schon entlassen. Dieser lieset ein jedes Englisches Buch ganz deutlich, und versteht seine Sprache nach den grammaticalischen Regeln vollkommen. Er beantwortet einen Brief eben so gut, wo nicht besser, als die mehresten Personen seines Alters. Er schreibt zierlich, versteht die Rechenkunst, das Buchhalten, Geographie ꝛc. gründlich, und kan eine Unterredung sehr wohl unterhalten. Hr. Braidwood hat itzt verschiedene Taube unter Hände, welche alle bis zum Erstaunen zunehmen. Ich will zur Probe nur der folgenden gedenken. Ein neunjähriger Knabe, welcher acht Monate bei ihm gewesen, liest schon langsam in jedem vorgelegten Englischen Buche, und spricht die Wörter so deutlich aus, daß ein jeder ihn ohne Mühe verstehen kan. Er schreibt fertig, kan ein jedes Zeitwort conjugiren, und etwas addiren. Zwo Töchter des Hn. Rogers, Pfarrers zu Shroton bei Blandford in Dortsetshire,

die

die eine von 9, die andere von 7 Jahren, haben sechs Wochen seines Unterrichts genossen. Diese können alle Buchstaben und besondere Sylben sehr deutlich aussprechen. Jfr. Medcalfe von 12 Jahren, Hr. James Medcalfe zu Church-Stratton in Shropshire Tochter, ist vier Wochen bei ihm gewesen, und kan schon fast eben so deutlich als die Jungfern Rogers aussprechen. Sie waren alle taub geboren. Hr. Braidwood meinet aus der Erfahrung, die er von Unterrichtung der Tauben bekommen, versichern zu können, daß er in Zeit von etwa drei Jahren, eine jede Person von ordentlicher Fähigkeit so weit bringen könne, daß sie deutlich reden, fertig schreiben, die allgemeinen Regeln der Rechenkunst anwenden, die Englische Sprache nach der Grammatick verstehen, mithin Briefe schreiben und beantworten, und die Hauptgrundsätze der Sittenlehre und Religion begreifen könne. Er hat Lehrlinge von 25 bis 7 Jahren alt, und bemerket, daß sie je jünger je besser die Aussprache lernen. Er ist auch sehr glücklich gewesen, denen die stamlen, oder andere Fehler in der Aussprache haben, zu helfen. Man kan sich auf diese Nachricht vollkommen verlassen: wollte jemand sie in Zweifel ziehen, so darf er nur an Dr. Robertson, Rector der Universität Edenburg schreiben, welcher die Wahrheit bezeugen wird. Ich bin —

J. H.

IX.

Auszug eines Schreibens aus Tain in Schotland vom 1ten August 1767.

Lond. Mag. 1767. Aug. p. 429.

Seit einiger Zeit hat der ausserordentliche Zustand eines Mädchen, welches zu Ammat, nicht weit von unserm Orte sich befindet, unsre Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Diese Person ist ungefähr 24 Jahr alt, und hat durch keine noch so dringende Vorstellungen ihrer Freunde können bewogen werden, in den letzten zweien Jahren das geringste Essen und Trinken zu sich zu nehmen. Sie hat den äussersten Eckel an alles was Nahrung heißt, und gibt nichts, weder zu Stul noch in Harn von sich. Seit etlichen

lichen Monaten liegt sie beständig zu Bette. Sie hat noch das Gehör und etwas lebhaft röthliches im Gesichte behalten; aber die Backen sind eingefallen und die Sehnen eingeschrumpft. Bietet man ihr etwas Nahrung an, so gibt sie ihren Widersinn durch eine Bewegung der Hand zu erkennen. Dies ist ein Vorfall auf dessen Wirklichkeit man sich verlassen kan. Alle Leute umher wissen es, und verschiedene Herren von Ansehen und Ehre, welche sie besucht haben, um aus dem Zweifel zu kommen, können itzt die Wahrheit der Sache bescheinigen.

X.

J. Loor
von Einimpfung der Masern.

Gentl. Mag. 1767. April p. 163.

Obwohl die Masern nicht so viel Unheil anrichten als die Kinderblattern, gehen sie doch, wenn sie natürlicher Weise kommen, mit vielen gefährlichen Zufällen begleitet, und haben oft sehr beschwerliche Folgen. Ich nehme daher die Freiheit, der Welt die Einpfropfung dieser sowohl als jener Krankheit zu empfehlen; weil ich mich versichert halte, daß dadurch mancher für die bösartigen Masern, welche oft tödtlich, wenigstens allezeit gefährlich sind, könne bewahret bleiben.

Dr. Franz Hume war der erste, welcher dieses Mittel, vor etwa neun Jahren, in Edenburg versucht hat. Seinem Beispiel sind viele Aerzte jenes Landes gefolget; doch habe ich nicht vernommen, daß die Sache in England viele Aufmunterung gefunden; obwohl die Blatterbelze nunmehr fast allgemein geworden. Die Methode ist leicht, kan

von

von einer verständigen Kinderwarterin sicher bewerkstelliget werden, und führet nicht die allermindeste Gefahr mit sich. Man taucht nur ein wenig Baumwolle oder ausgefaserte Leinwand in die wässerige Feuchtigkeit, welche in den Augen einer mit den Masern behafteten Person, zur Zeit der Crisis, steht, ritzet die Haut über dem Ellenbogen der einzupfropfenden Person ein klein wenig, legt die angefeuchtete Charpie auf den Einschnitt und bedecket sie mit einem anklebenden Pflaster um sie fest zu halten. Dies bringt ohne weitere Umstände gelinde und unschädliche Masern zuwege, welche vom Anfange bis zum Ende keine andere Wartung erfordern, als daß der Patient in einer gemäßigten Wärme gehalten, das Fieber wahrgenommen, und die Crisis befördert werde, welche in kurzen die Ansteckung austreiben und die Kur vollenden wird. So bald die epidemischen Masern sich auf der Nachbarschaft melden, muß die Einpfropfung bei denen jungen Personen geschehen, die sie noch nicht gehabt haben, so wird allen gefährlichen Zufällen, die oft damit verbunden gehen, zuverläßig vorgebauet werden.

XI.

Erklärung der Schriftstelle

Ephes. II, 3.

Lond. Mag. 1767. June, p. 268.

M. H.

Erlauben sie mir, ihre gelehrte Leser zu fragen, warum die Schriftausleger so einstimmig sind in Ephes. II, 3. **Wir waren Kinder des Zorns von Natur**, darunter den Zorn des allmächtigen Gottes zu verstehen. Dieselben Ausleger lehren uns, daß im vorhergehenden Verse **Kinder des Unglaubens** so viel sagen wolle, als Menschen die dem Unglauben ergeben sind: warum sind denn hier, **Kinder des Zorns** nicht auch Menschen, die dem Zorn ergeben sind? Der Apostel bekennet, daß die Gläubige vor ihrer Bekehrung zum Christenthum gewandelt haben in den Lüsten des Fleisches, den Willen des Fleisches und der Vernunft (der fleischlichen Gedanken) gethan, und von Natur Kinder des Zorns gewesen: muß man dabei nicht natürlicher Weise auf die Gedanken

kommen,

kommen, der Apostel verstehe darunter **zornsüchtige, rachgierige Gemüther?** Wird nicht diese Erklärung durch die ganz ähnliche Stelle, Tit. III, 3. wo der Apostel bis V. 7. denselben Gedanken ausdruckt, den er Eph. II, 1 bis 10. weitläuftiger vorstellet, bestättiget? Er sagt: **Wir waren auch weiland Unweise, Ungehorsame, Irrige, dienend den Lüsten und mancherlei Wohllüsten, und wandelten in Bosheit und Neid, und hasseten uns unter einander.** d. i. Wir waren Kinder des Zorns und der Bosheit: eben wie 5 B. M. XIII, 13. Kinder Belials, d. i. der Ruchlosigkeit, ruchlose Menschen zu erkennen geben; und Ps. LXXXIX, 23. ein Sohn der Verkehrtheit, nichts anders als ein verkehrter Mensch ist *).

*) Ein Kind des Zorns kan zwar nach der Natur der morgenländischen Sprache, beides einen Gegenstand des Zorns, und einen dem Zorn ergebenen Menschen bedeuten; es ist aber die Frage, ob man nicht mehr Grund habe, die letztere Bedeutung zu wählen. Indessen ist die hier gegebene Erklärung nicht ganz neu.

XII.

Gebet

wenn man

seinen Kindern

die Blattern

einpfropfen lassen *).

Aus Dr. Dodwells Sick man's companion.

Anbetenswürdiger Gott! Du offenbarest sowohl Deine Gerechtigkeit, indem Du unsern Körper so mannigfaltigen Krankheiten ausgesetzet hast; als auch Deine Barmherzigkeit,

*) Des Hn. Looks Anweisung zur Einimpfung der Masern, hat die Anfügung des gegenwärtigen Stücks veranlasset. Will es einigen entbehrlich scheinen, so wird es andern dienlich und angenehm seyn. Der Uebersetzer hat es wenigstens aus wahrer Menschenliebe, und zur Beförderung der so heilsamen Einpfropfung der Blattern mitgetheilet. Man trift zwar eben keine Gebeter in den Magazinen an: allein man weiß auch noch von keinem Verbot wodurch ein zur Andacht gehöriges, und durch besondere Umstände veranlassetes Stück, aus einer allgemeinen Samlung gemeinnütziger Schriften, ausgeschlossen worden.

zigkeit, da Du uns eben so viele heilsame Mittel dagegen anweisest; um durch beides uns unsre gänzliche Abhänglichkeit von Dir zu lehren. Wir wünschen von Herzen, daß wir dies recht lernen, und ein jedes menschliches Hülfsmittel, als ein unter Deiner göttlichen Regierung stehendes Mittel ansehen mögen. In dieser Ueberzeugung und Gesinnung erkühnen wir uns, Deinen Segen uns zu denen Mitteln zu erbitten, welche wir itzt anwenden unsre Kinder für die Gefahr zu sichern, womit eine der schlimsten Krankheiten, denen unsre Natur unterworfen ist, gepaaret geht. Wir haben dasjenige Hülfsmittel erwählet, wozu wir uns nach unser besten Einsicht und Wunsche für unser Kinder Wohlfahrt, im Vertrauen auf Deine Vorsicht und Barmherzigkeit, verpflichtet achteten; und flehen Dich darum demüthigst an, Du wollest unser Unternehmen mit einer glücklichen Auskunft segnen. Führe sie durch alle gefährliche Zufälle in dieser Krankheit hindurch; ja, wenn es Dein heiliger Wille ist, so bewahre sowohl sie für dem Anschein, als uns für den Schrecken derselben. Gib, daß wir uns dieser Gnade durch eine gänzliche Uebergebung in Deinen Willen fähig machen mögen. Behüte uns beides für Vermessenheit und Kleinmüthigkeit. Laß sie mit uns leben, damit wir uns Deiner Hülfe erfreuen, und Deinen heiligen Namen für diese so wie für Deine vielfältige andere Wohl-

thaten zu loben Anlaß finden mögen. Vor allen Dingen lehre uns den wahren Werth und Endzweck unsers Lebens erkennen, damit alles, was wir zu dessen Erhaltung thun, dem grossen Endzweck unsers Daseyns möge untergeordnet seyn. Obwohl wir die Unsrigen in gegenwärtigen Umständen, vornämlich in Ansehung ihres Körpers, Deiner besondern Vorsorge empfehlen, indem ihre Gesundheit und Erhaltung itzund vorzüglich unsre Sorge erfodern und unsre Gedanken beschäftigen; so bitten wir Dich doch auch zugleich um Gnade für ihre Seelen. Laß sie, Herr, mit denen ihnen wieder geschenkten Kräften nur Dir dienen, und wie sie an Jahren zunehmen, auch in Gnade wachsen, und durch treue Wahrnehmung ihrer Pflichten, sowohl ihr eigen Heil befördern, als auch der Welt zum Segen seyn mögen. Diese Gnade erbitten wir uns einzig und allein um Deines Sohns, unsers Heilandes Jesu Christi willen, auf dessen Verdienst wir die Hofnung unser Erhörung gründen. A.

XIII.

XIII.

Von den
RIGALLS oder RIGOLS
einem musikalischen Instrumente
dessen man sich vordem
in der Königl. Kapelle zu London
bediente.

Gentl. Mag. *March.* 1767. p. 206.

Es ist bis auf den heutigen Tag an der Königl. Kapelle zu St. James ein Regalliſt (oder Tuner of the Regalls Stimmer der Regallen) welcher 56 Pfund Sterlings erhält, und der jetzige ist Herr Bernhard Gates. Jetzt aber kennen wenige die Beschaffenheit dieses Instruments, ob es gleich vordem beständig gebraucht ward, und das Salarium davor noch immer ausbezalet wird, deshalb es sich wohl der Mühe verlohnt, darüber einige Erläuterung zu geben.

Es wird anjetzt gemeiniglich Regalls genennet, allein in alten Büchern findet man Rigols, und

dieses wird wohl der wahre Name seyn. Grasineau beschreibt es als eine Art von Faggotino.

„„Es ist eine Art, sagt er, eines musikalischen „Instruments so aus verschiedenen mit einander ver„bundenen Stäben bestehet, welche nur durch höl„zerne Kugeln von einander abgesondert sind. Es „wird mit einem Ball so an dem äussersten Ende „eines Steckens befestiget ist, geschlagen, und „hat eine ziemlich gute Harmonie.“ *) Andre aber behaupten mit mehrerm Grunde, daß es eine Art von „Clauichordium sey: so sagt Skinner: „*Rigols* instrumentum musicum quod alio no„mine clauichordium dicitur.“

Diese Erklärung kommt auch am besten mit dem Gebrauche überein, wozu es in der Königl. Kapelle bestimmt war, als woselbst man sich dessen vordem statt einer Orgel bediente: und so kan man auch das Stimmen am gefügtesten erklären, welches noch anjetzt der Bedienung den Namen gibt. S. Spelmann glosarium in W. Rigabello.

Was

*) Dies Instrument kommt mit der Art Glockenspiel das aus Stäben von Glockenspies besteht, genau überein: nur daß die Stäbe, welche geschlagen werden, von Holz sind, welche an beiden Seiten mit ihren Enden auf einem zusammen gebundenen Strang von Stroh ruhen. Man pflegt es ein hölzern Gelächter zu nennen. Es klingt indessen nicht übel.

Was die nunmehro zu betrachtende Abbildung anbetrift, so sagt Skinner: autor somniando, ut solet, à Fr. G. *Regaillardis*, exhilarari suaviter, deducit, sane si talis vox sit, quod nullus credo, mallem deducere à Fr. G. *se rigoles* deridere, irridere, lasciuere, hoc à lat. *ridiculus*, *ridiculari*, vel quod magis placet à Lat. *Lyricula.*

Skinner hatte vorher gesagt, daß er dieses Wort Rigoll nirgend anders als in dem Dictionar. Angl. gefunden hätte, weswegen er schlechterdings läugnet, daß dergleichen Wort jemals im Englischen gebraucht worden; aber hierin hat er sich geiret, denn man trift es in verschiedenen Büchern an. Was aber seine Ableitung von dem lateinischen Worte Lyricula angeht, so kan es wohl seyn, daß es durch eine verdorbene Aussprache oder Abkürzung davon abstamme. Allein daß dieses die wahre Ableitung sey, kan ich mir nicht vorstellen, sondern glaube vielmehr, daß es vom Italiänischen Rigabello komme; und hierin bestärkt mich Spelmann: „In aede Sancti Raphaelis Venetiis, instrumenti „musici cuiusdam forma exstat, ei nomen *Ri-* „*gabello:* Cuius in ecclesiis vsus fuerit ante or- „gana illa pneumatica quae hodie vsurpantur. „*Rigabello* succesit aliud, quod *Tursello* di- „ctum est, cuius Venetias usum induxit homo „Germanus. Sansouinus L. 6. Descript. Venet.

„Es findet sich zu Venedig in der Kirche des heil. „Raphaels ein gewisses musikalisches Instrument, „welches man *Rigabello* nennet. Es wurde statt „der nachher erfundnen Orgeln vordem gebraucht. „Nach dem *Rigabello* kam ein andres Instrument, so Turgello genannt wurde, auf, und ein Deutscher brachte es zuerst nach Venedig. Spelmann am ang. O. und du Fresne unter eben dem Worte.

Wir lernen aus des Spelmanns Worten, daß von Rigabello durch eine verderbte oder verkürzte Aussprache Rigabel, Rigol abstamme, und daß wir das Instrument von den Italiäneen zu der Zeit erhalten, wie England noch mit Italien in starker Verbindung stand, und alles, was zum Dienste der Kirchen gehörete, daher entlehnte. Ich vermuthe auch, daß von dem Italiänischen der Franzosen ihr *regale*, wodurch sie eben das Instrument bezeichnen, abstamme, und daß auch sie den Gebrauch desselben von den Italiänern erlernet. Und ohnerachtet mir die erst angeführte Ableitung aus dem Italiänischen besser gefällt, so läugne ich doch nicht, daß man es von dem Französischen Worte regale ableiten, und alsdenn Regall schreiben könte. T. Row.

* * *

XIV.

XIV.

Versuche mit der Infusion von Blätterschwämmen.

Britsh. Mag. 1767. Sept. p. 492.

Die in den neulichen Wochenblättern angegebene Entdeckung, daß der Same der Blätterschwämme, in Wasser, das auf einem gewissen Grad erwärmet worden, sich in ein Thierlein verwandele, welche sehr schnell hin und her schwimmen und sich herumdrehen, nach etlichen Tagen aber Wurzeln schiessen, und Blätterschwämme werden, scheint so sehr von dem gewöhnlichen Laufe der Natur abzuweichen, daß sie die Naturforscher in Verlegenheit gesetzt hat, die Sache begreiflich zu machen.

Um mich von der Wahrheit dessen, was der Erfinder davon gemeldet hat, zu versichern, stellete ich folgende Versuche an. Den 29. des verwichenen Augusts dieses 1767. Jahres, wie es eine gemäßigte warme Luft war, und Fahrenheits Thermometer auf 66 Grad stand, nahm ich zween von den gewöhnlichen eßbaren Schwämmen mit rothen Blättern, welche ihre Reife erlanget und sich völlig ausgebreitet hatten, streifte ihnen die schon schwärzlich gewordene Blätter ab, und schüttete auf diese in einem Glase so viel Wasser als sie oben bedecken konte. Nachdem sie etliche Minuten darin gewesen, färbten sie das Wasser etwas röthlich. Ich betrachtete einen Tropfen davon auf einem Stücke glas durch das erste Vergrösserungsglas des einfachen Mikroskops des Hn. Wilson, und sahe ihn ganz deutlich angefüllet vom Samen des Schwamms, welcher kuglicht, und von einer halb durchsichtigen röthlichen Farbe mit einem dunklen Flecken in jedem war. Des folgenden Tages betrachtete ich wiederum einen Tropfen, welcher fast eben so aussahe. Des dritten Tages bemerkte ich eine geringe Bewegung darin, aber am vierten sahe ich etwas sich hin und her bewegen, und sich als herum drehen. Hieraus schloß ich, daß es wahre Thierlein wären: aber am 4. und 5. Tage zeigte mir das Vergrösserungsglas, daß das Wasser von unzählbaren sehr kleinen

Thier-

Thierlein wimmelte, welche die Gestalt eben ausgekommener Frösche oder vielmehr der Aale hatten, vollkommen durchsichtig waren, und mit einer erstaunlichen Schnellheit sich nach allen Richtungen hin bewegten. Ich sahe deutlich, daß diese kleine lebhafte Geschöpfe auf den Schwammsamen an allen Seiten stiessen, ihn hin und her schoben, und sehr schnell herum dreheten. Ich sahe auch, daß viele Samenkörner sich in kleine Klumpen vereinigten, aus welchen etliche sehr kleine Fäden herausgiengen; es zeigten sich aber nach und nach in dem Wasser viele eiförmige Thierlein, die etwas grösser waren, dergleichen man in allen Infusionen von Vegetabilien des Sommers sieht; die fingen an den kleinen Samen und desselben zusammen geflochtene Fasern zu fressen, und verzehrten dieselbe gar bald. Ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, über den Samen der Bofiste Versuche anzustellen; bin indessen itzt versichert, daß, was man auch gesagt hat, alle Arten der Erdschwämme zum Pflanzenreiche und nicht zum Thierreiche gehören, und daß alle Thierpflanzen oder Zoophyta, als Korallen ꝛc. welche den Pflanzen ähnliche Aeste haben, wahre Thiere, und von den zum Pflanzenreiche gehörigen Körpern ganz verschieden sind. Gleichwie indessen diese ungewöhnliche Naturerscheinung nicht nur meine, sondern auch vieler

andern Personen Neugier erwecket hat, so hoffe ich, daß ihr Magazin uns die Versuche mittheilen werde, welche etwa möchten gemacht werden, dieser Entdeckung ein grössers Licht anzuzünden. Der grosse Linnäus ist stark der Meinung, daß die mehresten unser ansteckenden Seuchen von dergleichen kleinen Thierlein entstehen: derhalben würde die Entdeckung ihrer Entstehungsart, und eines bequemen Mittels sie zu vertilgen, ein würdiger Gegenstand der Nachforschung seyn.

XV.

Umständliche Nachricht

von den

beiden Mädchen

welche mehr

als dreyßig Jahr lang

sich für

ein Paar Eheleute

ausgegeben haben *).

Vniuerſ. Mag. 1766. Aug. p. 104.

Vor ungefähr 34 Jahr freiete ein junger Bursch nach einem Mädchen Namens Mary East, welche auch die stärkste Neigung zu ihm gewan. Gleichwie er aber auf einem Strassenraube war ertappet worden, wurde er vor Gericht gestellet, und zum Tode verurtheilet, doch nachher mit einer Verbannung nach Amerika begnadiget. Dies machte bei unser Heldinn einen solchen

*) Ein Beitrag zur Historie des menschlichen Herzens.

solchen Eindruck, daß sie sich vornahm lebenslang unverehlichet zu bleiben. Auf der Nachbarschaft lebte ein ander jung Mädchen, welches, weil es ihr auch in der Liebe unglücklich gegangen war, denselben Entschluß gefasset hatte. Da sie in einer vertraulichen Freundschaft lebten, entdeckten sie einander ihre Gedanken, und entschlossen sich hinkünftig beständig bei einander zu bleiben. Nachdem sie überleget hatten, wie sie ihre Sachen am besten anzufangen hätten, wurden sie endlich eins, daß sie, nachdem eine von ihnen Mannskleider angeleget, an einem Orte, wo man sie nicht kennete, sich für Mann und Frau ausgeben wollten. Die Schwierigkeit war nur, welche von ihnen den Mann vorstellen sollte: doch diese wurde bald durch Aufwerfung eines Pfennigs gehoben. Das Loos fiel auf Mary East, welche damals ungefähr sechszehn, wie ihre Gesellin siebenzehn Jahr alt war. Das ganze Kapital, welches sie zusammen brachten, bestand aus dreyßig Pfund. Mit diesen machten sie sich auf den Weg, und Mary nahm, nachdem sie eine Mannskleidung gekauft hatte, den Namen James How an, mit welchem ich sie eine Weile nennen will. Auf ihrer Wanderung kehreten sie zu Epping in einem kleinen Wirthshause, welches zur Miethe stand, ein. Dies mietheten sie, und blieben eine Zeitlang darin wohnen. Ungefähr um diese Zeit entstand zwischen unserm James

mes How und einem jungen Herrn ein Streit aus einer mir unbekannten Ursache; welcher indessen von der Natur war, daß J. H. letztern gerichtlich belangete, und 500 Pf. zur Ersetzung seines Schadens erhielte. Wie sie in dem Besitze dieser ansehnlichen Summe waren, sahen sie sich nach einer bequemen Gelegenheit an einem bessern Orte um, und mietheten ein Wirthshaus in Linnehouse-hole, wo sie viele Jahre immerfort als Mann und Frau in gutem Credit und Ansehen lebten, und Geld erwarben. Endlich verliessen sie auch dieses Haus, und zogen ins weisse Roß zu Poplar, welches sie, wie nachher noch mehr Häuser, kauften.

Vor etwa 16 Jahren geschah es, daß eine gewisse Fr. B. welche in Garlick-hill wohnete, und mit J. H. in ihrer Jugend bekannt gewesen war, da sie dieselbe in so guten Umständen sahe, einen Anschlag auf sie machte. Sie ließ demnach zehn Pfund von ihr fodern, mit dem Bedeuten, daß sie im Fall der Weigerung, ihr Geschlecht bekannt machen wollte. J. H. welcher sich dafür sehr fürchtete, schickte ihr das verlangte Geld. Hiebei blieb es eine geraume Zeit bis auf den neulichen Vorfall. J. H. lebte während der Zeit mit seiner angeblichen Frauen in gutem Credit, und hatte alle bürgerliche Bedienungen in Poplar, ausgenommen

nommen die eines Constables *) und Kirchenvorstehers, verwaltet. Von der ersten war sie wegen einer Schwachheit an der Hand, welche sie von obbemeldeter Schlägerei davon getragen, entschlagen worden: die letztere aber würde sie im folgenden Jahre auf sich genommen haben, wenn die Entdeckung ihres Geschlechts nicht erfolget wäre. Sie ist auch zu verschiedenen malen Vorsitzer der geschwornen Zwölfmänner (luries) gewesen: wiewohl ihr weibliches Wesen den mehresten in die Augen gefallen. Am verwichenen Christtage ließ oberwähnte B. wiederum zehn Pfund von ihr fodern, und erhielte sie auch Kraft derselben Drohung. Diese Willigkeit machte sie immer dreuster, so daß sie vierzehn Tage hernach dieselbe Summe zum dritten male foderte; wie aber J. H. dieselbe damals nicht im Hause hatte, schickte sie ihr aus Furcht der Entdeckung, fünf Pfund. Itzt starb die angebliche Frau der J. H. und daraus nahm die gewissenhafte B. Anlaß, auf eine Erfindung zu denken, wie sie noch mehr Geld herauspressen könte. In dieser Absicht erkaufte sie zween Schelme, wovon der eine ein Mulatte (halbschwarzer) war, und sich für einen der Häscher des Friedensrichters Fielding ausgeben muste, der andere aber sich mit einem

*) Dies ist derjenige, welcher die Befehle der Obrigkeit in seinem Kirchspiel oder Quartier zur Ausführung bringen muß.

nem kurzen Stabe versehen, und einen Constable vorstellen sollte. In diesem Charakter verfügten sie sich nach dem weissen Rosse, und fragten nach Hr. How, welcher sich alsobald zu erkennen gab. Hierauf sagten sie, sie wären von dem Friedensrichter F. geschicket, um sie sowohl wegen eines vor 34 Jahren begangenen Diebstahls, als auch weil sie ein Weibsbild wäre, in Verhaft zu nehmen. Wie sie, ungeachtet ihrer Unschuld in Absicht auf den Diebstahl, der Verhehlung ihres Geschlechts wegen, in äussersten Schrecken gesetzet wurde, gieng von ungefähr Hr. Williams, ein Pfandleiher, und ihr guter Bekannter vorbei, welchen sie anrief, und ihm das Gewerbe der beiden Kerle erzählte, mit der Erklärung, daß sie in der That ein Weibsbild aber des Diebstahls ganz unschuldig wäre. Auf dieses freimüthige Bekenntniß sagte Hr. W. sie sollte sich nicht vor den Friedensrichter, sondern ihr eigen Gericht stellen: er wollte nur eben zu Hause gehen sich umzukleiden und binnen fünf Minuten wieder zur Stelle seyn. Während seiner Abwesenheit bedroheten die beiden Schelme die J. H. sagten aber dabei, wenn sie ihnen 100 Pf. gäbe, wollten sie sie in Ruhe lassen; wo aber nicht, sollte sie über 16 Tagen hangen, wodurch ein jeder von ihnen 40 Pf. verdienen würde. Ungeachtet dieser Drohung aber wollte sie kein Geld heraus geben, sondern wartete mit Ungeduld auf die Wie-

derkunft des Hn. W. Wie sie also sich zu nichts erklären wollte, rissen sie sie mit Gewalt aus dem Hause, zogen sie unter wiederholter Bedrohung aufs Feld und sagten: ists nicht besser du H=== uns 100 Pf. zu geben, als an den Galgen zu kommen? Bald darauf führeten sie sie über das Feld nach Garlick-hill ins Haus der nämlichen Fr. B. wo man ihr durch Drohungen eine in kurzer Zeit zahlbare Anweisung auf Hn. W. abzwang, und nach dessen Erhaltung sie gehen ließ. Hr. W. kam in der von ihm bestimmten Zeit zurück, und wurde bestürzt, daß er sie nicht mehr zu Hause fand. Er meldete sich alsobald bei ihrem Gerichte, und wie er sie daselbst nicht fand, bei Hn. Fielding, wo er sie eben so wenig antraf. Er gieng also nach Hause zurück; J. H. kam bald nach, und erzählte ihm was ihr begegnet war. Nunmehr war die Entdeckung ihres Geschlechts ruchtbar geworden. Am Montage d. 14. Heum. kam Fr. B. mit der Anweisung zum Hn. W. um zu vernehmen, ob er, da sie am Mittwochen fällig war, das Geld darauf zahlen wollte: worauf er antwortete; wenn sie zur bestimten Zeit wiederkäme, würde er ihr genauern Bescheid geben. Mittlerweile erkundigte er sich bei dem Gerichte, wie er sich zu verhalten hätte, und dieses beorderte einen Constable zu derselben Zeit in Hn. W. Hause zu seyn. Fr. B. fand sich zur bestimten Zeit ein um das

Geld

Geld auf die Anweisung abzulangen, und brachte den Mulatten mit sich, wurde aber mit denselben in Verhaft genommen und vor das Gericht gebracht, welches in dem Engel in Whiteihapel saß. Hr. W. begab sich dahin, begleitet von J. H. in der Kleidung ihres Geschlechts, und unter ihren wahren Namen Mary East. Die grosse Veränderung, welche die Umwechslung der Kleider an ihrer Person gemacht hatte, samt dem gezwungenen Wesen in ihrer neuen Tracht, gab jederman etwas zu lachen.

In dem Verhör läugnete Fr. B. daß sie jemand geschicket hätte um 100 Pf. abzulangen. Der Mulatte versicherte aber, daß er, wenn sie ihn nicht gesandt hätte, nimmer würde hingekommen seyn. Kurz, sie widersprachen sich dergestalt, daß der ganze schelmische Anschlag an den Tag kam. In Absicht auf die 10 Pf. welche Fr. B. vorhin empfangen hatte, bestand sie darauf, daß M. E. dieselbe ihr zugeschicket hätte. Nachdem aber ihre Erpressung und Gewaltthätigkeit völlig bewiesen worden, wurden sie beide, ohne Bürgen stellen zu dürfen, bis zum nächsten Gericht, da das Urtheil soll gesprochen werden, in Clerkenwell Bridewell fest gesetzet. Der andere Kerl hat sich aus dem Staube gemacht, und man hat nichts weiter von ihm gehöret.

Ich habe den Umstand zu melden vergessen, daß des J. H. angebliche Frau, nachdem sie krank

geworden, sich zur Herstellung ihrer Gesundheit zu ihren Verwandten aufs Land begeben. Wie es aber daselbst ärger mit ihr geworden, ließ sie ihren angeblichen Mann zu sich rufen. Weil dieser aber nicht kam, entdeckte sie auf dem Todtbette das Geheimniß ihren Freunden, welche nach ihrem Ableben zu ihm giengen, und nicht bloß die Hälfte aller Mittel, sondern noch mehr foderten. M. E. war gleich Anfangs willig, ihnen die Hälfte bis auf einen Heller auszubezahlen, blieb aber dabei, daß sie nichts mehr haben sollten. So lange sie übrigens als Mann und Frau in einem Hause gewohnet, welches 34 Jahr gewesen, haben sie in den besten Credit und Ansehen gelebet, viele tausend Pfund umgesetzt, jedesmal am bestimmten Tage prompt bezahlet, und so zwischen 4 und 5 tausend Pfund ehrlich gewonnen. Sie hielten weder Magd noch Knecht. Mary East, weiland James How, zapfte selbst, wartete auf, und trug das Bier in Krügen zu. Sie ist entschlossen, so bald sie ihr Haus entweder vermiethet oder verkauft, und ihre Sachen in Ordnung gebracht hat, sich in eine andere Gegend zu begeben, um daselbst von ihren wohlerworbenen Mitteln ruhig und vergnügt zu leben.

* * *

XVI.

XVI.

Fortgesetzte Anzeigen, Auszüge, und Beurtheilungen der neuesten Englischen Bücher vom Jahre 1767.

The stage, the high road to hell; or an Essay on the pernicious nature of theatrical entertain ments &c. I. S. 6 d.

Dieser Versuch ist dem Hn. Madan einem berühmten methodischen Prediger zugeschrieben; muthmaßlich um ihm unter dieser Secte Abgang zu verschaffen. Denn dieselbe ist so zahlreich, daß an den Büchern, welche nur unter ihren Anhängern gelesen werden, mehr gewonnen wird, als an denen, die für alle andere Arten Leser bestimmet sind; sie mögen zum Nutzen oder Vergnügen dienen. Was indessen die Absicht des Verfassers, welcher versichert kein Geistlicher zu seyn, auch mag gewesen seyn; so ist sein Werk schon vor seiner Geburt durch Jeremy Colliers View of the stage

entbehrlich gemacht worden. Es ist völlig von derselben Art aber schlechter gerathen. Wir setzen seine Gründe her, und lassen dem Leser von derselben Kraft urtheilen.

Alle Künste, sagt er, haben ihren Ursprung der Erbsünde zu danken, und bescheinigen nicht eine Verbesserung sondern Verschlimmerung des Menschen.

Die Profeßion, der Schauspieler, sey allezeit für unehrlich gehalten worden: weswegen Demosthenes den Eschines damit gekränket, daß er ihm vorgeworfen: „Du warest ein Schauspieler, und „ich ein Zuschauer. Du spieltest deine Rolle, und „ich zischete dich aus.“ Ja wenn diese Profeßion nicht für unehrlich gehalten worden, so verdiene sie es allein aus dem Grunde, weil es wider die Rechtschaffenheit sey, einen fremden Charakter anzunehmen, und Dinge zu sagen, woran das Herz keinen Antheil hat. Die Lustspiele seyn überhaupt zu verdammen, weil ihre eifrigsten Verfechter selbst gestehen, ihre Hauptabsicht sey, zu vergnügen und nicht zu erbauen. Es sey ärgerlich, wenn oft Geistliche aufgeführet werden.

Nachdem der V. verschiedene tadelnswürdige Stellen aus Englischen Tragödien angezogen, um derselben schädlichen Einfluß auf die Sitten anzuzeigen; will er mit 2 B. Mos. XXIII, 13. erweisen, daß es verboten sey, den Namen heidnischer

Götter

Götter auch nur im Munde zu führen; da doch auf der Schaubühne nicht allein Jupiter, Juno, Apollo ꝛc. angerufen werden, sondern auch oft bei denselben geschworen wird; worauf er mit der bekannten Nachricht von dem Ursprunge des Lust- und Trauerspiels schliesset.

The English merchand, a Comedy, as it is acted at the Theatre Royal in Drury Lane. By G. Colman. I. S. 6 d.

Dieses Lustspiel hat Hr. Colman dem Hn. Voltaire, als eine Gebühr für seine Ewsseise, wovon der Englische Kaufmann geborget ist, zugeschrieben. Die vornehmsten Personen sind: Lord Falbridge, Ritter William Douglas, Freeport ein Kaufmann, Spatter, Lady Alton, Amelia, Molly ihr Mädchen, und Fr. Goodman, welche Zimmer vermiethet. Lord F. welcher zuerst der Lady A. aufgewartet, verläßt sie aus Liebe zu Amelia, welche unter dem Namen Walton bei Fr. Goodman wohnet, aber ihre Familie und Umstände verborgen hält. Um des Lords Umgang mit derselben zu stören, miethet Lady A. dem Spatter ein Zimmer in demselben Hause, um ihr daselbst als Spion zu dienen. Dieser Spatter ist ein hungriger Schurke von der abscheulichsten Art, ein Autor ohne Gewissen und Talente, welcher von der Zerstörung der Tugend und des Friedens seiner

Nebenmenschen lebet. Dieser geschickte Unterhändler entdeckt endlich durch Belauschung, Ausforschen der Wirthin, Verführung der Bedienten, Eröfnung der Briefe und Auffangen der Boten, daß Amelia eine Schottländerin ist, den Namen Walton nur angenommen hat, und in grosser Dürftigkeit sich befindet, welche sie doch, wie ihre Geburt und Angehörige aufs sorgfältigste zu verbergen sucht. Auf diese Entdeckung gründet er einen seines Charakters würdigen Anschlag. „Ein „Schottländer, sagt er, der sich versteckt, ist als „ein Feind der Regierung anzusehen. Ich will „derhalben angeben, ihr Vater sey ein übelgesinn„ter Unterthan, und habe seine Tochter in verrä„therischen Absichten nach London geschickt: ja ich „kan allenfalls wahrscheinlich machen, daß er selbst „in der Stadt sey: So bekommen sie, Lady, den „Lord wieder, und Amelia wandert ins Gefäng„niß.“ Mittlerweile besuchte Lady A. die Amelia, verweiset ihr, daß sie den Lord von ihr abwendig gemacht, und schlägt vor, sie auf einem Landsitze zu versorgen, wenn sie auf den Lord Verzicht thun, London verlassen, und den Ort ihres Aufenthalts verborgen halten will. Dies Anerbieten schlägt A. mit anständiger Großmuth aus. „Die Gnade, „sagt sie, welche Sie mir zugedacht haben, kan „ich, ohne mich selbst zu beschimpfen, nicht anneh„men. Mir fehlet nichts was ich mir selbst nicht

„verschaf-

„verschaffen kan, und ich bin in keiner Verlegen-
„heit, woraus E. Gn. mich retten kan.“ In dieser Lage der Sachen erscheinet der Ritter William Douglas, um sich in dasselbe Haus einzumiethen. Man erfährt, daß er den Namen Ford angenommen, an der Rebellion 1745. Theil gehabt, und durch Fürsprache des Lord B. welcher eben plötzlich gestorben, seinen Pardon gesucht habe. Er bemühet sich seine Tochter auszuforschen, welche er, wie er aus dem Königreiche entweichen müssen, nebst ihrer Mutter zurückgelassen, und die, nachdem sie vor etlichen Monaten eine Freundinn, wovon sie geschützet und versorget worden, verloren, nach einen unbekannten Ort sich begeben hatte. „Vielleicht, sagt der Vater, schwärmt sie, wie „ich, im Elende herum. Vielleicht ist sie in äus-
„serster Dürftigkeit: vielleicht entehret. Ein Ge-
„danke der mich martert!“ Indem Lady A. nach ihrer Unterredung mit Am. entrüstet die Treppe herunter eilet, begegnet ihr Freeport, dessen Charakter aus folgenden Auftritt am besten zu erkennen ist.

Freeport und Fr. Goodman.

Freep. Was für eine wunderliche Lady haben sie da gehabt! Sie begegnete mir auf der Treppe, flog aber als ein Furie vorbei, und machte mit ihrem Reifrocke einen solchen Wind, der mich fast wieder herunter geschmissen hätte.

Fr. Goodm. Ach, Eifersucht, Eifersucht ist eine schreckliche Leidenschaft; besonders in einer weiblichen Brust, Hr. Freeport.

Fr. Eifersucht! Sie wird doch nicht auf Sie, Fr. G. eifersüchtig seyn.

G. Nein. Aber auf eine meiner Eingemietheten.

Fr. Wer ist die?

G. Sie nennet sich Amelia Walton. Ich glaube aber, daß dies nicht ihr wahrer Name ist.

Fr. Nicht ihr wahrer Name. Sie ist doch eine tugendhafte Person?

G. Tugendhaft! Sie ist ein Engel. Aber dabei sehr arm, und doch stolz im höchsten Grad.

Fr. Stolz und Armuth ist eine wunderliche Composition, Fr. Goodman.

G. Nein, mein Herr. Ihr Stolz ist eine ihrer größten Tugenden. Er ists, welcher macht, daß sie sich ganz kümmerlich behilft, ohne es sich vor der Welt merken zu lassen. Obschon alle ihre Handlungen verrathen, daß sie ein Frauenzimmer von Geburt und Erziehung ist, nähret sie sich doch ihrer Hände Werk, und das ohne Murren und Klagen. Ich gebrauche allerlei List, ihr wider ihren Willen beizustehen: ich nöthige sie ihre Miethe zu behalten, um sich dafür die Nothdurft zu verschaffen, und versorge sie mit allem was sie bedarf, für das halbe

Geld

Geld was es mir selbst kostet: so bald sie aber meine kleinen Griffe merkt oder argwöhnet, nimt sie es übel, als wenn ich die Absicht gehabt hätte sie zu betrügen. Kurz, mein Herr, ihre unwankelbare Tugend und Grösse der Seele unter den Widerwärtigkeiten macht, daß ich sie als ein Wunder ansehe, und oft aus Mitleiden und Verwunderung Thränen vergiesse.

Fr. Ha! Weiber weinen leicht. Ich habe nie in meinem Leben geweinet: aber ich kan fühlen. Ich kan bewundern. Ich kan hoch schätzen. Was hilft Winseln? Hören Sie aber Fr. Goodman! Sie beschreiben mir da eine ausserordentliche junge Frauensperson, und machen mich neugierig, daß ich hingehen muß sie zu sehen. Ich bin doch ein wenig müde: bei ihr werde ich mich etwas wieder aufmuntern.

G. O mein Herr, lassen sie sich die Gedanken nur vergehen. Sie giebt und nimt keine Besuche an, sondern lebt in der äussersten Eingezogenheit.

Fr. Desto besser! Ich liebe die Eingezogenheit eben so sehr als sie. Wo sind ihre Stuben?

G. Auf diesem Stockwerke, jenseit der Stiege.

Fr. Ich will also augenblicklich zu ihr gehen.

G. In Warheit mein Herr, das können sie nicht thun. Es ist unmöglich.

Fr. Unmöglich! Wo steckt die Unmöglichkeit in ein Zimmer zu gehen? Kommen sie mit mir.

G. Um des Himmels willen, Hr. Freeport!

Fr. Ei! Ich habe keine Zeit zu verlieren. Ueber eine halbe Stunde habe ich etwas zu thun.

G. Würde es aber nicht etwas unhöflich seyn? Wie wenn ich sie, mein Herr, erst anmeldete?

Fr. Anmeldete! — Von Herzen gern. Denken sie aber daran, Fr. Goodman, daß ich ein Mann bin der immer zu thun hat, und keine Zeit mit Ceremonien und Complimenten verschwenden kan.

(Treten ab.)

Amelians Zimmer.

Amelia bei der Arbeit, und Molly.

Am. Nein Molly. Sollte Lord Falbridge wiederkommen, so will ich ihn durchaus nicht sprechen.

Moll. Aber, Madame, er liebt Sie in Wahrheit über alles in der Welt. Ich bin davon versichert, und glaube, daß er den Verstand verlieren werde wo Sie ihn nicht anhören.

Am. Rede kein Wort mehr von ihm.

(Fr. Goodman kommt.)

Frau Goodman!

G. Verzeihen Sie mir Madame! Hier ist ein Herr, einer von meinen guten Freunden, welcher um Erlaubniß bittet mit Ihnen zu reden.

Am. Ein Herr! Wer ist er?

G. Er nennet sich Freeport. Er hat zwar etwas besonders an sich, ist aber der gutherzigste Mann von der Welt. Ich bitte erlauben Sie ihm herein zu kommen, Madame.

Am. Keinesweges. Sie wissen ja, daß ich von keinem Menschen Besuche annehme.

(Freeport tritt herein.)

Mein Gott! da ist er schon. Fr. Goodman das kommt mir ja wunderlich vor.

Fr. Beunruhigen Sie sich nicht, junges Frauenzimmer! Beunruhigen Sie sich nicht!

Moll. Gewaltig dreiste, in der That.

Am. Verzeihen Sie mir mein Herr. Ich bin nicht gewohnt Besuche von ganz unbekannten Personen anzunehmen.

Fr. Unbekannte Personen! In ganz London muß kein Mensch bekannter seyn als ich. Ich bin ein Kaufmann. Mein Name ist Freeport. Freeport, in den Mänchen auf Krücken. Erkundigen Sie sich auf der Börse.

Am.

Am. Fr. Goodman, ich habe diesen Herrn in meinem Leben nicht gesehen. Ich kan nicht begreifen was er hier verloren hat.

Fr. Puh, Herzenskind! Fr. Goodman kennet mich gar wohl. (Fr. G. redet mit Am. besonders). So recht Fr. Goodman! Sagen Sie ihr wer ich bin, und daß sie sich zufrieden gebe.

G. Aber, m. H. die Lady siehet nicht gern, daß wir sie beunruhigen.

Fr. Beunruhigen! Ich will ihr nicht beschwerlich fallen. Ich bin gekommen mit Ihnen ein Schälchen Thee zu trinken. Lassen Sie Ihr Mädchen ihn zurecht machen. Wir wollen ihn statt in ihrem Zimmer hier trinken. Ich will während der Zeit mit dieser Lady ein paar Worte reden. Ich habe ihr etwas zu sagen.

Am. Mein Herr wo sie Geschäfte haben —

Fr. Geschäfte! Ich sage Ihnen, ich habe ganz besondere Geschäfte. Setzen Sie sich doch, und lassen Sie uns hier den Thee trinken.

G. Sie hätten mir aber nicht so auf den Fuß folgen müssen, m. H.

Fr. Ei, Liebe. (Goodman tritt ab.)

Moll. Dies ist der seltsamste Mann den ich in meinem Leben gesehen habe.

Am. Nun wohl, m. H. Da ich sehe, daß Sie in einer besondern Bekanntschaft mit Fr. G. stehen. Was haben Sie denn zu befehlen. (Sie setzen sich.)

Fr.

Fr. Ich habe Ihnen etwas zu sagen, junges Frauenzimmer. Ich bin ein offenherziger Mensch ohne Umstände, und will Ihnen itzt sagen, was ich auf dem Herzen habe. Man hat mir gesagt, daß Sie eine der besten Frauenspersonen in der Welt sind: sehr tugendhaft, aber auch sehr arm. Ich liebe Sie auch darum. Aber man sagt mir auch, daß Sie dabei erschrecklich stolz sind. Das gefällt mir nicht an Ihnen, Madame.

Moll. Noch immer so dreiste.

Am. Aber ich bitte, sagen Sie mir mein Herr, von wem haben Sie dieses?

Fr. Von Fr. Goodman.

Am. Sie hat Ihnen etwas aufgebunden. Zwar nicht eben in Absicht auf meinen Stolz, denn es giebt einen gewissen löblichen Stolz, welchen billig jederman, und besonders Frauenspersonen besitzen müssen: und was die Tugend betrift; so ist dieselbe nichts anders als meine Pflicht. Die Armuth aber läugne ich. Wer nichts bedarf, kan nicht arm heissen.

Fr. Dem ist nicht also. Sie reden nicht die Wahrheit: und das ist ärger als stolz seyn. Es ist mir gar zu wohl bekannt, daß Sie so arm als Job sind; daß Sie nicht einmal die Nothdurft haben, und in vierzehn Tagen etwa einmal satt essen,

Moll.

Moll. Meine Lady fastet der Gesundheit wegen, m. H.

Fr. Halts Maul, Rotznase! Bist du auch stolz?

Moll. Mein Gott welch ein Kerl!

Fr. Doch, Madame, stolz oder nicht stolz seyn, bringt keinen Groschen ein. Hören Sie, junges Frauenzimmer, ich habe mir die Regel gemacht (welche ein jeder guter Christ sich machen müsse) den zehnten Theil meines guten Glücks zu Liebeswerken anzuwenden. Wenn ich meinen Gewinn nachsehe, so steht eine Summe von 2000 Pfund auf der Creditseite meines Buchs, so daß ich 200 Pfund auszuzahlen habe. Dies sehe ich als eine Schuld an, welche Ihnen Ihrer Armuth halben zukommt. Ja, ich sage Ihrer Armuth halben. Läugnen Sie es nur nicht. Hier ist ein Bankzettel von 200 Pfund: und damit bin ich nun aus Ihrer Schuld. — Wo mag zum Henker der Thee so lange bleiben? Das ist wunderlich!

Moll. Mein lebelang habe ich so einen Menschen nicht gesehen!

Am. (Für sich.) Ich weiß nicht, daß ich jemals so beschämet worden bin.

Weil Amelia den Bankzettel durchaus nicht annehmen will, giebt Fre. ihn endlich der Fr. G. mit Ersuchen, der jungen Lady davon, ohne daß

sie

sie es merke, das nöthige zu besorgen; weil er nun begreift, daß dies schicklicher ist, als sein erstes Vorhaben. Molly bleibt immer dabei, sie hätte in ihrem Leben keinen so seltsamen Menschen gesehen. Fr. G. verspricht den Auftrag wohl zu besorgen, und sagt, Ameliens Tugend und Unglück gehe ihr durch ihre Seele. Ei, sagt Fr. Ich fühle wol so ein Bischen für sie; aber sie ist zu stolz. Welch schön Gesicht! welche feine Gestalt! welche angenehme Manieren! Und dabei ein vortreffliches Herz! Aber sie ist zu stolz. Sagen Sie ihr das. Hören Sie wohl? Sagen Sie ihr, sie sey zu stolz. Es will mir zu späte werden für meine Geschäfte. — Doch ich will sie in kurzen wieder besuchen. — Schade, daß sie so stolz ist! Der Leser wird schon errathen haben, daß Sir Douglas Ameliens Vater ist, welches sich alsobald in einer Unterredung zwischen beiden entdecket. Spatter entdeckt es auch aus einem aufgefangenen Briefe des Lords an Am. welche er durch ihre schlechte Umstände aufgemuntert, durch einen schimpflichen Antrag beleidiget hatte. „Es ist die„ser heuerste, verehrungswürdigste und tugend„hafteste aller Frauenspersonen! Wäre es möglich, „daß meine Reue wegen der Ihnen angemutheten „Beleidigung noch bitterer werden könte, so würde „es durch die Entdeckung Ihres wahren Standes „geschehen seyn. Ich habe erfahren, daß Sie die

„Tochter

„Tochter des unglücklichen Ritters Douglas sind.
„Urtheilen Sie daraus von der Angst meiner Seele;
„welche nur dadurch noch von der Verzweiflung
„zurück gehalten wird, daß ich hoffe Ihrem Vater
„dienen zu können, und dadurch meine Aufführung
„gegen seine mit höchsten Recht erzürnte Tochter in
„etwas auszusöhnen. Erlauben Sie mir diesen
„Abend vor Ihren Füssen meine Vergebung zu er-
„flehen, und zugleich meine genommene Maasre-
„geln Ihnen bekant zu machen.“ **Falb.** Nachdem Sp. die Am. unter dem Namen Walton wirklich angegeben hatte, erwartet er, daß sie binnen einer halben Stunde werde in Verhaft genommen werden: gleichwie er aber von ihrem Vater noch nichts weiß, behorcht er sie unter ihrer Unterredung an der Thüre und erfähret die Entdeckung. Derweile die Am. noch bei ihren Vater ist, kommen die Gerichtsdiener um sie wegzuführen. Anfänglich glaubte sie, daß es dem Ritter D. gelte; wie sie aber in der Ordre nur ihren Namen sieht, wird sie etwas ruhiger, weil sie keines Staatsverbrechens schuldig ist. Indessen wird sie durch die gelegene Ankunft des Fr. auf eine seinem Charakter gemässe Art wieder in Freiheit gesetzt.

Fr. zum Officier. Sie nehmen doch Bürgschaft an, m. H.

Off. In diesen Fällen ist es eben nicht gebräuchlich. Wenn man aber ja Bürgschaft annimt,

so

so läuft sie überaus hoch, und kan nur von Personen die sehr bemittelt und von bekannten Charakter sind, geleistet werden.

Fr. Wohl. Meine Mittel sind groß genug, und mein Charakter stadtkündig. Ich heisse Freeport.

Off. Ich kenne Sie gar wohl. m. H.

Fr. Ich stehe dafür, daß sie sich stellen werde. Ich verbinde mich auf 500 Pfund. Auf 1000, und wenn Sie noch mehr verlangen.

Off. Wollen Sie sich desfalls alsobald gerichtlich verschreiben?

Fr. Von ganzen Herzen! Lasset uns gehen.

(Will gehen.)

Off. Ists Ihr wahrer Ernst, m. H.

Fr. Ei, freilich. Warum denn nicht?

Off. Weil ich sagen muß, man werde wenig Leute finden, die ihr Geld so unsicher wagen.

Fr. Schlecht genug! Wer sein Geld zum Wohlthun anwendet, beleget es am sichersten, und auf die höchste Zinsen.

(Tritt mit dem Officier ab.)

Nachdem Amelia in Freiheit gesetzet worden, räth Fr. dem Ritter, sich unverzüglich aus dem Staube zu machen; hält ihn aber bald darauf zurück, weil er vernommen, daß Lord B. sich schon um seinen Pardon bemühet hätte, und glaubte,

daß der Herr, welcher des Lords Titel und Güter geerbet, als sein, des Fr. alter Freund nicht unterlassen würde, das was Lord B. zum Besten des Ritters angefangen, zu vollenden. Während dieser Zeit werden der Ritter D. und Am. wiederum in Verhaft genommen, doch bald durch Fr. befreiet, nachdem derselbe bei dem nunmehrigen Lord B. erfahren, daß der Pardon, desselbigen Morgens wie jener gestorben, schon ausgefertiget worden. Obschon Fr. bekennet Lust zu bekommen, die Amelia auf mehr als eine Art glücklich zu machen, verbindet er doch ihre und Lord Falb. Hände, weil er vernimt, daß dieser, welcher in dem Laufe der Handlungen zur Tugend wiederkehret, Anspruch auf sie macht, nachdem er sich mit ihr wieder versöhnet hat.

Dieses Stück hat alles was es haben muß. Der Styl ist natürlich und fliessend, die Sentiments sind edel, die Zwischenfälle zärtlich und rührend, und die Charaktere wohl ausgedacht und unterhalten. Doch findet der Englische Recensent zweierlei daran auszusetzen. Zuforderst, daß die Wahrscheinlichkeit verletzet worden, wenn Am. bloß weil sie eine Schottländerin ist und sich verborgen hält, wegen einer vor 20 Jahren in Schottland ausgebrochenen Rebellion, in den Verdacht eines Staatsverbrechens kommt, und deshalben in Verhaft genommen wird. Demnächst, daß des

Fr.

Fr. Charakter schlechterdings persönlich ist, und nichts mit dem Berufe zu thun hat, welcher dem Lustspiele den Titel giebt. Denn Freeports Gedenkungsart ist nicht dasjenige, was einen Englischen Kaufmann charakterisiret.

The farmer's letters to the people of England. Containing the Sentiments of a practical husbandman on various subjects of the utmost importance; particularly the balance of agriculture and manufactures. — The present state of husbandry the circumstances attending large and small farms. — The present state of the poor. — The proceedings of the society for the encouragement of arts &c. — The importance of timber and planting-emigrations to the colonies &c. to which are added *Sylvae*, or occasional tracts on husbandry and rural oeconomies. 4 S.

Der weitläuftige Titel dieses Werks enthält schon einen Auszug desselben. Es ist mit vieler Einsicht, aber mehr zum Vortheil des ausländischen Kornhandels und grosser Landeigenthümer, als der Manufacturen und des geringen Volks geschrieben.

Ananas: or a treatise on the pine-apple &c. with the method of raising melons. 2 S.

Love in the city, a comic opera. 1 S. 6 d.

Es giebt viele anstößige, ja fast unehrbare Stellen in den Dialogen dieses Stücks; wiewohl in denselben, wie in den Zwischenfällen einige sehr komisch sind. Die Folge der Begebenheiten ist nur ein Gewebe von Ausschweifungen und Ungereimtheiten. Die Charaktere sind bald unnatürlich bald übel angemessen. Indessen ist der Verfasser derselbe, der sich durch seine Love in a village, und The maid of the mill, vieles Lob erworben hat.

The adventures of an author, written by himself and a friend. 11 Vols. in 12. 6 S.

The cruel disappointment, or the history of Miss Emeline Merrick. A novel founded in fact. 11 Vols. 12. 6 S.

The present state of great Britain and North-America, with regard to agriculture, population, trade and manufactures. 5 S.

Harwood's thoughts on time and eternity. 1 S. 6 d.

Lardner's ancient testimonies. Vol. 4. 10 S. 6 d.

Warburtons Sermons. Vol. 3.

Houlton's Discourse in defence of inoculation. 2 S.

Single

Single Sermons of the Bp. of Oxford, Dr. Porteous, Mr. Noble, and Mr. Cooper.

Critical Disſertation on Iſaiah VII. 13-16. 1 S.

Macaulay's hiſtory of England. Vol. III. 15 S.

Dr. Warners hiſtory of the masſacre &c. in Ireland. 1 L. 1 S.

Modern Eden. 5 S.

Poems on various ſubjects.

Artig genug, aber nicht über dem Mittelmäßigen.

The perplexities, a Comedy. 1 S. 6 d.

Poems and Translations. 4 S. By the Author of the progreſs in Phyſic.

Lexiphanes, a Dialogue, imitated from Lucian. 2 S.

Eine Satyre auf die Einführer neuer Worte und gezwungener Ausdrücke, beſonders H. J=n und Dr. A=e.

Mr. Blainville's Travels through Holland, Germany, Switzerland and Italy: translated from the original MS. never published, by Dr. Turnball, Mr. Guthrie and others. III Voll. 4. With 48 large folio copperplate. 2 L. 5 S. bound.

Hr. Blainville wurde durch den Wiederruf des Edicts von Nantes genöthiget, aus ſeinem Vaterlande ſich nach Holland zu begeben, und von dannen als Legationsſecretair der Gen. Staaten an

den Spanischen Hof gesand. Diesen wichtigen Posten bekleidete er 4 Jahr mit grossem Lobe, und kam darauf nach London, woselbst der damalige Kriegssecretair Hr. Blathwaite ihn vermochte seinen Sohn auf dessen Reise durch Europa zu begleiten. Vier Jahre wurden mit dieser angenehmen Reise zugebracht, auf welcher er die Materialien dieses Werks gesamlet hat. Mit einer gründlichen Kenntniß des Menschen, auch neuer und alter Bücher und Sprachen, samt einer ungemeinen Geschicklichkeit in der Baukunst, Bildhauerkunst, Mahlerei und den Alterthümern, verbindet sich ein scharfsinniges richtiges Urtheil, ein unermüdeter Fleiß, eine strenge Liebe der Wahrheit, ein feiner Geschmack, eine ihm ganz eigene Genauigkeit, um dieser Reisebeschreibung den Vorzug vor allen andern zu geben. Nichts kan angenehmer seyn als dem Verfasser von einem Lande zum andern, von einer Stadt zur andern zu folgen, und sich von derselben Lage, alten und gegenwärtigen Zustande, bürgerlichen und kirchlichen Verfassung und mannigfaltigen Staatsveränderungen unterrichten zu lassen. Die interessantesten Begebenheiten aus der Historie, vermischt mit angenehmen Anekdoten, und begleitet von gefügten Anziehungen aus den alten Schriftstellern, besonders Dichtern, nach Art des Hn. Addison, geben fast jeder Seite Leben und Anmuth. Man findet hier ausser

prächtigen Gebäuden, und vielen, zum Theil noch nicht bekannt gemachten Inschriften, vollständige Nachrichten von den berühmtesten Büchersälen, Kabinetten, Medallien, Gemälden, Statuen, auch theils verstorbenen theils noch lebenden grossen Männern; imgleichen von vielen Höfen, derselben Charakter, Ministern, Politik, Einkünften ꝛc. Kurz von allem was nützlich und vergnügend seyn kann. Hr. Bl. verbessert so viele Fehltritte seiner Vorgänger, daß man sich verwundern muß, wie ein Ch. Patin, ein Spon, ein Mabillon, ein Misson, und unter andern Burnet, ja zuweilen selbst Addison sich so oft haben irren können.

The conclusion of the memoirs of Miss Sidney Biddulph. 11 Vols. 5 S.

Historical memoirs of His late R. Highness D. of Cumberland. 6 S. bound.

The principles of Mr. Harrison's Timekeeper, with plates. 5 S.

The adventures of Emmera, or the fair Americain. in II. Vols. 6 S.

Dissertations on subjects relating to the genius and the evidences of Christianity. By Alex. Gerard, D. D. 6 S. bound.

The history and present state of the electricity. By Ioseph Priestly. L. D. and F. R. S.

The compleat grazier, or gentleman and farmer's directory. 3 S.

The ghaſt; a Comedy of 2 Acts, as it is now performed. 1 S.

Ein Stück, welches luſtiger zu ſehen als zu leſen iſt.

Eſſay on Friendship; a Poem. 2 S.

Elegies. By Thomas Ruſſel. M. D. 1 S. 6 d.

Die Elegien heiſſen: 1. Der Sturm. 2. Strephon. 3. Dr. Young. 4. Phillis.

An Eſſay on the hiſtory of civil Society. By Adam Ferguſon L. L. D. Profeſſor of moral philoſophy at Edinburgh. in 4. 15 S. bound.

Ein vortrefliches Werk, durch und durch voll feiner Gedanken, ſcharfſinniger Grundlehren, und einer ausgebreiteten Gelehrſamkeit. Es iſt mit einer Stärke, Zierlichkeit und Deutlichkeit geſchrieben, die man in neuern Schriften nicht gar zu oft antrift. Die ſechs Hauptſtücke, woraus es beſteht, haben folgende Ueberſchriften.

1. Allgemeine Charaktere der menſchlichen Natur.
2. Geſchichte roher Völker.
3. Geſchichte der Geſchliffenheit und Künſte.
4. Folgen die aus Beförderung der bürgerlichen und Handlungskünſte entſpringen.
5. Abnahme der Völkerſchaften.
6. Beſtechung und politiſche Sclaverei.

The

The modern universal history. Vol. XLIV. 9 S.

Observations on the air and epidemic diseases, from 1738. to 1748. Vol. II. by Iohn Huxham, M. D. F. R. S.

The Concubine, a poem. 2 S. 6 d.

The memoirs of the Count of P —— Shewing the dreadful consequence of Vice, and the happines of being virtuous. 6 S.

An enquiry into the principles of political Oeconomy, by Sir Iames Stuart, Bart. 2 L. 2 S.

An Essay on perfecting the fine arts in great Britain and Ireland. 1 S.

Philodamus, a Tragedy. in 4. 2 S. 6 d.

Anglo-Norman antiquities, considered in a tour through part of Normandy: by Dr. Ducarel: illustrated with 27 copper-plates. In Fol. 1 L. 11 S. 6 d.

Letters from the Countess de Soncerre to the Count de Nance, her friend. By Mad. Riccoboni. II. Vols. 5 S.

Letters to the Earls of Pomfret, of Corke and Orrery. By Sam. Derrick. Esq. 4 S.

Free and candid disquisitions, relating to the Dissenters. Part. I. 2 S.

A Dialogue between Scipio and Berganza, two dogs belonging to the city of Toledo;

with the comical history of Rincon and Cortado.

Diese beide Stücke empfehlen sich durch eine lebhafte Vorstellung der Sitten, Gewohnheiten und des Charakters von Spanien. Der Leser findet hier eine angenehme Abschilderung der Lebensart des gemeinen Volks, mit starken Zügen des Eigenthümlichen der Nation, und Auftritte, für die sich keine ernsthaftere Erdichtung schickte. Zum Erweis, daß Stolz und Armuth den Charakter des Spanischen Volks ausmache, wird angemerket, daß mancher, der in seidnen und sammtenen Kleidern, mit einer Feder auf dem Hute und Degen an der Seite einher tritt, seine ganze Beschäftigung daraus macht, durch allerlei kleine Ränke und Erfindungen das liebe Brod zu suchen. Darauf kommen fast alle ihre grosse Thaten hinaus, welche von ihren komischen Schriftstellern, besonders dem Verfasser des Lazarille de Tormes, einem Manne vom ersten Range in Spanien, gerühmet werden.

A Voyage round the World in the Dolphin, under command of Commodore Byron. 3 S. 6 d.

So bald dies Buch herausgekommen war, erschien in dem Daily Advertiser folgender Artickel: „Wir unterschriebene Officire des Kriegsschiffs Delphin,

phin, sind bevollmächtiget, der Welt, in Absicht auf ein neulich herausgekommenes Buch, A Voyage round — welches von einem Officir dieses Schiffs soll geschrieben seyn, bekannt zu machen; daß keiner derselben der Verfasser dieses Buchs sey; daß sie die Reise ohne höhere Erlaubniß nicht bekannt machen dürfen, und der Verleger ihnen ganz unbekannt sey. P. Mouat Kap. John Marshal 2 Lieut. George Robertson 3 Lieut. Henry Stacy Proviantmeister. Der erste Lieutenant ist 7 Monate, und der Master 3 Monate nicht zu Hause gewesen, und sind noch nicht zurück gekommen. Diese nebst dem itzt auch abwesenden Wundarzte, und den obbemeldeten Unterzeichnern waren die Oberofficire des Schiffs."

Dieser Artickel wurde zween Tage darauf folgender maassen im Gazetteer beantwortet: „Es haben etliche Officire des Schiffes, vielleicht aus privat Bewegungsgründen geläugnet, daß sie Antheil an der Ausgabe dieses Buchs hätten, und versichert, daß sie weder den Verfasser noch Verleger kenneten. Allein das heißt nichts. Der Verfasser ist ein Officir. Dieselben Gründe, welche jene bewogen haben, den Artickel öffentlich bekannt zu machen, verpflichten ihn, sich verborgen zu halten. Das Buch enthält eine zuverläßige wahre Nachricht von dem was auf der Reise gesehen worden, und ist von einem Officir des Schiffes

geschrie-

geschrieben worden. Dies ist eine Wahrheit, welcher jene Herren nicht widersprechen werden, wie sie auch in der That nicht gewaget haben. Der Verfasser hätte dem Werke seinen Namen vorgesetzet, wenn er, ohne sich dem Unwillen seiner Obern auszusetzen, es hätte thun können. Da er es also nicht thun durfte, so wird dieser unbeträchtliche Umstand nicht zum Nachtheil einer Wahrheit gereichen, welcher die Gegner des Werks so wenig als die Welt widersprechen kan." *)

An ode to Genius. By I. Iennings, Marter of St. Saviours free grammar-school in Southwark. 6 d.

The entertaining medley, being a collection of genuine anecdotes, delighful stories froticks of wit and humour, with other notable displays of the force of the human genius.

Diese Samlung enthält ausser dem Spaß des H. von Montague, der Force of Love; Love and honour und dem Charakter des Hn. Hastings und andern dem Gentl. Magazine eingerückten Stücken

*) Da der Verfasser versichert, daß der Commandeur und einige von der Schiffsgesellschaft mit Patagonischen, zehn Schuhe hohen Riesen Unterhandlungen gehabt habe, so hat man dieses Stück von der Historie des Buchs dem Leser nicht vorenthalten wollen, um von der Glaubwürdigkeit desselben zu urtheilen. d. Ueb.

Stücken, verschiedene witzige Gedanken aus Swifts Werken, und macht nebst den übrigen kurzen Versuchen des Spasses und der Laune eine Art eines Vade mecum des Witzes aus.

The Buck, a poem.

Tunbridge epistles; from Lady Margaret to Countes of B - - - 1 S. 6 d.

Eine mittelmäßige Nachahmung des New Bath guide.

Some observations on the causes of the dearness of provision in general, and corn in particular, with proposals for regulating marckets on a plan something different from the present general usage. By a Country Gentleman. 1 S. 6 d.

Diese Schrift enthält nichts was nicht seit einem Jahre in fast täglich herausgekommenen Schriften schon gesagt worden.

The Cries of blood, or Iury-man's monitor &c. 1 S. 6 d.

Eine Samlung verschiedener Beispiele derer, die auf wahrscheinliche aber trügliche Anzeigen unschuldig verurtheilet und hingerichtet worden. Viele Beispiele sind ohne Urtheil gewählet, nicht genau genug, und wohl gar ohne hinlängliche Beglaubigung, erzählet. Sie können mit denen in Brem. Mag. B. I. S. 131. und B. VII. S. 254. vermehret werden.

A new topic of converſation.

Dieſe angegebene neue Materie der Unterredungen iſt die Ueppigkeit, oder der Luxus. Wer dieſelbe aber für einen neuen Unterredungsſtoff hält, giebt zu erkennen, daß er das Wort noch nicht verſtehe. Luxus iſt die Ergötzung, welche aus der Vergnügung künſtlicher Mängel entſteht. Wer dieſes auf eine ehrliche Art, ohne Nachtheil ſeiner Geſundheit und der Güter ſeines Nebenmenſchen thut, handelt nicht nur unſchuldig, ſondern auch verdienſtlich. Sein Geld verbreitet Ueberfluß und Freiheit, verſchaft dem Fleiſſe Arbeit und Belohnung, und dienet dem Lande beides zur Wohlfahrt und zum Schutze. Wer Schulden macht die er nicht zu bezahlen weiß, und ſich Krankheiten zuzieht, wozu ſeine Natur nicht aufgeleget war, iſt ein Dieb und Selbſtmörder, und ſeine Verbrechen ſind in keinem andern Sinn Wirkungen des Luxus zu nennen, als Schwelgerei und Trunkenheit Folgen des Hungers und Durſtes heiſſen können. Das Mittel, welches der V. dagegen vorſchlägt, daß nämlich nichts im Kleinen auf Credit ſollte verkauft werden, würde den eigenen Handel und Manufacturen zu Grunde reiſſen, und den Vortheil Ausländern zum Untergang des Staats in die Hände ſpielen. Er hat ſeine Gründe in einer Unterredung zwiſchen Philon und Genio eingekleidet, welche mit vieler Höflichkeit einander complimentiren,

aber

aber bei aller ihrer Strenge gegen den Luxus der Schwelgerei das Wort reden. Genio erzählt, daß ein Schneider, wie sein Schuldner ihm nebst den übrigen Gläubigern 50 Procent geboten, seine Rechnung doppelt so hoch angesetzet, und dadurch seine völlige Bezahlung bekommen, da die andern, welche ehrlich angeschrieben hatten, mit der Hälfte vorlieb nehmen müssen. Indessen Ph. dies für eine ehrliche List erkläret, macht G. diesen schönen Grundsatz: Es sey nur eine halbe Sünde bei einem Schelmen ein Schelm zu werden. Es hat freilich böse Folgen, wenn gar zu leicht Credit gegeben wird, allein die daraus entspriessende Uebel dadurch heben wollen, daß man allen Credit aufhöbe, würde eben so gut seyn als zur Tilgung einer Warze das ganze Glied abschneiden.

A Scheme to pay of, in a few years, the national debt, by a repeal of the marriageact.

Tables and Tracts, relative to several arts and sciences. By Iames Ferguson. F. R. S. 5 S.

Hier ist eine und andere Probe dieses gemeinnützigen Werks.

Eine Anmerkung bei Stellung eines Sonnenzeigers.

Wenn

Wenn ein Sonnenzeiger nach der genausten Ausrechnung gemacht, und in dem Augenblicke, da die Sonne in den Meridian tritt, aufgestellet wird, wird der Schatten des Zeigers des Vormittages eine Minute zu früh, und des Nachmittages eine Minute zu spät zeigen. Denn des ganzen Vormittages stimmet die Ecke des Schattens, der die Zeit anweiset, mit dem vordersten Rande der Sonnenscheibe überein, gleichwie die andere Seite des Schattens mit dem hintersten Rande der Sonne des ganzen Nachmittages. Indessen ist es der Mittelpunct der Sonne, welcher die eigentliche Zeit in dem eingebildeten Stundencirkel des Himmels bestimmet. Da nun die Sonne einen halben Grad breit ist, braucht sie zwo Minuten, sich durch einen Raum, der ihrer Breite gleich ist, zu bewegen; folglich wird um Mittag der Schatten des Zeigers zwo Minuten lang gar keine Bewegung haben. Ist also der Sonnenzeiger am Vormittage richtig nach der Sonne aufgestellet, so wird er des Nachmittages zwo Minuten zu spät; und wenn er am Nachmittage richtig gesetzet worden, des Vormittages zwo Minuten zu früh gehen. Das einzige Mittel diesem Ungemache abzuhelfen, so ich weiß, ist, daß man eine jede Stunde mit ihren Abtheilungen eine Minute näher nach 12 rücke, als die Berechnung erfodert

Farben, welche aus Vermischung farbenloser Feuchtigkeiten entstehen.

Weingeist mit Vitriolgeist wird roth.

Die Solution des Queckſilbers mit Weinsteinöhl wird oranien.

Die Solution des Sublimats und Kalkwassers wird gelb.

Die Tinctur von Rosen mit Weinsteinöhl, grün.

Die Solution von Kupfer mit Salmiakgeist, purpur.

Die Tinctur von Rosen mit Weingeist, blau.

Die Solution von Sublimat mit Salmiakgeist, weiß.

Die Solution von Bleizucker und Solution von Vitriol, schwarz.

Farben, welche aus Mischung gefärbter Feuchtigkeiten entstehen.

Saffrantinctur, welche gelb ist, mit rother Rosentinctur, giebt grün.

Die blaue Violentinctur, mit dem braunen Schwefelgeist, karmosin.

Die rothe Rosentinctur mit dem bräunlichen Hirschhorngeist, blau.

Die blaue Violentinctur mit der grünen Auflösung von Kupfer, violet.

Die blaue Kornblumentinctur mit dem blauen Salmiakgeist, grün.

Die blaue Auflösung von hungarischen Vitriol mit brauner Lauge, gelb.

Jene nämliche Auflösung mit der rothen Rosentinctur, schwarz.

Kornblumentinctur mit der Auflösung von Kupfer, roth.

Farben die sich verändert haben und wieder hergestellet werden.

Die grüne Auflösung von Kupfer wird durch Salpetergeist farbenlos, und durch Weinsteinöhl wieder hergestellet.

Die Infusion von Galläpfeln wird schwarz, durch eine Auflösung von Vitriol; wiederum helle durch Vitriolöhl, und aufs neue schwarz durch Weinsteinöhl.

Rothe Rosentinctur wird durch eine Auflösung von Vitriol schwarz, und wiederum roth durch Weinsteinöhl.

Eine leichte rothe Rosentinctur wird durch Vitriolgeist hochroth, durch zugeschütteten Salmiakgeist grün, und wenn noch Vitriolöhl zugegossen wird, wiederum roth; die Auflösung von Grünspan wird durch Vitriolgeist farbenlos, darauf durch zugeschütteten Salmiakgeist purpur, giesset man Vitriolöhl hinzu, wird alles wiederum farbenlos.

Letters on the British Museum. 2 S.

Ein kleines Werk in 12. von 92 Seiten, welches nur die vornehmsten Curiositäten des Museum anzeigt.

The

The annual Regiſter, for the Year 1766. 5 S.

An Eſſay on eſtabliſments in religion. 2 S.

A diſcourſe concerning the irritability of ſome flowers: a new diſcovery. 1 S.

An inquiry, hiſtorical and critical, into the evidence againſt Mary Q. of Scots. 5 S.

An Eſſay towards an inveſtigation of the preſent ſuccesful method of inoculation. By B. Chandler. 1 S.

The Woman of fashion, or the hiſtory of Lady Diana Dormer. 6 S. bound. 2 Vols.

Letters on the importance of the riſing generation of the labouring part of our fellow-ſubjects. in 2 Vols. By Ionas Hanway Eſq. 7 S.

Military inſtitutions of Vegetius. By Lieut. Iohn Clarke. 5 S. bound.

Looſe Remarks on certain poſitions to be found in Hobbes's philoſophical rudiments of government and ſociety. By Cathar. Macaulay. 1 S.

The root of proteſtant errors examined. 1 S.

A defence of ſtrictures on Dr. Lowth. 1 S.

View of the Trinity in the glaſs of divine revelation. 1 S.

Cooper's on the errors of Popery. 1 S.

Dimsdale's present method of inoculation. 2 S. 6 D.

An Essay on diseases most fatal to infants. To which are added rules to be observed in the nursing of childern. By George Armstrong. M. D. 2 S. 6 d.

Dieser Versuch, nebst den angefügten Regeln zur Wartung der Kinder, ist eine vernünftige und sehr nützliche Schrift, welche das was der Titel verspricht, in der größten Deutlichkeit abhandelt. Zu wünschen wäre es, daß alle die mit Wartung kleiner Kinder zu thun haben, die altweibischen Vorurtheile ablegen, und sich von diesem Buche unterrichten lassen möchten.

Hill's familiar letters. 4 S.

Historical essays upon Paris. From the French of Saintfoix. 3 Vols. 9 S.

Diese Versuche sind in einem Ton der Freiheit, mit scharfsinnigen und theils neuen Anmerkungen geschrieben. Hier sind ein paar Proben davon. Wie Ludwig XI. 1471. seine Bibliothek mit einer Abschrift von Dr. Rasis Werken vermehren wollte, lehnte er das Original von der medicinischen Facultät zu Paris, und gab derselben zur Sicherheit nicht allein 96 Unzen Silber, sondern auch die Bürgschaft eines Kaufmanns für 100 Kronen. So wunderlich es aussieht, daß ein König Unterpfand

pfand und Bürgschaft für ein Buch in seinem eigenen Lande stellet; so klar ersiehet man daraus, wie selten und wie theuer die Bücher, auch noch einige Zeit nach Erfindung der Buchdruckerkunst gewesen. Der berühmte Mahler Ludwig Cigoli hat bei der Beschneidung Christi dem Hohenpriester, welcher die Ceremonie verrichtet, eine Brille, welche doch erst dreizehn hundert Jahre hernach erfunden worden, aufgesetzet. In dem Kriege mit den Albigensern belagerte die Katholische Armee Beziers, worin viele Ketzer aber noch mehr Katholicken waren. Wie die Sturmleitern sollten angesetzt werden, fragten die Officire den Päbstl. Legaten, wie sie es machen sollten, wenn man die Katholischen unmöglich von den Ketzern unterscheiden könte. Tödtet sie mit einander, gab dieser zur Antwort, Gott wird die seinigen schon kennen. Dieser grausamen Instruction zu Folge, wurden alle Einwohner der unglücklichen Stadt, ungefähr 60,000 Seelen, ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts niedergehauen.

Ieffery's study of geography improved. 2 S. 6 d.

Critical reflections on the character and actions of Alexander the great: by Frederick Augustus, Prince of Brunswick. 2 S.

Der Durchlauchtige Verfasser giebt in diesem Werke die preiswürdigste Güte des Herzens zu erkennen, und gewiß auf eine rühmliche Art sich beschäftiget als Fürsten, selbst in unsern erleuchteten Zeiten zu thun pflegen. Es ist ein Buch, welches billig alle, die die Geschichte Alexanders lesen, bei der Hand haben sollten. Wir wollen eine Probe von der vortreflichen Denkungsart des Prinzen geben. Nachdem er den Charakter Alexanders geschildert, fähret er fort: Man merkte, daß er allezeit Thränen vergoß, so oft sein Vater eine Eroberung gemacht, oder einen Sieg erhalten hatte. „Wie unglücklich bin ich! sagte er zu seinen jugend„lichen Freunden. Wo mein Vater stets so glück„lich ist, bleibt mir nichts zu erobern übrig!“ Diese Empfindung, welche unser Held so lebhaft fühlte, ist beides zu loben und zu tadeln. Zu loben war es, daß er, nachdem er kaum aus dem Kindheitsalter heraus getreten war, eine so grosse Begierde hatte, sich von den Fürsten seiner Zeit zu unterscheiden, welche nach dem Beispiele der Persischen Könige, ihr Leben in Ueppigkeit und weibischer Zärtlichkeit zubrachten. War es aber nicht ein grosser Irrthum sich einzubilden, der einzige Weg, wodurch ein König sich berühmt machen könne, sey, einen Theil des menschlichen Geschlechts auszurotten, tausende unglücklich zu machen, und das unschuldige Blut ganzer Nationen zu vergiessen. Wie

hätte

hätte nicht das menschliche Geschlecht sein Schicksal zu beklagen, wenn alle die auf Thronen sitzen, eben so dächten? Dann würde die Welt in kurzem entvölkert werden. Ein König der noch einiges Gefühl der Menschlichkeit hat, wird allezeit den Krieg als ein Unglück ansehen. Er kan sich Ansehen und Ruhm genug verschaffen, wenn er seine Unterthanen mit Klugheit und Billigkeit regieret, und seine Handlungen nach den Gesetzen der Natur und Vernunft einrichtet. Nur wenn ein Krieg unvermeidlich ist, gebierets ihm Ruhm, sich durch Heldenthaten hervorzuthun. Dann thut er was seine Pflicht erheischt.

Kimber's Peerage of Scotland. 3 S.
Supplement to Ferguson's lectures on Mechanics. 4 S.
Harlequin: a defence of groteſque comic performances. 2 S. 6 d.
Pieces choisies des meilleurs auteurs Francois 6 Vols. 1 L. 4 S.
An ode to Virtue. 1 S.
An Esſay on original genius, and its Various modes of exertion in philoſophy and the fine arts, particularly in Poetry. 4 S.

Die Abhandlung erfüllet nur sehr mittelmäßig die Erwartung, welche der Titel erwecket. Der Verfasser trägt durchgehens ganz bekannte und

schon hundertmal gesagte Sachen vor, was er neues meinet gefunden zu haben, wird die Probe schwerlich aushalten, und er verhüllet sich zur Verhelung seiner Schwäche, oft in eine orakelmäßige Dunkelheit. Der Versuch besteht aus zweien Büchern. Des ersten Buchs erster Abschnitt enthält die Definitionen mit ihren Erläuterungen. Der V. betrachtet das Genie als eine Eigenschaft, welche aus ihren Ingredienzien zusammengesetzet ist. Diese sind Einbildungkraft, Urtheil und Geschmack. Den beiden ersten giebt er die Definitionen die in jedem logicalischen Compendio stehen. Der Geschmack ist ihm ein innerlicher Sinn, welcher unabhänglich von der Vernunft, und ohne Appel urtheilet, ob eine Sache groß oder klein, schön oder garstig, anständig oder lächerlich sey; ja in den Werken der Kunst das Urtheil regieret. Im 2ten Absch. wo er von den Anzeigen des Genies handelt, sagt er, es offenbare sich in unzählich verschiedenen Formen, welche mit einander ihre Verschiedenheit von einem der Ingredienzien des Genies, als einer Eigenschaft, die allen diesen Formen gemein ist, bekommt. Diese Eigenschaft ist die Einbildungskraft. Im 3ten Absch. wird gesagt, daß die Einbildungskraft (welche vorhin als ein Ingredienz des Genies betrachtet worden) die Mutter, und Genie das Kind sey; daß jene noch zwei andere Kinder habe; und der ganze Abschnitt

schnitt beschäftiget sich damit, zu erweisen, daß Genie, Witz und Laune in der That drei verschiedene Kinder, und nicht eins seyn. In dem 4ten Abschnitte betrachtet er den wechselsweisen Einfluß der Einbildunskraft auf den Geschmack, und des Geschmackes auf die Einbildungskraft. Der Geschmack erhält seine Lebhaftigkeit, oder wie der V. sich ausdrückt, seine Empfindlichkeit von der Einbildungskraft, und diese ihre Richtigkeit und Genauheit vom Geschmack. Im 5ten Absch. handelt er von den verschiedenen Graden des Genies, und von den verschiedenen Arten wie es sich äussert. Im ersten Abschnitte des 2ten Buchs handelt er von demjenigen Grade des Genies, welcher eigentlich original heißt. Im zweiten von dem philosophischen; im dritten vom original-poetischen; im vierten vom Originalgenie der übrigen schönen Künste. Der letzte zeigt, warum das originalpoetische Genie sich in den ersten ungeschliffenen Zeiten des gesellschaftlichen Lebens in seiner grössesten Stärke zeige. Die erste Ursache, sagt er, giebt das Alterthum der Zeit selbst. Die Gegenstände waren noch neu und die Gruben der Einbildungskraft noch unberühret. Weil der erste Poet Schätze die noch ungeplündert waren vor sich hatte, so konte es nicht fehlen, oder er mußte als ein Original erscheinen. Daher ist in keiner schon gesitteten Nation, nachdem man sich auf die Kritik gele-

get, und Regeln einer guten Schrift festgesetzet worden, irgend ein ungemeines Werk zum Vorschein gekommen.

Der V. begeht zwar augenscheinlich den Fehler, daß er einen **ersten** Gedanken und einen **original** Gedanken mit einander vermischet: indessen ist wohl gewiß, daß allzuviel Regeln, Fesseln des Geistes sind, und eine gar zu strenge Beobachtung derselben dem Genie fatal ist.

The Idylliums of Theocritus, translated from the greec, with notes critical and explanatory. By F. Fawkes. M. A. 6 S. bound.

Die Hauptregel, welche Hr. F. bei seiner Uebersetzung sich gemacht hat, ist, den Mittelweg zwischen einer wörtlichen Uebersetzung und einer freien Umschreibung zu halten. Er hat sich der neumodischen Ausdrücke nur selten bedienet, und sich keine Freiheit bei seinem Autor genommen, als wenn er es nöthig erachtete, die Grazie desselben recht auszudrücken, indem er beides den Geist des Originals und poetischen Styl der Uebersetzung unterhalten mußte. Das Werk wird vollkommener durch eine Menge von allerlei Anmerkungen, welche, wie er bekennet, ihm die meiste Arbeit gekostet haben. Diese dienen theils das Dunkle aufzuheitern, theils das Schöne durch angebrachte Beispiele in ein völligeres Licht zu setzen, theils verschie-

verschiedene Nachahmungen des Theocrits bei andern Schriftstellern anzuzeigen. In der Vorrede giebt er Nachricht von etlichen Handschriften und seltenen Ausgaben des Theocrits; eine kurzgefaßte aber vollständige Beschreibung der alten Bukolischen Versart, welche ihm von Dr. Jortin mitgetheilet worden, und stattet verschiedenen ansehnlichen Herren, welche ihm bei diesem Werke behülflich gewesen, seinen Dank ab: besonders dem berühmten Samuel Johnson, dem scharfsinnigen Josepf Warton, dem gelehrten Dr. Plumpfree Ewzdechanten zu Ely, welcher so gütig gewesen, einen jeden Bogen so wie er aus der Presse gekommen, durchzusehen. Auch hat er dem Werke eine Lebensbeschreibung des Theocrits vorgesetzet, in welcher er alles was man von ihm weiß, zusammengetragen, das sich widersprechende herausgeworfen, und was andere so alte als neuere Schriftsteller die von ihm gehandelt haben, ausgelassen, hinzugefüget.

The Works of Metastasio translated from the Italian. By John Hoole. 2 Vols. in 12. 6 S.

Nachdem diejenigen, welche die Opern in London besorgen, verschiedene dramatische Stücke des Dichters sowol in einigen Uebersetzungen als bei Vorstellung des Originals auf die unverant-

wort-

wortlichste Art verstümmelt und verhunzt haben, ist Hr. Hoole dadurch bewogen worden, desselben Ehre durch eine Uebersetzung aller seiner Werke zu retten. Seine schöne Uebersetzung des Tasso leistet hinlängliche Gewähr für seine Geschicklichkeit, welche in diesem Werke eben so deutlich als in jenem in die Augen fällt. Die Vorfälle, die Sitten und Bilder des Originals, haben unter seiner Hand nichts verloren; und wenn in Absicht auf den Ausdruck einige Schönheiten nothwendig etwas leiden müssen, weil eine jede Sprache ihr Eigenthümliches hat, so wußte ein so geschickter Uebersetzer als Hr. Hoole, dieselbe mit andern Schönheiten abzuwechseln. Seine Versification ist beides leicht und richtig, stark und wohlklingend. Die beiden Bände, welche wir schon haben, enthalten den Artaxerxes, die Olympiade, Hypsipile, Titus, Demetrius und Demophoon.

Die Fortsetzung künftig.

Neues Bremisches Magazin

zur

Ausbreitung der Wissenschaften, Künste und Tugend;

mehrentheils aus den Englischen Monatsschriften gesammlet und herausgegeben.

Des zweyten Bandes drittes Stück.
Nebst Register.

Bremen,
verlegts Georg Ludewig Förster, 1769.

Inhalt

des dritten Stücks im zweyten Bande.

I. Auszug aus James Boswells Account of Corsica, and memoirs of Pascal Paoli. Seite 445

II. Gedanken von der Giftigkeit der Muscheln, und dem Mittel dagegen. 474

III. Methode starke und künstliche Magneten ohne Beyhülfe eines natürlichen oder künstlichen, zu machen. 479

IV. Hrn. Cosmus Colini Beschreibung und Abbildung eines Africanischen Hirsches. 481

V. Beobachtung daß ein und derselbe menschliche Körper nicht allezeit dieselbe Länge habe. 485

VI. William Hays, Esq. Versuch über die leibliche Häßlichkeit. 488

VII. Etwas von Kupferstechen, Aetzen und Mezzotinto. 512

VIII. Hrn. Mariotte Beobachtung über die Structur und Wachsthum der Haare. Seite 517

IX. Lebe.. des Hrn. Joh. Petitot, berühmten Schmelzmalers. 519

X. Bewährtes Mittel wider die schwarzen Würmer von der Käfer-Art ꝛc. 524

XI. Eine neue Weltmaschine. 527

XII. Von der Vortreflichkeit des Gesichts, nebst einigen Anmerkungen. 530

XIII. Experimental-Historie des gemeinen Wassers von Hrn. Lewis. 543

XIV. Fortsetzung von dem Ursprung und Fortgang des letzten Krieges. 552

XV. Versuch über die Kraft der Gewohnheit, in einer Allegorie. 595

XVI. Neue Entdeckung der Empfindlichkeit gewisser Blüten. 607

XVII. Bremische Kirchen- und Litteratur-Neuigkeiten. 613

XVIII. Neue Englische Bücher. 646

I.

Auszug aus James Boswells Account of Corsica, and memoirs of Pascal *Paoli.*

Nachdem der Verfasser sich entschlossen, sich einige Jahre ausser Landes zu seinem Unterricht und Vergnügen aufzuhalten, bekam er Lust nach Corsica zu gehen; ein Land welches fast kein Mensch besucht, aber in mancherlei Absicht aller Aufmerksamkeit werth ist. Wie er in der Schweiz war, machte er seinen Besuch bei Hrn. Rousseau, an welchen er von

dem Grafen Marschal von Schottland empfohlen war; und Rousseau gab ihm Empfehlungsschreiben an Hrn Buttafoco, Hauptmann des Königl. Italienischen Regiments in Bastia, und den Paoli selbst. Auch hatte er vom Grafen Rivarola, Sardinischem Consul zu Livorno, Briefe an verschiedene Personen auf der Insel.

Wie er im Haven Centuri an Land stieg, erstaunte er über den Anblick der mit Weinstöcken und Oelbäumen bedeckten Berge, und den Geruch der aromatischen Stauden und Blumen. Er verwunderte sich, das Haus eines Edelmannes, an welchen er Briefe hatte, eben so gut eingerichtet zu finden, als man es in Italien nur erwarten konte, mit schönem Hausrath, Kupferstichen und Copeien berühmter Gemälde. Zu dem nächsten Dorfe Pina, führte ihn ein entsetzlicher Weg; ein Fußsteig etwa eines Schuhes breit, am Rande eines über das Meer hangenden Felses. Zu Pina wurde er in eines Edelmanns Hause sehr freundschaftlich bewirthet. Denn er traf auf der ganzen Insel, die besetzten Städte ausgenommen, nur eine einzige Herberge an. Er hatte aber Empfehlungsschreiben von einem Orte zum andern. Wollte es daran fehlen, so quartirte er sich in Privathäuser oder Klöster ein. Die mehreste Zeit setzte er seine Reise zu Fusse fort, wobei zwo Weiber, nach Gewohnheit des Landes, ihm sein Gepäck nachtrugen,

und

und wenn er aufbrach, riefen die Leute, wie man hier nach Pferden zu rufen pflegt: Die Weiber! Die Weiber! Die Klöster, sagt er, sind kleine hübsche Gebäude, und den Absichten ihrer andächtigen Bewohner gemäß.

Nachdem er zu Morato angekommen, führte man ihn zum Signor Barbaggi, welcher Paolis Nichte zur Gemalin hat. Dieser Edelmann sagte oft, die Corsen bewohnten ein rauhes Land, und lebten wie die Spartaner: indessen war seine Tafel mit zwölf guten Gerichten in Dresdenschen Porcelain, einem Nachtische, verschiedenen Sorten Wein und guten Liqueurs, alles aus Corsica, besetzt. Auf dem Schlosse von Corte, sahe er den Scharfrichter der Insel; eine wahre Seltenheit. Gleichwie man denselben mit dem äussersten Abscheu ansieht, ist er genöthiget, im Schlosse seine Sicherheit zu suchen. Hier war er in einem kleinen Eckthurme als eingesperret, in welchem nicht mehr Raum war, als für ein elendes Bette und einen kleinen Feuerheerd, worauf er sich selbst sein Essen, und zwar kaum so viel, als eben zur Unterhaltung seines Lebens hinlänglich war, kochte; weil kein Mensch das geringste mit ihm will zu thun haben. Ich stieg hinauf, sagt Boswell, und betrachtete ihn: aber in meinem Leben habe ich keine so schmutzige und jämmerliche Figur gesehen. Er schien das Unglückselige seines Standes selbst zu empfinden, in-

dem er als ein eckelhafter Auswurf des Menschthums den Kopf niederhangen ließ. Dieser Mensch war ein Sicilianer, weil man keinen Corsen hat bewegen können, dieses Amt anzunehmen, obwohl man es verschiedenen Missethätern angeboten, damit ihr Leben zu erkaufen.

So oft er auf seiner Reise Halte machte, zog die Neugier eine Menge Volks herbei. Es geschah unter andern einmal, daß in einem kleinen Dorfe, wo er etwas Erfrischung nahm, ein starker brauner Kerl, welcher gehöret hatte, aus welchem Lande er wäre, ausrief: Die Engelländer sind Barbaren! Sie glauben keinen Gott! Nein, mein Freund, sagte Boswell, ihr seyd unrecht berichtet. Wir glauben beides an Gott, und an Jesum Christum. Aber auch an dem Papst? fuhr jener fort. Nein, antwortete Boswell. Warum aber nicht? versetzte er. Boswell, welcher ihm nichts bessers zu antworten wuste, sagte mit einem sehr ernsthaften Gesichte: Weil wir zu weit von ihm sind. Zu weit von ihm! Wie? Sicilien ist eben so weit von ihm als England, und doch glaubt man in Sicilien an den Papst. Wie Boswell darauf sagte: Wir sind zehnmal weiter entfernet als Sicilien, gab der Mann sich völlig zu frieden.

Ehe wir den Paoli und Boswell zusammen bringen, müssen wir von jenem einige Nachricht geben. Pascal Paoli ist der zweite Sohn von Giacinto

cinto Paoli, einem Corsischen Edelmann von guter Familie, welcher im Jahr 1754. dem Giafferi zum Gehülfen gegeben worden, wie dieser die Corsen in verschiedenen Gelegenheiten, da sie für ihre Freiheit kämpften, anführte. Wie im Jahr 1739. Corsica durch die Französischen Waffen, unter dem Marquis von Maillebois, fast ganz unter den Fuß gebracht worden, begab sich Giacinto mit seinem Sohn Pascal nach Neapel. Dieser war in Corsica geboren, und daselbst von seinem Vater sehr sorgfältig erzogen. In Neapel studierte er auf der Akademie, erlangte eine Officirstelle, und war viel am Hofe. Hier hielte er sich 13 Jahr auf, und erwarb sich unter den Corsen ein solches Vertrauen, daß sie ihn aufs dringlichste ersuchten, überzukommen, und eine Befehlhaberstelle anzunehmen. Die Franzosen verliessen im Jahr 1741. die Insel, weil sie wichtigere Arbeit für sich selbst hatten. Sie waren aber kaum weggegangen, wie die Corsen sich aufs neue rührten und aus verschiedenen Städten Italiens wiederum mit Waffen versehen wurden. Nachdem die Unruhen bis 1753. gedauret hatten, wurde ihr Haupt Giafferi von einer Bande Genuesischer Meichelmörder umgebracht, und die Corsen hatten zwei Jahr lang keinen Anführer. Wenn also Pascal im Jahr 1740. Corsica verlassen hat, muß er 15 Jahr sich in Neapel aufgehalten haben. Er nahm 1755. die Einladung

der Corsen wirklich an, und zog sich, sobald er auf der Insel erschien, eine allgemeine Aufmerksamkeit zu. Damals war er etwa 22 Jahr alt, von einem zwar leutseligen aber auch majestätischen Wesen, geschwinden Begrif, scharfen Urtheil, edlen Grundsätzen und einer unwiderstehlichen Beredsamkeit. Man erwählte ihn einstimmig zum Haupte der Nation, und diese Wahl wurde durch ein Manifest vom 15 Heum. 1755. öffentlich bekannt gemacht.

Allein er traf alles in der äussersten Unordnung und Verwirrung an. Keine Subordination; keine Kriegszucht; kein Geld; kaum etwas von Waffen, und wenig Einigkeit unter dem Volke. Indessen fand er Mittel alle diese Uebel zu heben, und trieb die Genueser in kurzer Zeit nach den äussersten Grenzen der Insel. Durch eine allmälige Verbesserung ihrer Seelen, gewöhnte er sie allmälig zu Gesetzen. Er errichtete Schulen zum Unterricht der Kinder in allen Dörfern des Reichs, und eine Universität in der Stadt Corte. Seine letzte und wichtigste Verbesserung war, daß er sie nach und nach zur Arbeit gewöhnte, und ihnen unvermerkt eine Lust zum Ackerbau, Handel und bürgerlichen Geschäften beibrachte.

Itzt wollen wir den Hrn. Boswell selbst erzählen lassen, wie es ihm beim Paoli ergangen. Wie ich, sagt er, Sollacaro, wo er sich aufhielte, zu

Gesichte

Gesichte bekam, trat mich gegen meinen Willen eine nicht geringe Angst an. Die Vorstellung, welche ich von ihm hatte, war durch meine Unterredung mit allerlei Art Leuten auf der Insel sehr erhöhet worden; indem man ihn mir als eine Person von mehr als menschlichen Gaben beschrieben hatte. Ich fühlte die stärkste Begierde, einen so erhabenen Charakter zu sehen, fürchtete aber, ich würde nicht im Stande seyn, die Beunruhigung, welche ich ihm durch meinen Besuch verursachte, auf eine anständige Art zu entschuldigen, sondern vor seinen Augen zu verstummen. Fast hätte ich mich entschlossen, ohne ihn zu sehen wieder umzukehren. In diesen Gedanken rikte ich fort, bis ich in das Dorf und vor das Haus kam, wo er war.

Ich gieng mit Hinterlassung meines Bedienten und der Wegweiser, durch die Wachen, und wurde von einigen Abgeordneten des Generals empfangen, welche mich in ein Vorzimmer, wo verschiedene Herren in Aufwartung standen, führten. Signor Boccociampe hatte meine Ankunft bekant gemacht, und man führte mich in Paolis Zimmer. Hier fand ich ihn allein, und wurde von seinem Ansehen stark gerühret. Er ist groß, stark und wohl gebildet, von weisser Farbe, einem geistvollen, freien und ofnen Gesichte, und männlichen edlen Anstande. Er war damals in seinem vierzigsten Jahre, und trug ein grünes mit Gold besetztes

Kleid. Vorhin pflegte er in der gemeinen Corsicanischen Tracht zu gehen; seitdem aber die Franzosen auf die Insel gekommen, hat er geglaubt, etwas äusserliche Pracht würde die Regierung desto ehrwürdiger machen. Auf Befragen, was ich ihm zu berichten hätte? übergab ich ihm einen Brief vom Grafen Rivarola, nach dessen Durchlesung ich ihm einen von Rousseau überreichte. Er ist höflich, aber dabei zurückhaltend. Ich habe manchen Fürsten gesprochen, bin aber nie so auf der Probe gewesen als in der Audienz bei Paoli. Da er der Gefahr der Verrätherei und des Meuchelmords beständig ausgesetzt gewesen, hat er es sich zur Gewohnheit gemacht, ein jedes neues Gesichte aufs genaueste auszuforschen. Zehen Minuten lang giengen wir, ohne fast ein Wort zu reden, das Zimmer auf und nieder, mitlerweile er mich mit starren, scharfen und durchdringenden Blicken anschauete, als ob er das innerste meiner Seele ausspähen wollte. Dieses fiel mir eine Weile überaus beschwerlich: ich erholete mich aber wieder, wie er sein stilles Wesen nach und nach ablegte und mehr zu reden anfieng, worauf ich es wagte, ihm das Kompliment über die Corsen zu machen: Gn. Herr, ich bin auf meinen Reisen itzt von Rom gekommen. Dort habe ich die Ruinen eines tapfern und freien Volks gesehen: hier sehe ich ein anderes entspringen. Er nahm es sehr gnädig auf, versetzte aber: Die Corsen

sen dürften sich mit den Römern, einer großen erobernden Nation, die die halbe Erdkugel sich unterwürfig gemacht, nicht messen: ihre Lage und die heutigen Staassysteme machten solches unmöglich. Indessen, fügte er hinzu, kan Corsica ein sehr glückliches Land werden. Den Hrn. Rousseau, welchen Signor Buttafoco nach Corsica eingeladen, um der Nation in Aufsetzung ihrer Gesetze beizustehen, bewunderte er sehr.

Einige Edle, welche ihm aufwarteten, kamen darauf in das Zimmer, und nicht lange hernach wurde gemeldet, daß die Mittagstafel fertig wäre. Der General erwies mir die Ehre mich neben sich zu setzen. Seine Tafel war für 15 oder 16 Personen gedecket, weil er allezeit viele von den Vornehmsten der Insel bei sich hat. Er hielte einen Italienischen Koch, der lange in Frankreich gewesen war, hatte aber nur wenige, gemeine aber derbe Gerüchte; er ist ein Feind aller Ueppigkeit, und trinkt keine fremde Weine. Ich war in einer Gesellschaft dieser Helden nicht wenig verlegen. Der General redete viel aus der Historie und Literatur; und ich erfuhr bald, daß er mit den alten Schriftstellern sehr bekant, sein Geist mit aller Art Wissenschaften bereichert, und seine Reden über der Tafel beides unterrichtend und unterhaltend waren. Wir begaben uns nach einem andern Zimmer zum Kaffe. Meine Blödigkeit verlohr sich; ich dachte

nicht mehr mit Angst an mich selbst, sondern wendete alle Aufmerksamkeit an, dem Durchlauchtigen Befehlhaber einer Nation zu zu hören.

Wie er einmal vom Corsicanischen Kriege redete, sagte er: Mein Hr. wird der Ausgang glücklich seyn, so wird man uns tapfere Verfechter der Freiheit nennen; sind wir aber unglücklich, werden wir elende Rebellen heissen. Die Franzosen tadelten es, daß die Corsicanische Nation keine reguläre Truppen hätte. Diese verlangen wir auch nicht, war seine Antwort. Denn so hätten wir nur ein und anderes tapfere Regiment. Itzt aber ist ein jeder Mann gleichsam ein Regiment. Die Corsen würden, wenn sie eine reguläre Miliz einführten, diejenige persönliche Tapferkeit verlieren, wodurch sie solche Thaten verrichtet, welche in einem andern Lande auch einen Marschall berühmt gemacht hätten.

Ich fragte ihn, wie es möglich wäre, daß seine Seele so sehr über Eigennutz erhaben bleiben könte? Ich bin, sagte er, nicht frei davon; mein Eigennutz ist Ruhm. Ich weiß wohl, daß wer seinem Vaterlande Gutes thut, denselben erlanget; und ich mache auch Rechnung darauf. Indessen könte ich dies Volk nur glücklich machen, wollte ich gern der Vergessenheit anheim fallen. Ich bin unbeschreiblich stolz. Der Beifall meines Herzens ist mir genug. Es würde ihm, sagte er, ein großes Vergnügen seyn, die Welt zu sehen, und des Umgangs

gangs der gelehrten und geschickten Leute in andern Ländern zu geniessen. Auf Befragen, wie er bei solchen Fähigkeiten sich auf einer rohen und noch ungesitteten Insel konte einschliessen, wo stat Attischer Nächte immerwährende Sorgen und Gefahren sein Loos wäre? antwortete er aus dem Virgil:

Vincit amor patriae laudumque immensa cupido.

Dies klang, bei der feinen vollständigen Italienischen Aussprache, und dem freundlich-edlen Anstande sehr prächtig. Ich wünschte, daß man ihn damals zu einer Statüe abgezeichnet hätte. Wie ich ihn fragte, ob er das Englische verstünde, fieng er alsobald an es ziemlich wohl zu reden. In Neapel hatte er einige Irländische in des Hofes Diensten stehende Officire kennen lernen, und, nach seiner großen Fähigkeit, fremde Sprachen zu fassen, von denselben das Englische gelernet. Weil er es aber in zehen Jahren nicht geredet hatte, brachte er es sehr langsam hervor. Man sahe, daß er, ob schon die Worte ihm bekant waren, doch aus Mangel einer gleichsam mechanischen Uebung, sich mit Mühe ausdruckte. Ich muste über seine Englische Bibliothek lachen. Sie bestand aus etlichen unterbrochenen Bänden des Spectators und Tadlers; aus Popes Versuch über den Menschen, Gullivers Reisen, einer Historie von Frankreich in alt-Englischem,

schem, und Barclays Vertheidigung der Quäcker. Er gab mir eine Probe, wie gut er unsere Sprache verstand. Ich nahm die Freiheit, ihm ein von mir aufgesetztes Memorial von den Vortheilen Großbritaniens aus einer Verbindung mit Corsica zu überreichen, welches er sehr hurtig ins Italienische übersetzte. Seit dem hat er mir mehr Proben davon gegeben durch seine Antwortschreiben auf meine Briefe, und eine sehr urtheilsvolle und scharfsinnige Kritik über einige Schriften des Hrn. Swift. Er ist sehr wohl mit der Britanischen Historie bekant, und hat viele Parlamentsdebatten, selbst den North-Briton gelesen. Der große Gegenstand seiner Sorge ist, den Corsen eine standhafte Reichsverfassung zu geben, damit sie ohne ihn bestehen können. Unser Staat, sagte er, ist noch jung, und bedarf noch des Leitbandes. Ich wünsche, daß die Corsen bald lernen mögen allein zu gehen. Wenn sie mich um die Wahl der Magistratspersonen fragen, gebe ich ihnen zur Antwort: Ihr kennet die geschicktesten und redlichsten Männer auf eurer Nachbarschaft besser als ich. Bedenket, welchen Einfluß eure Wahl nicht allein auf euch selbst insonderheit, sondern auch auf die ganze Insel haben werde. So gewöhne ich sie, ihre eigene Wichtigkeit als Staatsmänner zu fühlen. Nachdem er von dem harten Joche, worunter Corsica so lange geseufzet, geredet hatte, sagte er: Ich lege mich

auf

auf mein Vaterland wie der Prophet Elisa auf den Sohn der Sunamitin, Mund auf Mund, Augen auf Augen, Hände auf Hände. Es fängt an warm zu werden und Leben zu fühlen. Ich hoffe, daß es bald seine völlige Gesundheit und Stärke wieder erlangen werde. Auf meine Erinnerung, daß die Erholung hurtig von statten gieng, und man bald Künste und Wissenschaften in Corsica würde blühen sehen, sprach er: Geduld, mein Herr! Wenn sie einen im Gefecht schwer verwundeten Menschen auf der Erde liegen sähen, welcher sich kaum wieder aufrichten könte, würde es unverständig seyn, ihm anzumuthen, seine Haare frisiren zu lassen und eine gestickte Kleidung anzulegen. Corsica hat einen harten Kampf gehabt, es ist schwer verwundet, es ist zu Boden geschlagen und kan noch kaum aufstehen. Künste und Wissenschaften sind der Putz eines Volks; diese dürfen derohalben noch so bald nicht bei uns gesuchet werden. Kommen sie aber über 20 bis 30 Jahre einmal wieder zu uns, so wollen wir ihnen Künste und Wissenschaften, Concerte, Assembleen und feine Damen zeigen. Sie sollen sich unter uns verlieben. Er lächelte stark, wie ich ihm meine Verwunderung bezeugte, daß ich an ihm einen so liebenswürdigen, geschickten und geschliffenen Herrn gefunden, da ich, ungeachtet mir seine Grösse gar wohl bekant gewesen, ihn mir als einen Gothischen Attila, oder Lombardi-

bardischen Luitprand vorgestellet hätte. Ich habe bemerket, daß er, obwohl oftmals ein sanftes Lächeln sein Gesicht erheiterte, fast niemals gelachet. Ich weiß nicht, ob ein lautes Gelächter in Gesellschaft einen schwachen und groben Geist zu erkennen gebe; das aber habe ich angemerket, das wirklich große Männer, Männer von feiner Lebensart, selten dazu kommen.

Die Abwechselungen und, wenn ich so reden mag, die Beweglichkeit des Gemüthes dieses grossen Mannes ist etwas erstaunliches. Wie ich ihm eines Tages vor der Mittagsmahlzeit aufwartete, sahe ich ihn mitten in einem Kreise seiner Edlen sehr erhitzt, und einen Corsen als einen Verbrecher vor ihm als Richter stehen. Er wandte sich alsobald zu mir mit den Worten: Es ist mir lieb, daß sie hier sind. Ihr Protestanten streitet so stark wider die Lehre der Transsubstantiation. Hier haben sie dies Wunderwerk vor Augen, einen Corsen der in einen Genueser verwandelt worden. Dieser vor mir stehende unwürdige Mensch ist ein Corse, der lange Zeit als Lieutenant unter den Genuesern auf Capo Corso gedienet hat. Andreas Doria und alle ihre größesten Helden sind keine eifrigere Verfechter der Republik gewesen, als er, und zwar gegen sein eigen Vaterland. Hierauf redete er ihn an: Mein Herr, Corsica macht es sich zur Regel, die unwürdigsten ihrer Kinder wieder zu Gnaden anzunehmen,

nehmen, wenn sie von selbst zurückkehren; ja wenn man sie auch zurück holet, wie es mit euch geschehen ist. Diesmal seyd ihr euer Strafe entgangen. Nehmet euch aber in Acht. — Ich werde euch beständig in Augen haben. Werdet ihr die geringste Bewegung machen, wieder auf eure verrätherische Sprünge zu kommen, so wisset ihr, daß ich mich rächen kan. Dies sagte er mit dem Grimm eines Löwen, und seine herunter gezogenen Augbraunen verkündigten das Schreckliche seiner gedroheten Rache. Wie die Sache vorbei war, nahm er seine gewöhnlichen Blicke wieder an, rief uns, ihm zu folgen, setzte sich zu Tische und war so frölich und munter, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Seine moralischen Begriffe sind erhaben und fein, so wie es dem Vater einer Nation geziemet. Wäre er lasterhaft, so würde sein Ansehen bald verschwinden. Denn nie werden die Menschen die wichtigen Angelegenheiten der Gesellschaft demjenigen in die Hände geben, von dem sie wissen, daß er das Interesse der Gesellschaft seiner Lust aufopfern werde. Er erzählte mir, daß sein Vater ihn strenge erzogen hätte, und er deswegen nur selten vom Pfade der Tugend abgetreten wäre; nicht als ob er ohne Gefühl und Leidenschaften gewesen, sondern, weil sein Gemüth sich mit großen Gegenständen beschäftiget, so hätten seine Leidenschaften etwas edleres zu thun gefunden, als den ausschweifenden Lü-

sten

sten nach zu hängen. Eines Tages stellete er über Tische die vornehmsten Gründe für das Daseyn und die Eigenschaften Gottes vor. Dieses aus dem Munde eines Durchlauchtigen Paoli, in dem Kreise seiner Edlen, mit dem ihm eignen einnehmenden Nachdruck zu hören, war etwas ungemeines. Ich bin in meinem Leben nicht so entzückt gewesen. Auf die Frage, ob er die Insel, deren Rettung er auf sich genommen, wohl verlassen wollte, wenn eine fremde Macht ihn zum Marschall oder Stadthalter einer Provinz machen wollte? versetze er: ich hoffe, man würde mir mehr Redlichkeit und Ehrgeiz zutrauen: denn den höchsten Posten unter einem ausländischen Potentaten annehmen, würde so viel seyn, als mich zu dessen Knecht machen. Wäre ich ein Obrister, General oder Marschall, dies würde hinlänglich seyn, eine Tafel zu halten, ein Kleid zu tragen, und eine Schöne zu wählen nach meinem Stande und Geschmacke; diesem Geiste aber, dieser Lebhaftigkeit, wobei er auf seine Brust schlug, würde es nicht genug thun können.

Eines Tages redete er unter seinen Edlen von der Frage: ob der Befehlhaber einer Nation müße verheirathet seyn oder nicht? Ist er verheirathet, sagt er, so steht zu befürchten, er werde sich zu viel mit seinen eigenen Geschäften aufhalten, und sich von den Sorgen für seine Familie gar zu sehr einnehmen lassen: ist er aber unverheirathet, so steht

man

man in Gefahr, daß er, da er nichts von der Zärtlichkeit gegen Frau und Kinder weiß, alles seiner Ehrsucht aufopfern werde. Auf meine Vorstellung, er müße billig heirathen und sich einen Sohn zum Nachfolger verschaffen, gab er zur Antwort: Wer will mir Bürge seyn, daß mein Sohn so wie ich, denken und handeln werde? Was für einen Sohn hatte Cicero und Marc Aurel? Einige Zeit hernach sagte er mir unter vier Augen: Ich will nie heirathen. Mir fehlen die Tugenden, die dieser Stand erfodert. Nichts würde mich dazu reizen können, als eine Gemalin von ausserordentlich grossen Mitteln, womit ich meinem Vaterlande dienen könnte. Er pries den Ehestand sehr, und sagte, die Erfahrung aller Zeiten hätte gelehret, daß diese Einrichtung die Glückseligkeit sowohl eines jeden insonderheit als der Gesellschaft, am kräftigsten befördere. Wäre er ein privat Edelmann, würde er zweifelsohne geheirathet haben, und gewiß ein eben so guter Ehemann und Vater geworden seyn, als er itzt Regent und Feldherr ist. Allein seine gefährliche und kritische Lage lassen ihn auf jene häusliche Glückseligkeit nicht denken. Das Vaterland ist seine Frau und die Corsen seine sind Kinder.

Seine Seele ist eben so gut zu philosophischen Betrachtungen als Staatsgeschäften aufgelegt. Eines Abends unterhielt er uns am Tische mit einigen Einfällen und Muthmassungen über den Ver-

stand der Thiere, wovon die Menschen eine nur noch sehr unvollkommene Kenntniß hätten.

Paoli trieb mich sehr an, den Charakter der Corsen recht kennen zu lernen. Gehen sie, sagte er, unter ihnen herum. Je mehr sie mit ihnen reden, je angenehmer wird es mir seyn. Sehen sie nicht auf ihre schlechte Kleidung. Bemerken sie ihre Gedenkungsart. Sie werden Ehre, Verstand und Geschicklichkeit unter diesen armen Leuten finden. Sein Herz wurde stolz, wenn er von seinen Landsleuten redete. Sollte ich, sagte er, eine Corsicanische Armee gegen irgend eine doppelt so starke ins Feld führen, und nur ein paar Worte mit ihnen sprechen, worin ich sie an die Ehre ihres Vaterlandes und ihre tapfere Vorfahren erinnerte; so wollte ich davor stehen, daß, wenn sie nicht siegten, doch kein Mann den Rücken wenden würde. Die Corsen sind von einer so unbeweglichen Entschlossenheit, die Sie in Erstaunen setzen würde. Ich wünschte, daß Sie einen sterben sehen möchten. Es ist bei den Genuesern ein Sprichwort: Der Corse verdient den Galgen, aber fürchtet sich nicht zu hangen. Es liegt darin etwas rühmliches für uns. In Corsica werden die Missethäter 24 Stunden nach gesprochenem Urtheil hingerichtet. Dies ist vielleicht eben nicht sehr catholisch, aber doch menschlich. Ein Sergeant, welcher in einem unserer

ver-

verzweifelsten Gefechte blieb, schrieb mir, wie er schon mit dem Tode rang:

Ich grüsse euch.

Sorget für meinen alten Vater. Nach zwo Stunden werde ich bei den andern seyn, die heldenmüthig für das Vaterland gestorben sind.

N.

Ein Corsicanischer Edelmann war von den Genuesern gefangen, und in einem finstern Kerker am Erdboden fest gekettet. In diesem schrecklichen Zustande liessen sie ihm eine Officirstelle anbieten. Nein, gab er zur Antwort, wenn ich sie annähme, würde es doch nur mit dem gewissen Vorsatze geschehen, bei der ersten Gelegenheit wiederum in die Dienste meines Vaterlandes überzugehen. Aber ich nehme sie nicht an, weil ich nicht leiden kan, daß meine Landsleute mich auch nur auf einen Augenblick für treulos halten. Er blieb also im Kerker. Ich kan Rom, Sparta und Theben heraus fodern, mir dreißig Jahre eines solchen patriotischen Eifers zu zeigen, als Corsica sich rühmen kan. Obwohl bei den Corsen die Liebe zu den Verwandten sehr stark ist, geben sie doch ihre nächsten Blutsfreunde für das Wohl des Vaterlandes dahin, und opfern alle diejenigen auf, welche sich zur Partei der Genueser schlagen. Wie ein gewisser Missethäter

sethäter zum Tode verurtheilet worden, kam sein Vetter zu mir mit einer vornehmen Dame, welche für ihn bitten sollte. Der Vetter besorgte, die Dame möchte nicht mit genugsamen Nachdrucke reden, trat hervor und sagte selbst: Gn. Herr, ist es mir erlaubt, ein Wort zu sagen? In der Ueberzeugung, daß es in dergleichen Fällen unrechtmäßig wäre. Redet nur frei heraus! versetzte ich. Herr, sagte er ganz verlegen, darf ich um das Leben meines Oheims bitten? Seine Verwandten wollen dafür dem Staat ein Geschenk von 1000 Zechinen machen; wir wollen, so lange die Belagerung von Furiani währet, 50 Soldaten frei halten, uns gefallen lassen, daß er verbannet werde, und dafür einstehen, daß er niemals die Insel wieder betrete. Da ich den Vetter als einen rechtschaffenen Mann kennete, sagte ich: Ihr wisset die Umstände dieser Sache. Ich habe so viel Vertrauen zu euch, daß ich, wenn ihr gestehen wollet, die Begnadigung eures Oheims sey billig, und könne Corsica zum Vortheil und zur Ehre gereichen, dieselbe euch verspreche. Er wandte sich um, brach in Thränen aus, und sagte im weggehen: Ich verlange nicht die Ehre meines Vaterlandes für 1000 Zechinen zu verkaufen. Sein Oheim wurde also hingerichtet.

Nachdem er vieles zum Lobe der Corsen gesagt hatte, sprach er: „Kommen sie, ich will Ihnen

eine

eine Probe davon geben. Im nächsten Zimmer sind viele, welche Gehör bei mir verlangen. Ich will den ersten, der mir vorkommt, rufen, und sie sollen ihn selbst hören. Dieser war ein alter ehrwürdiger Mann. Der General gab ihm die Hand und wünschte ihm einen guten Tag, mit einer ungezwungenen Leutseligkeit welche dem bejahrten Bauern alle Freimüthigkeit gab, mit Seiner Exc. zu reden. Paoli sagte, er möchte sich an mich nur nicht kehren, sondern sein Anliegen frei vorstellen. Der Alte sagte, in seinem Dorfe wäre ein unglücklicher Tumult entstanden, in welchem zween seiner Söhne getödtet worden. Dies wäre zwar ein großes Unglück für ihn; weil aber diejenigen, welche ihn seiner Söhne beraubet, solches ohne böslichem Vorsatz gethan, so hätte er gern gesehen, daß keine Untersuchung desfalls möchte angestellet werden. Seine Frau aber hätte um sich zu rächen, Ansuchung gethan, daß die Thäter möchten eingezogen und bestrafet werden: er nähme sich daher die Freiheit, Seine Exc. inständigst zu bitten, die äusserste Sorge zu tragen, daß in der Hitze, womit die Leute des Dorfs gegen einander aufgebracht wären, keiner, der an dem Blute seiner Söhne unschuldig wäre, möchte gestraft werden. In diesen Gedanken war etwas so Großmüthiges, zumal da dem Alten die äusserste Kränkung über den Tod seiner Kinder aus den Augen leuchtete, daß es

mich aufs empfindlichste in dem Innern meines Herzens rührte. Paoli sahe mich mit Vergnügen und einer freundlich triumphirenden Mine wegen des Betragens des alten Mannes an, welcher seine Sache mit einem solchen Fluß der Worte, und einer Lebhaftigkeit der Gebärden vorstellte, die das, was Petrus Cyrnaus von der Beredsamkeit der Corsen sagt, vollkommen rechtfertigten.

Die Bauern und Soldaten sind alle freimüthig, offenherzig und kühne, mit einer gewissen Rauhigkeit der Sitten, welche nicht misfällt. Der General gab mir eine artige Probe von ihrer natürlichen, gründlichen Denkungsart. Ein Französischer Marquis, jung, reich und eitel, kam nach Corsica. Er sahe die Einwohner mit äusserster Verachtung als Barbaren an, und trat mit einer erstaunlich vielbedeutenden Mine daher. Meine Corsen sahen ihn mit spöttischem Lächeln an, und sagten unter sich: Laßt ihn gehen, er ist noch jung. Die vornehmste Ergötzung, welche diese Insulaner sich machen, wenn sie nicht im Kriege oder auf der Jagd sind, ist, daß sie sich gemächlich in freier Luft niederlegen, die Tapferkeit ihrer Landsleute erzählen und Lieder zur Ehre der Corsen und Verachtung der Genueser singen. Sie setzen diesen Zeitvertreib bis in die Nacht fort, wo nicht ein Regen sie ins Haus treibt. Paoli redete in einem hohen Ton von der Behauptung ihrer Unabhänglichkeit.

Wir

Wir können, sagte er, fremde Mächte für Freunde erkennen, allein sie müssen Amici fuori di casa, uns einige Schritte vom Leibe bleiben. Wir können Bündnisse schliessen, aber wir werden uns der Herrschaft auch der größten Nation in Europa nie unterwerfen. Dies Volk, welches so viel für seine Freiheit gethan hat, wird sich lieber Mann für Mann in Stücke zerhauen lassen, als Corsica in dem Gebiete einer ausländischen Macht verschlungen sehen. Wie vor einigen Jahren ein falsches Gerücht ausgebreitet worden, daß ich damit umgienge, Corsica dem Kayser zu übergeben, kam ein Corse zu mir und sagte ängstlich: Was! soll das Blut so vieler Helden, welche ihr Leben für die Freiheit von Corsica aufgeopfert haben, nur dienen, um den Purpur eines fremden Prinzen zu erhöhen!

Ein Mann, sagte er einsmals, der das edle Feuer eines patriotischen Geistes unterhalten will, muß nicht zu viel raisonniren. Der Marschall von Sachsen raisonnirte, und führte die Französischen Waffen ins Herz von Deutschland, seinem Vaterlande. Ich handle nach Empfindungen, und nicht nach Vernünfteleien. Tugendhafte Empfindungen und Fertigkeiten sind über philosophische Vernunftschlüsse. Diese sind nicht so stark, und allezeit veränderlich. Wenn alle Professoren von Europa bei einander wären, dies würde eine sehr verehrungswürdige Gesellschaft seyn, und wir würden

darin die schönsten Tugendlehren hören; indessen glaube ich, daß man in einer Gesellschaft einiger rechtschaffenen Bauern irgend eines kleinen Dorfes in der Mitte ihrer Insel mehr wirkliche Tugend antreffen würde. Man könte von diesen beiden Gesellschaften sagen, was man vom Demosthenes und Themistokles ehemals gesagt hat: Illius dicta, huius facta magis valebant. Jener war stärker in Worten, und dieser in Thaten. Ich habe selbst die Metaphysik studiret. Ich kenne die Beweise sowohl für das Schicksal als den freien Willen; für die Materialität und Immaterialität der Seele, ja die allerfeinsten Gründe für und wider das Daseyn der Materie: ich überlasse aber diese Zänkereien denen, die nichts anders zu thun haben; ich halte fest an einem großen Grundsatze; ich verliere nicht einen Augenblick das Vertrauen auf die göttliche Vorsicht.

So gesetzt, so vollkommen er seiner selbst Meister ist, so ausserordentlich ist doch seine Lebhaftigkeit. Er sitzet niemals als an der Tafel, ausgenommen wenn er unpäßlich, oder äusserst erschöpft ist. Er ist in beständiger Bewegung und geht schnell hin und her. Er hat das Gedächtniß eines Themistokles, und man versicherte mir, daß er fast einen jeden Einwohner der Insel bei seinem Namen, nach seinem Charakter und Verbindung kennete. Eben so ungemein ist sein Gedächtniß in Absicht auf seine Belesenheit.

leſenheit. Die beſten Stellen der alten Autoren weiß er auswendig, und er hat die Gabe, dieſelbe aufs gefügteſte anzubringen; welches etwas ſeltenes iſt. Dieſes Talent iſt nicht allezeit als eine Pedanterei anzuſehen, wie die angeführten Beiſpiele des Paoli erweiſen.

Wie wir einmal von der Vorſehung redeten, ſagte er mit einer Ernſthaftigkeit, dergleichen im Geſichte zu ſitzen pflegt, wenn man fürchtet, keinen Glauben zu finden: Ich verſichere Ihnen als ein ehrlicher Mann, es iſt mir unmöglich zu denken, daß Gott nicht die Hand in unſern Sachen habe, um Corſica die Freiheit zu geben. Wahrlich! ein Volk, daß ſo unterdrucket geweſen als die Corſen, verdienet den göttlichen Beiſtand. Wenn wir in den verzweifelſten Umſtänden waren, verlor ich nie den Muth, weil ich auf die göttliche Vorſehung vertraute. Wie ich mir die Freiheit nahm, ihm den Einwurf zu machen: warum die Vorſehung ſich ihrer dan nicht ſchon eher angenommen hätte? Antwortete er mit einem edlen, ernſthaften und gottesfürchtigen Weſen: weil Gottes Wege unerforſchlich ſind. Ich bete ihn an in dem, was er gethan hat. Ich verehre ihn in dem, was er nicht gethan hat.

Obwohl Paoli nie gar zu vertraulich thut, iſt er doch der leutſeligſte Mann. Seine Leute haben zu aller Zeit freien Zutrit in ſein Zimmer, ſie dürfen ihn zu allen Stunden aufwecken, ſie helfen ihm

ankleiden, und wissen nichts von gezwungenem Wesen. Bei allem dem wissen sie, wie nahe sie ihm kommen dürfen, und vergessen, da sie seine wahre Grösse kennen, nie die ihm gebührende Ehrerbietigkeit.

Bei aller dieser Umgänglichkeit ist er äusserst behutsam, sich gegen alle Unternehmungen auf sein Leben, die er von den Genuesern nur gar zu sehr zu fürchten hat, in Sicherheit zu setzen, nachdem diese so oft Meuchelmörder gegen ihn angestiftet haben. Eine gewisse Anzahl Soldaten hat beständig die Wache um ihn; und statt einer noch näheren Leibwache hält er etliche getreue Corsicanische Hunde. Fünf bis sechs derselben liegen in seiner Kammer, und etliche andere draussen vor der Thür. Diesen schmeichelt er sehr freundlich, und sie lieben ihn hinwiederum ungemein. Sie sind überaus schlau, und kennen alle seine Freunde und Bediente. Wollte jemand sich unterstehen, dem General im finstern zu nahe zu kommen, der würde augenblicklich von ihnen in Stücken zerrissen werden.

Wie zu anderer Zeit von der Herzhaftigkeit geredet wurde, machte er sehr richtig einen Unterschied zwischen derjenigen, die sich auf das Temperament, und der die sich auf Ueberlegung gründet. Der Kanzler Th. Moore, sagte er, würde, glaube ich, nie mit solcher Unerschrockenheit eine Bresche hinauf marschiret seyn als ein gemeiner Sergeant, welcher dabei nicht an den Tod gedenkt; aber ein

Ser-

Sergeant würde nie auf einem Schavott den gesetzten Muth des Moore von sich blicken lassen. Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir eine sehr merkwürdige Anekdote aus dem letztern Kriege in Italien. Bei der Belagerung von Tortona befahl der vor der Stadt liegende General einem Irländischen in Neapolitanischen Diensten stehenden Officir, Namens Carew, sich mit einem Detaschement auf einen gewissen Posten zu setzen. Nachdem er seine Ordre gegeben, sagte er dem Carew ins Ohr: Mein Herr, weil ich weiß, daß ihr ein tapferer Mann seyd, habe ich euch diesen Dienst aufgetragen. Ich muß euch aber in Vertrauen eröfnen, daß keiner von euch wieder kommen wird; denn ich stelle Sie darum dahin, damit der Feind eine Mine unter ihnen springen lasse. Carew bückte sich, und führte seine Leute stillschweigens zu dem entsetzlichen Posten. Hier stand er unerschrocken, ließ sich von einem Soldaten ein Glas Wein bringen, und leerete es mit den Worten aus: Auf die Gesundheit aller derer, welche heldenmüthig im Gefechte fallen. Zum guten Glück kapitulirte Tortona alsobald, und Carew entgieng dem Tode: indessen hatte er hier eine ausserordentliche Gelegenheit, ein seltenes Beispiel einer überlegten Unerschrockenheit zu geben.

Paolis Autorität unter seinem Volke setzte mich in Erstaunen. Es drang sich einmal eine ganze Menge mit solchem Ungestüm herzu, als wenn sie mit

Gewalt

Gewalt ins Zimmer einbrechen wollten. Umsonst bemühte die Wache sich, sie zurück zu halten; allein kaum hatte er in einem ernsthaften Ton gesprochen: Es wird itzt keine Audienz gegeben! so war alles stille.

Die gröste Glückseligkeit, sagte er, bestände nicht im Ruhm, sondern in Wohlthätigkeit, und Penn hätte sich durch Errichtung seiner Amerikanischen Colonie, welcher er Ruhe und Zufriedenheit gegeben, glücklicher gemacht, als Alexander der Große durch die Vertilgung so vieler tausend Menschen nach der Eroberung von Theben. Er merkte an, daß Alexanders Historie dunkel und unzuverläßig wäre, weil seine Feldherren, die sein Reich unter sich getheilet, viel zu geschäftig gewesen, sein Leben und Thaten aufzuzeichnen, und gewünschet, auf alle mögliche Art ihn bei der Nachwelt verhasset zu machen.

Der letzte Tag, welchen ich bei ihm zubrachte, war mir unschätzbar. Er kam mir des Abends vor meiner Abreise größer und liebenswürdiger als sonst vor. Wie die Bedienten den Nachtisch auftrugen, ließ einer derselben eine Sächsisch porcelaine Schüssel mit Nüssen fallen. Paoli sagte lächelnd: es ist nichts daran gelegen, und wandte sich zu mir mit den Worten: Mein Herr, das ist eine gute Vorbedeutung für Sie. Tempus est spargere nuces. Sie werden bald Nüsse ausstreuen. Sie müssen

zu

zu ihrem Vaterlande zurückkehren, und daselbst eine Schöne heirathen, die völlig nach ihrem Sinne ist. *)

Wie ich ihn bat, mir eine Gelegenheit zu zeigen, ihm meine vollkommene Ehrerbietigkeit und Ergebenheit zu Tage zu legen, versetzte er: Erinnern Sie sich, daß ich Ihr Freund bin; und schreiben Sie mir. Wie ich sagte, ich hoffete, er würde, wenn er mich mit einem Briefe wieder beehren wollte, nicht blos als ein großer Feldherr, sondern auch als ein Philosoph und Gelehrter schreiben; faßte er mich bei der Hand und sagte: als ein Freund. Ich nahm mit Kummer und Rührung Abschied von ihm, doch in der Hofnung, ihn noch einmal wieder zu sehen. Die vertrauliche Bekantschaft mit einem so erhabenen Charakter erhöhete meine Gedanken von der Menschlichkeit, und es war, als ob durch eine Art der Ansteckung ein edles Feuer in mir glühete, welches mich erhitzte, um mich hervorzuthun, und mich, so viel meine Umstände und Fähigkeiten erlauben, der Welt nützlich zu machen. Ich habe seitdem die sclavische Bangigkeit in Gegenwart de Großen verloren: denn wo werde ich einen größer. Mann finden als Paoli?

II. Ge-

*) Der Römische Bräutigam streuete am Abend seiner Hochzeit Nüsse unter das junge Volk aus, zum Zeichen, daß er nun den jugendlichen Ergötzungen den Abschied gäbe.

II.

Gedanken von der Giftigkeit der Muscheln, und dem Mittel dagegen.

(Univers. Mag. Ian. 1768. p. 18.)

Nachdem ich so viele Beispiele von den schreckenden Zufällen, welche auf das Essen der Muscheln erfolget sind, und zuweilen wirklich tödlich gewesen, gelesen, gehöret und gesehen habe, nehme ich die Freiheit, dem Publikum eine kleine medicinische Abhandlung, von der Ursache, wie auch einem leichten, gewissen und geschwinden Mittel dagegen, vor Augen zu legen.

Ich muß zuerst sagen, worin die schädliche Eigenschaft der Muscheln nicht bestehe. Dies ist keine in ihrer Natur liegende, nicht einmal eine zufällig angenommene giftige Materie, kein giftiges Salz oder Schwefel; auch keine kleine Krabben, kein Vitriol, wie einige sich einbilden. Esset von jenen kleinen Thierlein, so viel ihr deren in den Muscheln finden könnet, es wird euch nichts Böses dar-

darnach widerfahren. Vitriol aber ist ein heilsam Ding. Etliche Gran von gemeinem grünen Vitriol in einem Glase Wasser aufgelöset, geben ein gutes und wolfeiles Chalybrat. Zudem so machen auch Muscheln, welche von einem Grunde, wo gar kein Vitriol in der Nähe aufgezogen worden, einige Leute krank. Die vermeinte Vergiftung gründet sich auch nicht auf die Structur der Muscheln: denn so müsten alle, die sie essen, davon krank werden, welches doch nur einigen wenigen widerfähret. Die Krankheit entsteht auch nicht aus der Vermischung einiger mit der Substanz der Muscheln unverträglamen Materie, oder widriger Salze, oder verdorbener Säfte in dem Magen, welche eine Gährung verursachen; weil derselbe in unserm Falle nie aufschwellet, (ein Zufall der allezeit aus dergleichen Ursache entsteht) sondern im Gegentheil allezeit zusammen gezogen wird.

Die bösen Folgen des Muscheleſſens entstehen also aus keinem wirklichen Gifte, sondern sind eine blos zufällige Krankheit, obwohl die Folgen zu weilen so fatal sind, als ob man Gift bekommen hätte. Kurz, das Uebel entsteht daher, daß ein äſtig Stücklein der Muschel sich zwischen den Falten des Magens fest setzt, und dadurch dessen Nerven angreift. Diese Erschütterung breitet sich über das ganze Nervensystem aus, und verursacht dadurch diejenigen Nervenzufälle, welche man wahrnimt.

nimt. Es offenbaret sich also gleich anfangs als eine Nervenkrankheit; wird aber der im Magen verwickelte Körper nicht bei Zeiten los gemacht: verursacht er eine allgemeine Spannung der Nervenfasern, welche durch Zusammmenziehung der feinen Adern, den Lauf des Bluts hemmen und denselben hindern, mit seinem gewöhnlichen Cirkellauf in die feinen Schlagadern zurück zu gehen. Daher entsteht kurzer Athem, kitzelnder Husten, Heiserkeit, Schwellen, hitzige Blattern, ein allgemeines Jücken und andere Zufälle, die aus der gehemmeten Circulation des Bluts erfolgen. Es bestärket mich in dieser Meinung, daß eine ähnliche Zerrüttung aus dem Essen einer Weintraube entstanden, wie nach aller Wahrscheinlichkeit etwas von der Haut der Beere sich eben so im Magen fest gesetzet hatte. Man rief mich einmal zu einer Frauen, welche nach dem Argwohn der Nachbaren von ihrem Mann sollte vergiftet worden seyn. Ich brachte aber seine Unschuld an den Tag. Ich urtheilte, daß ihre Zufälle von den kalten Vietsbohnen, die sie gegessen, entstanden wären, und kurirte sie durch ein bloßes Brechmittel, welches die Ursache der Krankheit aus dem Wege schaffete. Das stärkste hieher gehörige Beispiel ist eine gewisse Patientin, der ich eine Dose von Pillulä Ruffi verordnete. Sie hatte dieselben kaum ein paar Stunden bei sich gehabt, wie ihre aufgebrachte Mutter

zu mir kam und sagte, ich sollte augenblicklich mit ihr gehen, und selbst sehen, was ich gemacht hätte; ich hätte ihre Tochter vergeben. Ich gieng. Das arme Mädchen sahe in der That fürchterlich aus. Finger und Zähen stunden starre, alle Glieder waren geschwollen, und die ganze Haut mit rothen Beulen besäet, verbunden mit einem allgemeinen Jücken. Ich verordnete eine schnelle Purganz, welche auch bald die Ursache ihres Uebels abführte, worauf sich auch alle Zufälle legten. Ich urtheilte, daß sie daher entstanden, daß einige Ingredienzen der Pillen nicht fein genug gerieben worden, und etwas von dem Harze der Aloe sich zwischen die Falten der Gedärme gesetzet, welches dieselbe gereizet, und denselben Anschein der Vergiftung, welchen man an denen Leuten, die keine Muscheln vertragen können, wahrnimt, verursachet hatte. Sie hätte indessen, wäre man ihr nicht schleunig zu Hülfe gekommem, daran sterben müssen.

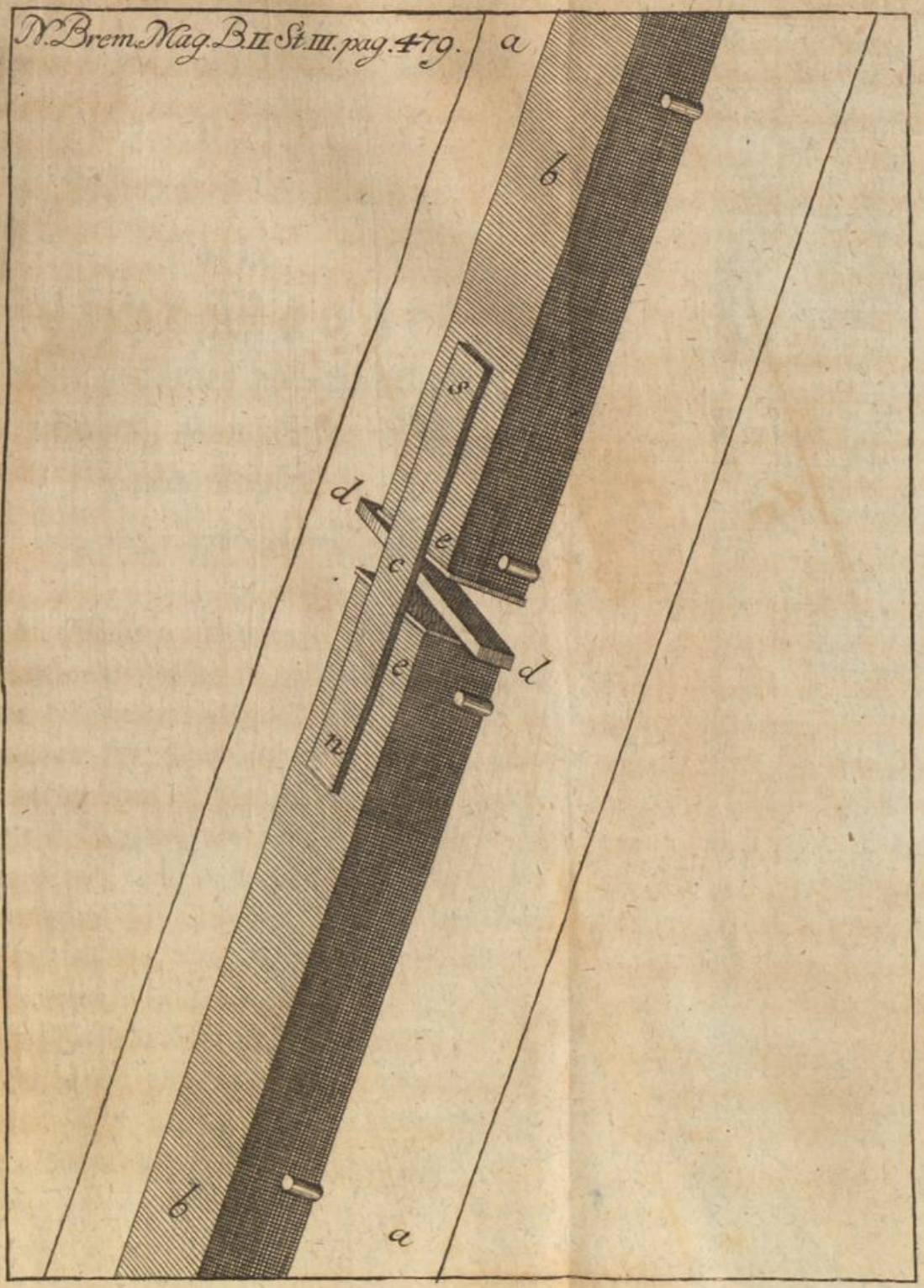
Da es mir nur um die Wahrheit zu thun ist, so will ich auch dasjenige, was meiner Theorie entgegen zu stehen scheint, nicht verhelen, und den Haupteinwurf vorstellen. Ich habe mir sagen laßen, daß gewisse Personen vergiftet worden, die nichts, als die Brühe von gedämpften Muscheln, ja nur die Böckel derselben, eben so gekostet hätten. Ist dies erweislich, so laße ich meine Meinung, wie wahrscheinlich sie auch ist, alsobald fahren. Aber

bis dieses geschehen, (welches doch meines Erachtens nie geschehen wird) bleibe ich bei meinem Glauben. Es ist indeßen eine ausgemachte Sache, daß alles, was wir essen, wenn es unterweges aufgehalten, und in dem ihm bestimmten Kanal durch die peristaltische Bewegung des Magens und der Gedärme nicht allmälich fortgestossen wird, allezeit, bald weniger bald mehr ähnliche Wirkungen mit denen, die aus genommenen Gifte entstehen, verursachet. Die Ursache aber, warum nur gewisse Personen, dieses nach dem Essen der Muscheln erfahren, andere aber nicht, liegt nach meiner Meinung in der besondern Structur ihres Magens.

Was nun endlich die Kur betrift, so ist dieselbe ganz einfältig. Ein kleiner Löffel voll Baumöl hinuntergeschluckt, könnte zuweilen seine Dienste thun, weil das Oel die Falten des Magen schlüpfrig macht, und den festklebenden Körper wieder ablöset. Das schnelleste und geschwindeste Mittel aber ist ein Vomitiv. Denn da dies die Flüßigkeit im Magen und dessen zückende Kraft vermehret: so wird dadurch der Körper, welcher blos durch seine Reizung alle Zufälle verursachet hatte, aus seinem bisherigen Gefängniße erlöset, und der peristaltischen Bewegung wieder unterworfen, wodurch er dann heraus geworfen wird.

J. Coock.

N. Brem. Mag. B. II St. III. pag. 479.



III.

Methode starke künstliche Magneten, ohne Beihülfe eines natürlichen oder künstlichen, zu machen. Mit einem Kupfer.

(Gentl. Magaz. 1766. Nov. p. 545.)

Auf die Fläche, und parallel den Seiten eines starken Bretts aa, welches in dem Plano des magnetischen Meridians, und in der Inclination der schwebenden (dipping) Nadel befestiget worden, (das ist, in einem Plano, welches hier in England von dem wahren Meridian westwärts etwa 20 Grad decliniret, und etwa 75 Grad nordwärts sich incliniret) lege in derselben Richtung zwo eiserne, vermittelst etlicher Stiffte befestigte Stangen, bb, jede 4 oder 5 Fuß lang, und etwa $1\frac{1}{4}$ Zoll ins Gevierte dick, welche bei ee, senkrecht der Länge, vollkommen glatt abgestumpfet seyn müssen. An jeden dieser abgestumpften Enden lege, als eine Armatur, ein viereckichtes eisern

Blech, etwa den 6 Theil eines Zolls dick, mit aus gehölten Rändern, welche über alle vier Seiten der Stangen ein wenig hervorragen müßen. Diese Bleche werden durch ein klein Stück Holz, dd, welches einen halben Zoll dick ist, von einander gehalten. Nachdem alles so eingerichtet worden, so nim das Stück Stahl scn, welches zu einem künstlichen Magnet gemacht werden soll, und streiche es zu wiederholten malen hin und her von einem Ende zum andern an die Ränder der eisernen Bleche ee, erst an der einen und hernach an der andern Seite. Es ist erstaunlich zu sehen, wie geschwind und stark nicht nur kleine sondern auch größere Stahl-Stangen, selbst eines Fußes lang, mit magnetischer Kraft geschwängert werden. Will man eiserne Stangen von 10 Fuß jede nehmen, wird die Wirkung noch wunderbarer seyn. Man glaubt durchgehens, der Stahl müße vor der Imprägnation, so sehr als möglich ist, gehärtet werden. Dies mag bei gewissen Arten Stahl seine Wahrheit haben. Allein bei den mehresten Arten ist es beßer, sie, nachdem sie so gehärtet worden, blau anlaufen zu lassen, (to let them down to blue) wenn man ihnen den gehörigen Grad der Hitze giebt. Vielleicht werde ich von der verschiedenen Behandlung verschiedener Arten Stahl künftig ein mehrers sagen.

IV.

IV.

Herrn Cosmus Colini Beschreibung und Abbildung des Afrikanischen Hirsches auf dem Vorgebirge der guten Hofnung.

(Hist. Academiae Electoralis Palatinae. Vol. I. p. 487)

Dies Thier ist bisher weder beschrieben noch abgebildet worden; nur sind seine Hörner allererst im Jahr 1764. in Kupfer vorgestellet, in der Histoire naturelle générale et particulière de Buffon. Daselbst heißt es Condoma. Die Eingeborne des Landes nennen es Cou-dou, und machen in der Aussprache einen verworrenen Laut zwischen beiden Sylben. Ein Thier dieses Namens wird am ersten erwähnet in einem Buche, welches den Titel hat: Produzioni naturali, che si ritrovano nel museo Ginanni Lucca. 1762. p. 133. Man ersiehet aber aus der in dem Buche gegebenen Abbildung der Haut, daß es dem Thiere, welches auf dem Cap gefunden wird, in

keinem Stücke ähnlich ist; nicht zu gedenken, daß es darin für ein Amerikanisch Thier ausgegeben wird. Auch wird in Buffons Naturhistorie eines Asiatischen Thieres Coudou gedacht; allein dieses ist gleichfalls vom dem hier beschriebenen und abgebildeten verschieden. Es giebt demnach drei ganz unterschiedene Coudous; eins in Amerika, eins in Asien und eins in Afrika. So viele Verwirrung herrschet noch in vielen Aesten der Naturhistorie, und so wenig kann man sich auf die Namen der Naturkündiger verlassen!

Der Coudou auf dem Cap ist ein Geschlecht Hirsche, und sein Fleisch soll über alle maaßen wohlschmeckend seyn. Das Besondere desselben, welches gleich bei dem ersten Anblick in die Augen fällt, ist die Länge seines Leibes, welche mit der Höhe in keinem Verhältniße steht; die feinen dünnen Beine; die ungemeine Pracht und Schönheit der Hörner, und die weissen Streifen auf der Haut. Die Ohren sind etwas groß, und der Leib hinten höher, als vorne. In der untern Kinnlade sind acht Schneidezähne, incisores; in dem obern Zahnbeine aber gar keine, sondern statt derselben eine schwarze Hornhaut mit Furchen. Und die inneren Seiten der Lippen sind mit einer unzählbaren Menge Spitzen von derselben schwarzen Hornsubstanz bewafnet. Die Haut ist glatt, und graufalb. Von der Mitte beider Hörner an läuft ein

Strich

Strich Haare, welche länger als die übrigen sind, über den Nacken und Rücken, bis zu Ende des Schwanzes herunter, und wird von den Schultern an, bis zur Spitze des Schwanzes weiß. Von diesem Streifen laufen an beiden Seiten andere gleichfalls weisse Striche, bis zur Mitte des Leibes herunter, und theilen sich, doch nicht allezeit, an den Spitzen als Gabeln. Zuweilen entspringen sie an dem langen Mittelstreifen, in verschiedenen Punkten, so, daß der Streife an der rechten, und der an der linken Seite oben nicht zusammenstossen. Der Seitenstreifen sind an jeder Hand bald sieben bald acht, und sie werden nach dem Schwanze hin kürzer. Die innere Seite der Beine ist weiß. Auch gehen von den inneren Winkeln beider Augen zween schiefe weiße Striche, welche bei der Nase zusammenstossen. An beiden Kinnbacken sind etliche runde weiße Flecken, und die äußern Ränder der Lippen sind auch weiß. Der Schwanz ist oben braun, unten weiß, und an der Spitze fast schwarz. Eine Reihe von langem Haar erstreckt sich von Halse bis zur Brust; die Klauen sind gespalten. Die Hörner sind sehr lang und überaus schön gedrehet; die beigehende Abbildung macht eine genauere Beschreibung davon unnöthig. Sie sind glatt, hohl, *) und so schön durchsichtig

*) Nämlich, wenn sie von dem schraubenförmigen Knochen, auf welchem sie stecken, und der bis an die

als Schildkrötenschale. Die Farbe ist unten hin grau, oliven und roth gemarmelt; an der dritten Biegung schwarz, und an den Spitzen weiß. Kolbe gedenkt im dritten Theil seiner Beschreibung des Vorgebirges der guten Hofnung, Seite 42. einer wilden Ziege, welche diesem Hirsche ähnlich ist. Doch weicht seine Beschreibung in vielen besondern Stücken davon ab.

Das Maaß dieses Thiers und seiner Theile, ist nach Pariser Füßen und Zollen, wie folget:

	Fuß	Zoll
Die Länge der Hörner in gerader Linie = = = =	2.	9.
Die Länge der Hörner in ihren Biegungen = = =	3.	7.
Ihr Abstand von einander unten am Kopfe = = =	---	1.
Ihr Abstand an den Spitzen = =	2.	5.

Ihr

die oberste Spitze geht, abgedrehet hat. Es ist zu wißen, daß die hier gelieferte Abbildung die Fehler ihres Originals übergenommen hat: denn 1) sind der Krümmungen drei, 2) sind hier die Hörner zu gerade angegeben. Die größte Krümmung hat fast einen Fuß im Durchmesser, wie dem Uebersetzer aus dem Augenschein bekannt ist, der ein Paar dieser am Hirnschädel noch sitzender Hörner von ausbündiger Schönheit, bei dem Hr. Prof. Cassel, dem sie sein Hr. Sohn von der Caap mitgebracht, gesehen hat.

	Fuß	Zoll
Ihr Umfang am Grunde = =	---	9.
Länge der Ohren = = = =	--	8.
Länge des Thiers von der Spitze der Nase, bis zur Wurzel des Schwanzes. = = = =	8.	7.
Länge des Kopfes. = = = =	1.	$\frac{1}{2}$
Von der Brust bis zum Schwanze =	5.	7.
Länge des Schwanzes = = =	1.	9.
Länge der Beine = = = =	2.	7.
Höhe des Thiers = = = =	4.	1.

V.

Beobachtung

daß ein und derselbe

menschliche Körper

nicht allezeit dieselbe Länge habe.

(Lond. Mag. Appendix 1767. p. 666.)

Es ist eine so wunderbare als allgemeine Naturerscheinung bei dem menschlichen Körper, daß er kürzer ist, wenn er steht als wenn er liegt; kürzer, wenn man des Abends zu Bette geht, als wenn man des Morgens aufsteht. Diese

Beobachtung ist zuerst in England gemacht, und darauf sowohl in Paris von dem Hrn. Norand, Mitglied der K. Akad. der Wissenschaften, als auch dem Abt Fontana bestätiget worden. Der letzte hat aus einer jährigen Erfahrung gefunden, daß er des Nachts gemeiniglich 5 bis 6 Linien an Länge gewonnen, mithin des Tages eben so viel verloren.

Der Grund dieser Veränderung liegt in dem verschiedenen Zustande der knörpelichten Ringe zwischen den Gliedern des Rückgrads. Diese Glieder werden durch einen knörpelichten Körper, welcher eine Federkraft besitzet, abgesondert und zusammengehalten. Derselbe giebt an allen Seiten dem Gewichte des Kopfes und der öberen Theile des Leibes, in kleinen und unvermerklichen Graden, nach, so daß der Rückgrad sich zu beugen nicht genöthiget wird: vornämlich, wenn die obern Theile des Körpers von einer äußerlichen Last gedrücket werden. Wird diese wieder hinweggenommen, so herstellen die knörpelichten Ringe sich von selbst; weswegen der Mensch länger ist, wenn er eine Weile gelegen, als wenn er gewandelt, oder ein Gewicht getragen hat. Wenn er des Tages sitzet oder stehet, preßen die öberen Theile, durch ihren Druck auf die unteren, das knörpelichte Wesen zusammen; jene sinken auf diese hernieder; das eine

Glied

Glied des Rückgrads kommt dem andern näher, und so wird die ganze Statur kürzer. Daher war es, daß ein Kerl, welcher sich anwerben lassen wollte, da man ihn des Abends maß, als einer der unter dem Maaße war, zurück gewiesen, nach wiederholtem Meßen des folgenden Morgens aber, groß genug befunden und angenommen wurde.

Wenn hergegen der Körper des Nachts ungefähr wagerecht auf dem Bette liegt, haben die öberen Theile des Leibes keinen, oder einen nur sehr geringen Druck auf die unteren; die Federn der Knorpelringe haben ihre Freiheit, und treiben die Glieder des Rückgrads von einander; der Körper wird verlängert, und daher findet man sich des Morgens um einen halben Zoll, oder etwas mehr, größer, als wie man zu Bette gieng.

Dies ist die natürlichste und einfältigste Ursache, welche sich von der veränderlichen Länge des menschlichen Körpers angeben läßt.

VI.

William Hays, Esq.

Versuch über die leibliche Häßlichkeit.

(Univers. Mag. 1767. Sept. p. 113.)

Es ist eckelhaft, wenn jemand von sich selbst redet, und wenige können es mit einem so guten Anstand thun, als Montaigne. Möchte ich dieselbe Geschicklichkeit auch besitzen! oder wenigstens dabei nur halb so unterhaltend und lehrreich seyn können! Doch mein Gegenstand selbst wird meine Schutzrede seyn, und mir gewiß keinen Neid zuziehen. Die Häßlichkeit eines ungestalten Körpers fällt jederman in die Augen, ihre Wirkungen aber sind wenigen bekannt, ja ausser denen, die sie empfinden, niemand völlig bekannt; und diese sind durchgehends eben nicht geneigt, sie bekannt zu machen. Damit ich dieser Sache ihr gehöriges Licht gebe, will ich bei Betrachtung der natürlichen Folgen der Häßlichkeit zeigen, zuforderst welchen Ein-

Einfluß sie auf unsere äusserlichen Umstände habe, demnächst was für ein Gepräge sie unsrer Seele gebe.

Wenn der Bau des menschlichen Körpers sich geworfen, und außer Proportion geschoben hat, so muß seine Stärke, Lebhaftigkeit und Fähigkeit zu seinen Verrichtungen vermindert worden seyn. Scarron hat eine Maschine, den Hut abzuziehen, erfunden; ich möchte gern eine erfinden, um meine Schuhe zuzuschnallen, und etwas von der Erde aufzunehmen, weil ich dabei fast knieen muß: denn ich kan meinen Körper nicht weiter beugen, als er von Natur gebogen ist. Daher bin ich nie der erste, welcher den einer Dame entfallenen Fächer oder Handschuh aufhebt, und muß oft meine Begierde zu dergleichen kleinen Dienstleistungen verläugnen, damit ich meine Spinnenfigur nicht zeige. Ich hoffe, man werde es mir nicht zum Hochmuth auslegen, wenn ich nicht allemal, da es meine Schuldigkeit erfodert, vom Stule aufstehe: denn ist er etwas niedrig, so kostet es mir Mühe, und der Mittelpunkt meiner Schwere ist so übel geleget worden, daß ich dabei oft in Gefahr stehe, rücklings zu fallen. Dinge, welche andere erreichen können, sind mir zu ferne; und was jene ohne Mühe thun, ist über meine Kräfte. In einem Gedränge muß ich fürchten, unter die Füße getreten, oder erdruckt zu werden; und mein Rücken dienet oft einer nahe stehenden längern Person zum Lehnpult.

pult. Ich kan nichts mit sehen, weil ich genug zu thun habe, daß ich nur mit dem Leben davon komme. Dies sind, ausser vielen andern, die Unbequemlichkeiten, welchen eine Menschenfigur wie die meinige, beständig ausgesetzt ist. So hart sie indessen denen, die nichts davon erfahren, vorkommen, so erträglich werden sie doch durch die Gewohnheit; und wenn sie gleich das Vergnügen des Lebens ein wenig schwächen, können sie dasselbe doch nicht gar zerstören.

Ich kan nicht sagen, welche Wirkung eine verschobene Bildung auf die Gesundheit haben mag. Man sollte natürlicher Weise denken, daß, da die innerlichen Theile des Leibes, sich gewisser maaßen nach dem äußerlichen Modell schicken müßen, wenn dieses unregelmäßig gerathen ist, auch jene nicht die Lage und Geschicklichkeit haben können, welche erfoderlich ist, ihre Verrichtungen zu thun; mithin ungestalte Personen durchgehends nicht allzu gesund seyn, noch alt werden können. Allein dies ist eine Frage, die die Erfahrung entscheiden muß; wiewohl man zu wenig Beispiele, oder derselben nicht genug beobachtet hat, um eine allgemeine Regel daraus zu ziehen. Zudem, da die Gesundheit mehr, als man gemeiniglich denkt, in unsrer Gewalt steht, und mehr eine Belohnung der Mäßigkeit, als Folge der Leibesbeschaffenheit ist; so läßt sich um so viel weniger hierüber etwas bestimmen. Esop

kan

kan nicht mehr jung gewesen seyn, wie er starb, und hätte noch länger leben können, wenn er nicht zu Delphi wäre ermordet worden. Der Prinz von Oranien hat kaum den Mittagskreis des menschlichen Lebens überschritten, und der Herzog von Luxenburg starb 67 Jahr alt. Der Oberschatzmeister, Burleigh, erreichte sein 78 Jahr; aber sein Sohn, der Graf von Salisbury, welcher 15 Jahr nach ihm starb, blieb weit von diesem Ziel zurück. Ich habe mir sagen lassen, weiß aber nicht, ob es wahr ist, daß Popens Vater ungestalt gewesen, und doch 75 Jahre alt geworden, da sein Sohn in der Hälfte seines Lebens gestorben; wo man sagen darf, daß der gestorben sey, dessen Werke unsterblich sind. Mein Vater war nicht übel gebildet und dabei lebhaft, und meine Mutter eine berühmte Schönheit; dennoch habe ich, ungeachtet ich ihnen so unähnlich bin, schon ein höher Alter erreichet als beide, und sehe von Tage zu Tage viele meiner Bekannten, die von stärkern Leibesbau sind, vor mir abtreten. Ich will es demnach der Entscheidung beßerer Naturkündiger, als ich bin, überlassen, ob die Häßlichkeit für sich der Gesundheit nachtheilig sey; indessen halte ich mich versichert, daß sie in ihren Folgen derselben durchgehends vortheilhaft sey. Gleichwie ungestalten Personen ein geringers Maaß der Stärke als andern, zugetheilet worden, so ist zu vermuthen, daß sie daßelbe auch sorgfältiger schonen wer-

werden; und da die Mäßigkeit das vornehmste Erhaltungsmittel der Gesundheit ist, so haben sie mehr Ursache als andere, mäßig zu seyn. Belohnt jede Tugend sich selbst durch ihre Folgen, so thut dies die Mäßigkeit auf eine vorzügliche Art, und ein jeder fühlet unmittelbar ihre heilsame Wirkungen. Indem ich dieser Wahrheit nachgedacht, habe ich mir verschiedene Grundregeln gemacht, welche der Welt eben so parador vorkommen werden, als gewiße erweisliche, geographische Grundsätze denenjenigen scheinen, die keinen Begrif von Globus haben. Es ist bei mir so gewiß, als irgend ein Glaubensartikel, (wenn es gleich in vielen, um grosse Tische versammleten Generalconcilien, für Ketzerei erkläret wird) daß die schwächsten Getränke die besten sind: daß es niemals eine gute Punchschale, noch eine gute Flasche Champagner, Burgunder oder Claret gegeben; daß eine Schüßel die beste Mahlzeit macht; daß ein Tractament desto schlechter wird, je mehr Gerichte aufgetragen werden; daß ein Fasttag gesunder sey, als ein Festtag; daß kein Staatsminister oder Ambassadeur gut zu tractiren wiße; daß kein König eine gute Tafel halte; daß der Bauer beßer speise als der Fürst ꝛc. von dem Gefühl dieser Wahrheiten entzückt, pflege ich zuweilen auszubrechen: O Mäßigkeit! du anbetenswürdigste Göttinn! Gönnerinn der Gesundheit! Beschützerinn der Schönheit! Erhalterin des Lebens!

Lebens! Gewährleisterinn der Ergötzungen! Beförderinn der Geschäfte! Vormünderinn des Körpers! Beschirmerinn des Verstandes! und Mutter aller Verbeßerungen unser Erkentnißkräfte und Tugendübungen!

Ist mäßige Leibesbewegung ein anderes vortrefliches Erhaltungsmittel der Gesundheit, so giebt es nur wenige unter den verwachsenen Personen, denen es an den hiezu nöthigen Kräften fehlt. Ich habe allezeit gern lange Spaziergänge gethan, und mich dabei ermüdet, aber nie erfahren, daß die Ermüdung mir Schaden gethan. Da ein übel gebauter Körper zu starken Bewegungen nicht aufgelegt ist, treffen ihn die daraus entstehenden Krankheiten auch nicht. Er wird nicht minder vielen Unfällen entgehen, welchen Menschen, denen die Natur Gliedmaßen eines Ringers gegeben hat, allezeit ausgesetzt sind, wenn sie mit ihrer Stärke groß thun, und Proben davon geben wollen. Kan er nicht wie Milo einen Ochsen tragen, so verklemmet er auch nicht wie Milo seine Hände bei dem Versuche, einen Eichbaum zu zerspalten. Seiner Schwäche bewust, waget er sich in keine gefährliche Oerter und Gelegenheiten. Auch warnet ihn die Natur, sich für Beleidigungen zu hüten, worüber er auf den Kampfplatz der falschen Ehre könte gefodert werden; weil es ihm an Kräften und Hurtigkeit fehlt, um daher Ehre zu holen: gleichwie er

auch seiner Seits dergleichen Beleidigungen nicht so sehr zu fürchten hat, weil jederman wohl weiß, daß es ihm keine Ehre machen werde, einen verwachsenen Menschen zu diesem Auftritt zu nöthigen. Kurz, ich bin versichert, daß die üble Gestalt des Menschen Gesundheit bewahre, und diese, wie seltsam es auch klingen mag, beßer von der Schwäche als Stärke vertheidiget werde.

Laßt uns itzt sehen, wie die Häßlichkeit des Körpers sich in Absicht auf des Menschen Glück verhalte. Unter den geringen Leuten ist der übel gebildete von vielen Profeßionen und Nahrungswegen ausgeschloßen. Er taugt zu keinem Soldaten, weil er unter Maaßes ist. Er dient nicht zum Matrosen, weil ihm die Behendigkeit in den Mast zu klettern fehlt. Er kan kein Lastträger werden, weil er keine Kräfte dazu hat. Betrachten wir den vornehmern Stand, so ist er ungeschickt zum Advokaten, weil er nicht über das Gitter sehen kan; und zum Prediger, weil er, wenn er auf der Kanzel vom Fußboden herabglitschte, den Zuhörern würde unsichtbar werden. Die Verbeßerung des Geistes ist sein eigentlicher Beruf, und er muß nur in Dingen arbeiten, die Verstand erfodern. Taugt er nicht zum Tanzmeister, um die Füße zu unterrichten, er kan ein Schulmeister werden und den Kopf aufklären. Kan er kein angenehmer Schauspieler werden, er kan ein gutes

Schau-

Schauspiel schreiben. Würde er als ein Herold in einem Aufzug nur eine schlechte Figur machen, er kan mit Anstand unter den Kaufleuten auf der Börse gehen. Ist er nicht im Stande, die Beschwerlichkeiten eines Feldzugs auszustehen, er kan gute Operationen dazu angeben. Er ist von der Natur mehr bestimmet auf dem Parnasse zu schlafen, als in die Ebnen von Elis herab zu steigen. Hat er keine Hofnung in den Olympischen Kampfspielen gekrönet zu werden, er kan ein Pindar seyn, und die Gekrönten loben. Kan er sich nicht durch das Schwerdt Ruhm erwerben, er kan es durch die Feder thun, und sich unsterblich machen durch Erzählung solcher Heldenthaten, welche selbst zu verrichten er keine Kräfte hatte.

Lord Bacon, dieses alles durchdringende Genie, welcher uns die Natur in allen ihren Theilen zur Nachspürung vorlegt, sagt in seinem Versuch über die persönliche Häßlichkeit: Sie dämpfet, bei denen von höhern Stande, die Eifersucht, weil sie ungestalte Personen als solche ansehen, die sie verachten können Sie wieget ihre Mitwerber oder Nebenbuhler in den Schlaf, in welchem sie sich nicht einmal träumen laßen, daß sie ihnen können vorgezogen werden, und glauben es nicht eher, als bis sie sie schon im Besitze des Verzugs sehen. Allein es wäre zu bedenken, ob nicht die Verachtung der Welt, welche zu überwinden keine geringe

Geschicklichkeit erfodert wird, ein starkes Uebergewicht über die itzt erwähnten Vortheile habe. Denn ist eine schöne Gestalt ein nachdrückliches Empfehlungsschreiben, so wirft eine häßliche Bildung uns eine starke Hinderniß auf dem Wege zur Beförderung vor die Füße. Uebel gestalte Personen fangen demnach mit mehr Schwierigkeiten als andere, ihren Lauf in der Welt an, weil sie vorher die Vorurtheile der Menschen zu überwinden haben, ehe sie mit andern auf gleichen Fuß kommen, und sich durch eine geprüfte Aufführung diejenige Achtung erwerben müssen, welche der Schönheit beim ersten Anblick gezollet wird. Sind sie aber einmal so weit gekommen, so wendet sich das Blatt, und das Spiel läuft zu ihrem Vortheil. Sobald man erkennet, daß man ihnen nicht Recht widerfahren laßen, und sie besser befindet als man vermuthete, hält man sie für noch besser, als sie wirklich sind. Bei schönen Personen aber findet man sich zuweilen betrogen, und ärgert sich, daß man einen bemahlten Götzen geehret hat.

Ich will dem Lord Bacon noch etwas folgen in Entdeckung der Leidenschaften und Neigungen, welche die übele Leibesgestalt natürlicher Weise nach sich ziehen soll. Er sagt: ungestalte Personen rächen sich gemeiniglich an der Natur. Denn da diese übel bei ihnen gehandelt hat, machen sie es hinwiederum eben so, indem sie, wie die Schrift

sagt,

sagt, durchgehends von natürlicher Liebe entblößet sind. Ich kan weder diese Stelle in der Schrift, *) noch den Grund davon finden. Eben so wenig kan ich einen Satz entweder bejahen oder verneinen, ehe ich die Worte deutlich verstehe. Heißt natürliche Liebe so viel als Menschenliebe, und kan dieselbe mit einem ungestalten Körper nicht bestehen, so muß ein ungestalter Mensch ein vollkommenes Monster seyn. Wie gewöhnlich dieses indeßen etwa seyn mag, so lehret mich mein eignes Gefühl, daß es nicht allgemein sey. Ich hoffe nicht, daß es eine Bösartigkeit des Herzens zum Grunde habe, wenn ich mich von den gewöhnlichen Unfällen dieses Lebens, sie mögen mich selbst oder andere treffen, nicht so gar stark gekränket finde. Es rühret mich nicht sonderlich, wenn ich von Todesfällen, Verlust und Unglück höre. Ich denke, es ist etwas gewöhnliches; und da man es allezeit vermuthen kan, so bin ich nicht bestürtzt, wenn es kommt. Sehe ich jemand bei dergleichen Gelegenheiten heulen oder seine Brust klopfen; ich kan ihm keine Gesellschaft leisten: wiewohl ich doch auch kein Demokrit bin, um über seine Thorheit zu lachen. Ich lese von Schlachten, von mit Lei-

*) Man ist also verbunden, sie ihm zu zeigen. Das Wort findet sich Röm. 1, 31. allein es wird daselbst nicht den übel gestalten Menschen zugeeignet, sondern allen Heiden, die die Eindrücke der Natur ausgelöschet hatten, beigeleget.

chen bedeckten Feldern, von Städten, die durch Schwerdt, Hunger, Pest und Erdbeben zerstöret worden; verschütte aber keine Thräne darüber: vielleicht aus keiner andern Ursache, als weil ich weiß, daß es gewöhnliche über die Menschenkinder kommende Ungewitter sind, welche Gottes strafende Gerechtigkeit verhanget, oder der Unverstand und Irrthum der Regenten uns zuführet. Ich lese von Verfolgungen, Foltern, Mord, Blutbädern; ich fühle die Marter mit den Leidenden aufs lebhafteste; aber der Unwille und Abscheu an den Erfindern und Werkzeugen solcher schrecklichen Handlungen, verstopft meine Zähren. Indeßen giebt es viele andere Dinge, welche mir, ich mag wollen oder nicht, Thränen auspreßen, und ich kan beim strengsten Nachforschen die verborgene Quelle, welche sie auftreibt, oft nicht ausfinden. Was macht mich doch weinen, (denn ich weine wirklich) wenn ich Tugend und Unschuld in Elende sehe? wenn ich einen Rechtschaffenen hülflos und verlaßen sehe? wenn ich ihn unter den gröften Beschimpfungen und Grausamkeiten unbewegt, oder alle Gewaltsamkeit bis zu den letzten Augenblicken seines Lebens mit einem Heldenmuth ertragen sehe? Ich glaube, weil es mich kränket, das Laster triumphiren, und die Tugend schmachten zu sehen. Darf ich nach meinem Gefühl urtheilen, sodenke ich, daß wenig wahre Christen das Leiden

ihres

ihres Heilandes, oder wenig Engländer die Marter eines Cranmers, Ridleys oder Latimers, wovon jener zur Stiftung, diese für die Reinigung der wahren Religion starben, ohne Thränen lesen können. Lese ich, wie Regulus zur Marter, und Jean de France gegen alle Abmahnungen ihrer Freunde, zum Gefängniß zurück gekehret sind, um ihr den Feinde gegebenes Wort nicht zu brechen, so muß ich weinen, wenn ich gedenke, daß es kaum mehr Beispiele einer so erhabenen Tugend giebt. Die mich lesen hören, werden oft gewahr, daß meine Stimme sich verändert, und die Augen voll Wassers stehen, wenn mir ein großmüthiges Wort, eine heroische Handlung oder großer Charakter, besonders von Personen, deren Beispiel oder Gewalt von Nachdruck ist, vorkommt. Ich weine, wenn ich Titus sagen höre: der Tag, an welchem er keine Wohlthat gethan, wäre ihm verloren gegangen; wenn Adrian seinem Feinde sagte: er hätte es seiner Erhebung zum Kaiserthum zu danken, daß er seinem Zorn entgienge: oder Ludwig XII. er könte als König, das, was der Herzog von Orleans gelitten, nicht rächen. Dies sind Beispiele, die mir sogleich eingefallen sind. Ich könte mich noch vieler erinnern: aber alle mit einander sind nur wenig in Vergleichung mit den Beispielen der Grausamkeit und Rache. Vielleicht kränket es mich, daß jene so selten sind: vielleicht macht es mir auch ei-

nen innerlichen Kummer, daß ich nicht im Stande bin, selbst einige zu geben. Es macht mir ein Vergnügen, rühret mir aber das Herz nicht, wenn ich Voltaires Historie von Karl XII. lese; lese ich aber den von Hanway geschilderten Charakter seines Feindes, Peters des Großen, zerfließe ich in Thränen. Jenes ist die Historie eines Rasenden; dies die Beschreibung eines Vaters, Freundes und Wohlthäters seines Volks, dessen Charakter, wie der Verfasser beim Schlusse seiner Zeichnung sagt, sich die Bewunderung aller künftigen Jahrhunderte zuziehen wird. Ich kan nicht umhin es zu beklagen, daß Gott nur so wenig dergleichen Menschenfreunde zu Königen macht. Heinrich der IV. in Frankreich besaß alle Eigenschaften die einen Prinzen liebenswürdig machen, Tapferkeit, Leutseligkeit, Gnade, Großmuth, Freundlichkeit, Geschliffenheit. Sein Betragen entzückt, in welchen Umständen man ihn antrift; und ich kan die von seinem ersten Minister Sully uns hinterlaßene Nachrichten nicht ohne Rührung lesen. Wo alles, was man von ihm sagt, wahr ist, so verwundere ich mich nicht, daß wenigstens funfzig Personen sein Leben geschrieben, und über fünf hundert ihn in Gedichten und Lobreden gepriesen haben. Man findet wenig solche Gegenstände; wenig Fürsten haben mit so völligem Rechte den Beinamen eines Großen verdienet. Man hat seinem Eckel denselben Titel gegeben;

gegeben; aber wie wenig verdiente er denselben! Er ist von nicht wenigern Geschichtschreibern und Dichtern erhoben worden; aber dies waren durchgehends Leute, die er selbst dazu erkauft hatte, und kein einziger von ihnen, selbst kein Voltaire, wird vermögend seyn, ihm den Namen eines großen Mannes bei der unparteiischen Nachwelt zu versichern. Vergleicht ihn mit seinem Großvater, so werdet ihr an ihm das gerade Widerspiel von jenem erblicken. Henrich war von Jugend auf zur Arbeit und Strapatzen abgehärtet: Ludwig war in Ueppigkeit und Weichlichkeit erzogen. Henrich war scherzhaft, gefällig, freundlich. Ludwig steif, stolz und zurückhaltend. Jener war tapfer, und setzte sich allen Gefahren aus: dieser behutsam, und blieb allezeit außer Schlußes. Jener erhielte seine Siege durch sich selbst, durch persönliche Tapferkeit: dieser, durch seine Feldherren und überwiegende Menge der Truppen. Jener stellete sein Vergnügen darin, große Thaten zu verrichten: dieser, in der Schmeichelei wegen Thaten, die er nie verrichtet hatte. Jener suchte wahren; dieser, falschen Ruhm. Henrich wurde von den Jesuiten ermordet: Ludwig ließ sich von denselben regieren. Henrich begnadigte Rebellen und Meuchelmörder: Ludwig hetzte sie auf. Henrich war ein Verfolgter: Ludwig ein Verfolger. Henrich schenkte die Gewißensfreiheit: Ludwig raubte sie. Henrich begegnete seinen Unter-

thanen als Kindern: Ludwig als Sclaven. Henrich behauptete redlich seine Rechte: Ludwig war so niederträchtig, in seiner Nachbaren Rechte einzugreifen. Henrich riß sein Reich aus dem Elende, und legte den Grund zu deßen Größe: Ludwig vergeudete seiner Unterthanen Blut und Schätze, und brachte sie von ihrer Höhe bis zum Rande des Verderbens herunter. Henrich machte Anschläge zu einem dauerhaften Frieden von Europa: Ludwig sann beständig darauf, die Ruhe zu stören. O wie klein ist Ludwig gegen den großen Henrich! Doch ich will wieder zur Sache kommen. Es kränket mich, wenn ich einen Hund, ein Pferd oder irgend ein ander Thier quälen sehe: denn ich glaube, daß sie mit einer lebhaften Empfindung, und keinem geringen Antheil der Vernunft begabet sind; ich glaube, daß Gott dem Menschen die Herrschaft über sie verliehen hat, nicht um ihr Tyrann zu seyn, sondern als ein gütiger Regent seine Unterthanen glücklich zu machen. Weit mehr quälet es mich aber, wenn ich jemand von meinem Geschlechte unter Grausamkeit seufzen sehe. Ein Mensch, der im Ringen über und über zerkwetschet, oder im Schaugefechte in Stücke gehauen wird, ist mir ein gräßlicher Anblick, und ich glaube, ich würde mit weniger Schaudern Tausende in einer Schlacht fallen, als eine solche Schändung der menschlichen Natur, sehen. Gewaltthätigkeit, die Muthwillen oder

Leiden-

Leidenschaften zum Grunde hat, ist eine Sache der Bestien: sie kan dann nur Tapferkeit heißen, wenn sie durch die Gerechtigkeit oder Nothwendigkeit geheiliget worden. Dies sind einige Proben meines Gefühls; und ich habe sie darum aufrichtig und offenherzig abgebildet, damit mein Leser sehen möge, ob und wie fern mein Beispiel erweise, daß übel gebildete Personen von den natürlichen Trieben der Gütigkeit entblößet sind.

Lord Bacon behauptet ferner den Satz, daß ungestalte Personen überaus dreuste und kühn sind: ursprünglich, um sich der Verachtung, welcher sie blos stehen, entgegen zu setzen; mit der Zeit aber durch eine aus der Gewohnheit entsprungene Fertigkeit. Muthmaßlich verhält es sich so bei gemeinen Leuten, welche ihres Standes wegen beständigem Spott ausgesetzt sind. Denn wiederschimpfen, wenn man geschimpfet worden, gehöret zu den natürlichen Waffen der Selbstvertheidigung, und wird gewißermaaßen durch das Recht der Wiedervergeltung gerechtfertiget. Einem Menschen Leibesfehler, die er nicht beßern kan, vorwerfen, ist auch eine sehr unrechtmäßige Handlung. Wer sich dieselbe zu Schulden kommen läßt, verdienet, daß ihm dagegen Fehler, die er hätte vermeiden können, vorgerücket werden. Weit gefehlt aber, daß dieses bei mir eintreffen sollte, hat vielmehr mein ungestalter Körper mir eine unanständige Blödigkeit

zugezo-

zugezogen. Ich bin allezeit verlegen, wenn jemand meine schlechte Figur anstarret, und kan niemand mit gehöriger Freimüthigkeit ins Angesicht sehen. Zwar habe ich mich selbst immer wegen dieser Schwachheit bestraft, aber ich kan sie nicht abschaffen. Sie bringt denen, womit wir umgehen, eine üble Meinung von uns bei; denn so liebenswürdig die wahre Schamhaftigkeit ist, so übel kan die falsche ausgelegt werden. Denn, wenn jemand ohne Ursache ein beschämtes Gesicht macht, will man argwöhnen, daß böse Ursachen zum Grunde liegen. In Absicht auf die Freimüthigkeit, bin ich mir selbst ein rechtes Räthsel. Ich scheue mich in ein Zimmer, worin Gesellschaft ist, zu kommen; oder gegen Personen, mit welchen ich nicht recht bekannt bin, den Mund zu öfnen: und dennoch bin ich nicht blöde, öffentlich zu reden, und tausend Zuhörer mit Dingen, die zuweilen eben so unbedeutend als meine Person sind, zu unterhalten. Was die Ursache davon sey, kan ich nicht sagen. Ich weiß nicht, ob es aus einer Einbildung entsteht, daß meine Rede die nachtheiligen Eindrücke, welche meine Gestalt macht, tilgen könne; oder ob der Gedanke, daß ich in meinem Beruf bin, mich dreuste macht; oder obs daher kommt, daß ich in einer öffentlichen Versammlung vor allem groben Spott gesichert bin.

Uebel gebildete Personen sollen auch zum Neide und zur Eifersucht geneigt seyn. Von Schönheit und Stärke entblößet seyn, ist freilich eine starke Versuchung zum Neide: was mich indeßen betrift, so habe ich, wo einige Funken des Neides in meiner Seele gewesen sind, dieselbe nunmehr gänzlich ausgelöschet. Denn ich bin durch oftmalige ernstliche Betrachtungen schon seit langer Zeit überzeuget worden, daß die mehresten Dinge, welche die Welt am höchsten schätzet, nicht viel werth sind. Die Eifersucht aber möchte einen ungestalten Menschen wohl etwas mehr anfechten, als der Neid. Denn da er weiß, daß er weniger liebenswürdig als andere scheinet, denkt er natürlicher Weise, daß er auch wirklich weniger geliebet werde. Den besten Gebrauch, welchen er davon machen kan, ist, daß er gegen die Schwachheiten, wozu er den stärksten Hang hat, wachsam auf der Hut stehe, und sich in Acht nehme, daß seine Seele von dem unregelmäßigen Körper keine Verdrehung annehme. Laßet uns bitten, sagt Juvenal, um eine gesunde Seele in einem gesunden Körper: ein übel geschaffener Mensch muß um eine gerade Seele in einem verschobenen Körper bitten. Macht Schönheit die Tugend selbst schöner, so ist das Laster in einer ungestalten Person doppelt abscheulich.

Spott und Geringachtung, sind gewiße Folgen einer unglücklichen Gestalt; was man aber nicht meiden

meiden kan, das muß man sich nicht kränken laßen. Wem dieses Loos zugefallen, der muß den Spott als ein Mann ertragen, als ein Christ vergeben, und mit den Augen eines Philosophen ansehen. Sein Triumph wird vollkommen seyn, wenn er selbst am meisten über sich scherzet. Der Spötter Witz wird verstummen, wenn er sich übertroffen siehet, und die Bosheit wird ersticken, wenn sie gewahr wird, daß sie ihres Zwecks verfehlet. Giebt deine Aufführung keinen Grund zur Verachtung, so fällt diese auf diejenige zurück, die dich ohne Ursache beurtheilten. Es widerfähret mir zuweilen, daß Leute, mit welchen ich einige Bekanntschaft habe, mich zu einer Zeit höflich grüßen, zu anderer Zeit aber über mich wegsehen, weil sie glauben, daß sie mit einem von meiner Structur nicht mehr Umstände machen dürfen, als ihrer jedesmaligen Laune gemäß ist. Ich will nicht sagen, daß dieses mich belustiget: es kränket mich wenigstens im geringsten nicht. Es macht mich nicht verdrüßlich, sondern giebt mir Anlaß zu Speculationen. Kan ich keinen vernünftigen Grund von solchem Betragen finden, so nehme ich einen an, so gut als ich ihn haben kan. Ich denke bei mir selbst: was ist es doch, daß den Mann bei solcher Gelegenheit so groß in seinen Augen macht? Ich thue mir selbst allerlei Fragen von dieser Art: Ist etwa sein Vater gestorben? Hat er ein Schauspiel geschrieben?

Ist

Ist er bei dem Lord Maire zur Tafel gewesen? Hat er im Parlement eine Rede gehalten? Ist er am Hofe vorgestellet worden? Hat ein Großer ihn beim Levee angeredet? Hat er eine neue Equipage oder einen neuen Titel bekommen? Hat er eine Bedienung erlanget? Steht er im Begrif, eine reiche Heirath zu thun? Hat man ihm über ein Meisterstück seines Französischen Kochs oder Schneiders Glück gewünschet? Wird er für einen Mann von Geschmack gehalten? Ist er in die Gesellschaft von Whites Kaffehause, oder in die Königliche Societät der Wissenschaften aufgenommen? Dies ist der Materienkaste meiner Betrachtungen; und obwohl ich mich keines tiefen Scharfsinns rühmen kan, treffe ich doch zuweilen die wahre Ursache.

Prächtige Kleider ziehen die Augen des Pöbels an sich. Ein übel gebildeter Mensch muß darum sich nie mit diesen geborgten Federr schmücken; wo er anders sich nicht doppelt lächerlich machen will. Er würde sich schwerlich mehr Gelächter zuziehen, wenn er am Hofe seinen Anstand im Tanzen zeigen, als wenn er daselbst an einem Gallatage der prächtigste in Kleidung seyn wollte. Seitdem ich zu den Jahren des Verstandes gekommen bin, habe ich beständig ein schlechtes Kleid getragen. Dies ist seit dreißig Jahren von einer und derselben ehrbaren Farbe gewesen, und ich verspüre noch nicht die geringste Neigung, eine Aenderung darin zu machen.

chen. Es würde mich wunderlich kleiden, wenn ich einen des Putzes unfähigen Leib zieren wollte; und wenn ich in Borten und Stickwerk daher getreten käme, möchte ich damit meinen Freunden einen scheinbaren Grund geben, mich obrigkeitlich für blödsinnig erklären zu laßen.

Damit ich aber häßliche Personen nicht ganz unzufrieden mit sich selbst mache, will ich itzt einige Vorheile eines ungestalten Körpers anführen. Eine übel gebildete Person hat Ursache, statt wider die Vorsehung zu murren, derselben zu danken, daß sie dadurch ihre Tugend und Ruhe in Sicherheit gesetzt hat. Tausende werden täglich durch ihre schöne Gestalt ins Verderben gestürzet. Denn Schönheit ist eine Blume, die jederman gern in ihrer besten Blüte bricht, und zu besitzen alle mögliche Mühe und List verwendet. Alle Fabeln der Dichter die davon handeln, haben ihre Moral. Eine Helene veranlaßete Krieg und Verwirrung. Die Hyacinthen und Ganymeden wurden zu abscheulichen Absichten geraubet. Die Endymions und Adoniße musten als Buhler dienen. Narcißus bewunderte niemand als sich selbst, und starb ehe er von dieser Leidenschaft konte kuriret werden. Wer hat nicht von der Lucretia gehöret, die sich nach einer Nothzüchtigung erstach? oder von der Virginia, die von ihrem Vater zur Erhaltung ihrer Keuschheit erstochen wurde? Juvenal sagt, sie

hätte

hätte bei diesem Schicksal wünschen mögen, eine Rutila zu seyn, die einzige Dame des Alterthums, welche, meines Wißens, durch einen hohen Buckel berühmt geworden; und derselbe Dichter behauptet, daß um Schönheit bitten so viel sey, als um einen Fluch bitten.

Ein ander er großer Vortheil der Häßlichkeit ist, daß sie zur Verbesserung der Seele anspornet. Ein Mensch, der nicht mit seiner äusserlichen Gestalt schimmern kan, wird sich darauf legen, seinen Verstand zu veredlen, und sich bemühen, dasjenige an sich auszuzieren, was einer wahren Verschönerung fähig ist. Reizet ihn sein Ehrgeiz mit Cowley zu fragen:

What shall I do to be for ever known,
And make the age to come my own?

er wird, wenn er herum schaut, zwar manchen Zugang zum Tempel des Ruhms vor sich verschlossen, aber denjenigen, der durch den Tempel der Tugend dazu führet, noch offen finden, und wo er wahre Ehrbegierde besitzet, geneigt seyn, ihn einzuschlagen. Je unwirksamer sein Körper ist, je mehr wird sein Geist arbeiten, und die Stunden, welche andere mit Geschäften zubringen, zum Lesen und Nachdenken anwenden. Dadurch kan er Weisheit, und durch Weisheit Ruhm erlangen. Der Name eines Socrates, wird eben so oft gehöret,

als eines Alexanders und Cäsars, und steht in schönern Zügen zu Buche. Jener erwarb sich ein unsterbliches Andenken durch Weisheit und Menschenliebe; diese durch Tyrannei und Unterdrückung: jener durch Unterrichtung; diese durch Zerstörung ihrer Nebenmenschen. Gott sey gepriesen, daß ihre Uebelthaten nicht länger, als ihr Leben gedauret haben, da Socrates uns noch bis diese Stunde lehret! Eine ungestalte Person sucht ihre starke und schwache Seite zu erkennen; und da diese ihr nicht verborgen seyn kan, wird sie jene auch leicht finden, mithin einsehen, daß, wo sie irgendwo eine Stärke besitzet, dieselbe nicht wie bei Simson in den Haaren, sondern dem Inneren ihres Kopfes wohne.

Nur wenig Menschen haben Häuser, womit sie völlig zufrieden, oder deren Zimmer-recht nach ihrem Sinn eingerichtet sind. Eben so wünschet eine jede ungestalte Person, daß ihre Seele eine bequemere Wohnung haben möchte: wie denn auch manche in der That nicht standesmäßig einquartiret ist. Lord Clarendon sagt von Sir Charles Clavendish, des Marquis von Newcastle Bruder: er wäre die edelste und größte Seele in dem schlechtesten und unschicklichsten Körper gewesen: und jederman weiß, daß der hochsel. Prinz von Oranien mit vielen liebenswürdigen Eigenschaften begabet gewesen. Wir müßen diesen großen Personen das

Recht

Recht wiederfahren laßen, zu glauben, daß sie nicht gemurret haben, wann ihr Miethaus nicht von regelmäßiger Baukunst war. Ein jeder Mensch von schlechter Structur tröste sich damit, daß, wenn die Wohnung seiner Seele nicht von den bequemsten und schönsten ist, sie doch bewohnbar sey: daß er sich die Bequemlichkeit, welche er in einer Herberge an der Landstraße findet, gefallen laße: daß er nur ein Miethmann für seine Lebenszeit sey; oder vielmehr so lange es dem Eigenthümer gefällt, und daß er zeit seiner Einwohnung seinen tauben, stummen, lahmen und blinden Nachbaren noch beneidenswürdig vorkomme.

Ich bekümmere mich wenig darum, wo mein elendes Gerippe nach dem Tode bleiben werde. Es ist mir gleichgültig, wo mein Körper vermodert: ob er alsobald verwesen, oder noch etliche Jahre werde erhalten werden: ob er von Vögeln und Thieren werde verzehret, oder in ein prächtiges Monument verschlossen werden. Wenn nicht der Mensch sich selbst durch seine Handlungen ein Grabmahl bauet; wenn er nicht sein Gedächtniß mit Tugend salbet: so wird, nachdem der lügende Marmor dahin gefallen, auch selbst dieser kleine Winkel seinen Namen nicht mehr kennen.

VII.

Etwas von Kupferstechen, Aetzen und Mezzotinto.

(Lond. Mag. 1768. Ian. p. 45.)

Es giebt drei Arten auf Kupferplatten Figuren zu bilden, das Stechen, das Aetzen und die Mezzotinto. Der eigenthümliche Vorzug des ersten ist Stärke, des andern Freiheit, und des letztern Sanftheit; wiewol diese drei Eigenschaften auch gewissermaassen in einer jeden Art vereinigt seyn können.

Ein bloßer Kupferstich, woran sonst nichts geschehen, ist eine große Seltenheit, wenn er nichts Steifes hat. Zwar hat ein berühmter Meister unsrer Nation die Kunst gefunden, dem Grabestichel eine gewiße Freiheit zu geben, und mit einer ausnehmenden Geschicklichkeit Werke, die seiner unwürdig waren, auf Kupferplatten gebracht, als ob er sich vorgenommen hätte, der Welt zu zeigen, daß er vermögend wäre, allem was er nur wählen wollte, den

den Stempel der Vortreflichkeit zu geben: allein solche Künstler sind sehr selten. Bloße Kupferstecher sind durchgehens nicht viel beßer, als bloße Mechaniker.

Von Aetzarbeit haben wir vortrefliche Stücke von viel mehrern Arten. Bei den etwas größern Muskeln des menschlichen Körpers, hat das Stechen unstreitig einen großen Vorzug vor dem Aetzen. Der sanfte und zarte Uebergang vom Lichte zum Schatten, worauf es hier so sehr ankommt, läßt sich durch die Nadel nicht so gut ausdrücken. Grosse Kupfer erfodern überhaupt eine Stärke, die das Aetzen nicht geben kan, sondern allein durch Stechen kan erreichet werden. An der andern Seite aber schickt sich das Aetzen besser für Skitsen und leichte Zeichnungen, welche durch den Grabstichel das Freie, und damit zugleich ihre Schönheit ganz verlieren würden. Auch ist die Landschaft ein eigner Gegenstand des Aetzens. Baumlaub, Ruinen, die Luft, und überhaupt alle Theile der Landschaft wollen frei vorgestellet seyn. Wenn man einer geätzten Landschaft die letzte Vollkommenheit mit dem Instrumente (wie man redet) giebt, so muß es mit der äußersten Vorsichtigkeit geschehen, damit das Bild nicht hart werde. Der Vordergrund leidet hin und wieder einige starke Stiche, imgleichen die auf demselben stehende Stämme der Bäume; auch wird ein hin und wieder angebrachter,

wohl harmonirender Stich keinen Schaden thun: wagt man sich aber mit dem Grabstichel weiter, so ist es ein Glück, wenn man die ganze Sache nicht verdirbt. Eine gestochene Platte, wo sie nicht allzuseicht gegraben worden, liefert 500 gute Abdrücke. Eine geätzte nicht über 200. oder sie müßte sehr tief geätzet worden seyn, in welchem Fall sie 300 geben möchte. Nach diesen muß sie retouschiret werden, sonst sind die Abdrücke sehr matt. Außer der gewöhnlichen Methode, auf Kupfer zu stechen, hat man auch Zinn- und Holzschnitte. Das Zinn giebt grobe und schmutzige Abdrücke, die schlecht aussehen. Auf Holz kan man wirkliche Schönheiten anbringen.

Mezzotinto ist gar sehr vom Stechen und Aetzen verschieden. In diesen arbeitet man den Schatten; in Mezzotinto das Licht heraus. Diese Kunst hat sich seit ihrer Erfindung von Prinz Rupert, wie man glaubt, weit mehr verbessert, als ihre beide Schwestern. Von den geätzten Stücken sind einige der allerersten vielleicht die besten: und die Kupferstiche haben seit Goltrins und Müllers Zeiten wohl eben nicht viel gewonnen: aber Mezzotinto ist heutiges Tages in Vergleichung mit ihrem Anfange fast eine neue Kunst. Wenn wir einige neue Kunststücke dieser Art, den Jüdischen Rabbi, das Bildniß der Fr. Lascelles mit einem Kinde auf dem Schooße, Hr. Garrick zwischen dem Trauer-

spiel

spiel und Lustspiel, und andere Stücken unsrer besten Meister in dieser Kunst betrachten, so werden sie die Werke eines White und Smith so sehr übertreffen, als diese die Bekets und Simons übertrafen. Der unterscheidende Charakter des Mezzotinto ist Sanftheit, weswegen es sich zu Portraiten und Historien mit eben nicht zu vielen und zu kleinen Figuren am besten schickt. Nichts, ausser der Materie, kan das Fleisch, das wallende Haar, die Falten der Gewänder, oder das blendende Licht der Waffen so natürlich ausdrucken. Bei gestochenen und geätzten Abbildungen müßen wir unsere Einbildungskraft zu den gekreuzten Zügen, wovon der natürliche Körper nichts weiß, gewöhnen; das Mezzotinto aber stellet uns die Oberflächen natürlich vor. Wenn indeßen die Figuren zu sehr an einander gedrungen sind, so fehlets dem Mezzotinto an Stärke, um die verschiedenen Theile durch eine gehörige Erhöhung von einander zu sondern. Sind aber die Figuren sehr klein, so kan es ihnen die Deutlichkeit nicht geben, welche sie nur von einer umziehenden Linie, oder in der Malerei von der Verschiedenheit der Tinten erlangen können. Einige mittelmäßige Künstler haben diesem Ungemach damit abhelfen wollen, daß sie die Figuren mit einer gestochenen oder geätzten Linie umzogen; aber mit schlechtem Erfolge. Eine starke Linie und sanfte Figur schicken sich übel zusammen. Ich rede

nicht von der geschickten Verbindung des Aetzens mit dem Mezzotinto, die ehemals dem White so wohl gelungen ist, und deren sich unsre heutige beste Künstler in Mezzotinto bedienen, um einem besondern Theile Stärke zu geben: ich rede nur von einer rauhen und übel angebrachten umziehenden Linie. Mezzotinto übertrift die andern Arten der Kupferbildnisse darin, daß es Licht und Schatten am schönsten vorstellet, dieselbe am glücklichsten verbinden, und als mit einander zusammenschmelzen kan. Dies scheint Rembrand schon angemerkt zu haben. Er hatte muthmaßlich einige von unsern ersten Mezzotintos gesehen und bewundert. Dies bewog ihn, demselben im Aetzen durch die auf mancherlei Art durch einander laufende Striche nachzuahmen. Es lassen sich nicht wohl mehr als Hundert gute Stücke von einer Platte abziehen, weil dieselbe durch das Reiben der Hand gar bald zu glatt wird: doch kan man durch wiederholte Ausbeßerung vier bis 500. ziemlich gute Abdrücke bekommen. Die ersten Abdrücke sind nicht allezeit die besten, sondern zu schwarz und hart. Durchgehends sind die von dem funfzigsten bis zum siebenzigsten die besten. Dann sind die schärfern Ecken etwas abgestoßen, doch so, daß noch genug Leben und Stärke zurück bleibt.

VIII.

Herrn Mariotte

Beobachtung über die Structur und das Wachsthum der Haare.

(Aus der Hist. de l'Acad. R. des Sciences à Paris)

Das Wachsthum der Haare ist sehr verschieden von demjenigen der Pflanzen. Diese schießen ihren Saft in ihre Fasern und Rinde bis zu den äußersten Spitzen der Zweige: jene aber wachsen wie die Nägel, indem die Theile, welche sich unten am Fleische zuletzt angesetzet haben, diejenigen, welche schon vorher formiret worden, vor sich hinstoßen. Giebt man den Haaren eine andere Farbe als die Natur ihnen gegeben, so hat dasjenige, was unten aufs neue anwächst, eine andere Farbe, als die alten gefärbten Theile.

Ein Haar besteht aus 5 bis 6 Fasern, welche in einer Röhre, die durchgehens cylindrisch, zuweilen aber ovalrund, und zuweilen eckicht ist, eingeschloßen sind. Dies läßt sich nicht nur durch

ein Vergrößerungsglas, sondern auch mit bloßem Auge sehen. Denn wenn ein Haar sich spaltet, so spaltet und öfnet sich nur die Röhre, und die Fasern geben sich von einander.

Fasern und Röhre sind durchsichtig, und da hier mehrere durchsichtige Fasern mit einander verbunden sind, so müßen die Lichtstralen sich dabei eben so verhalten als bei einem eckicht geschliffenen Glase. Wenn man ein Haar vor das Auge gegen ein nahe stehendes Wachslicht hält, erblickt man an beiden Seiten einen Stral, deren jeder aus 3 bis 4 kleinen, etwas dunkeln, aber gefärbten Bildnissen der Wachskerze zusammen gesetzt ist; welches erweiset, daß eine jede Faser des Haares vermittelst der Stralenberechung ein besonderes Bildniß sehen läßt; und da nur die Stralenbrechung Farben hervorbringen kan, so erweisen solches auch die Farben eines jeglichen Bildes der Kerze.

Diejenigen irren sich demnach, welche dafür halten, daß die Stralen, die man um das Licht erblicket, von dem Zurückprallen vom Rande des Augenlieds herkommen. Diese Zurückprallung verursacht nur zween Stralen, einen oben und einen unten, deren Licht auch ganz weiß ist, weil sie eine bloße Zurückprallung zum Grunde haben. Aber alle die andern gefärbten Stralen, entstehen aus ihrer Brechung in den Haaren des Augenliedes.

Man

Man sieht ihrer desto mehrere, je mehr derselben man durch die Augenlieder fallen läßt, indem man die Augen halb zuschließt, und man erblickt gar keine, wenn man die Augen weit aufthut.

IX.

Leben des Herrn Johann Petitot, berühmten Schmelzmalers.

(Lond. Mag. Suppl. 1767. p. 669.)

Genf war der Geburtsort dieses berühmten Künstlers, woselbst er im Jahr 1607. das Licht der Welt erblickte. Er sollte ein Juwelier werden, allein er hatte sich durch seine Uebungen im Schmelzwerk einen so feinen Geschmack und Ton im Kolorit erworben, daß einer Bordier, der hernach sein Schwager wurde, ihm anrieth, sich lediglich auf das Portraitmalen zu legen, in Hofnung, daß er dadurch seine Kunst zu einem höhern Grad treiben würde. Beiden fehlten zwar

ver-

verschiedene Farben, die sie nicht dahin bringen konten, das Feuer auszuhalten; indeßen wurde doch ihre Arbeit bewundert. Petitot malete die Gesichter und Hände, weil er sein Kolorit vortreflich machte, und Bordier das Haar, die Draperie und den Grund. Da sie solchergestalt in ihrer Arbeit und Absicht sich vereinigt hatten, begaben sie sich beide nach Italien, wo sie eine Zeitlang sich aufhielten, und durch den Umgang mit den besten Chymisten, sich eine große Geschicklichkeit in Bereitung der Farben erwarben. Um sich aber vollkommen zu machen, giengen sie nach England, wo sie den Ritter Theodor von Meyern, ersten Leibarzt Königs Karls I. antrafen. Dieser große Chymist hatte durch angestellte Versuche die vornehmsten zum Schmelzwerke dienliche Farben, und die beste Art ihrer Verglasung entdecket, wodurch sie an Schönheit alle Schmelzgemälde von Venedig und Limoges übertrafen. Nachdem er Hr. Petitot zum Könige geführet, nahm dieser ihn in seine Dienste, und gab ihm eine Wohnung in Whitehall. Van Dyke, welcher damals in London war, und bei einem Goldschmidt etwas von Petitots Arbeit gesehen hatte, suchte seine Bekanntschaft, und rieth ihm, sich blos auf Portraitmalen zu legen. Dies that er, und seine besten Bildniße sind diejenigen, welche er nach dem van Dyke gemacht. Karl I. welchem der Ritter Theodor Geschmack und Vergnügen

gnügen beides an der Malerei und chymischen Versuchen beigebracht hatte, sahe oft seiner Arbeit zu. Petitot malete diesen Monarchen nebst der Königlichen Familie zu verschiedenen malen. Nach jenes tragischem Ende, begab er sich im Jahr 1649. nach Paris. Wie Karl II. sich im Jahre 1651. nach Frankreich gewendet hatte, besuchte er während seines dasigen Aufenthalts den Petitot, und aß oft bei ihm. Nunmehr wurde sein Name recht berühmt, und der ganze Französische Hof in sein Schmelzwerk so verliebt, daß jederman sich von ihm malen ließ. Wie Karl II. wieder nach England gegangen war, behielte Ludwig XIV. den Petitot in seinen Diensten, und gab ihm nebst einer Pension eine Wohnung im Louvre. Diese Gnadenbezeigungen, gefügt zu dem ansehnlichen Reichthum, den er sich erworben hatte, bestimmete ihn im Jahr 1651. die Margarete Cuper zu heirathen, und sich dazu von dem berühmten Prediger Drelincourt zu Charenton einsegnen zu lassen. Wie nun dadurch Bordier sein Schwager geworden war, blieben beide in einer stetigen Verbindung, und lebten so lange in einem Hause, bis die starke Vermehrung ihrer beiderseitigen Familie eine Scheidung nothwendig machte. Ihre Freundschaft gründete sich mehr auf eine übereinstimmende Denkungsart und gleiche Verdienste, als Eigennutz. Nachdem sie durch ihre Erfindungen und Fleiß eine Mil-

lion

lion Livres verdienet hatten, theilten sie in Paris das Geld, und blieben beständige Freunde, ohne daß in Zeit von 51 Jahren je ein Streit, ja auch nur ein Unwille zwischen ihnen entstanden. Petitot malete den König Ludwig, seine Mutter, Maria Anna von Oesterreich, und seine Gemahlin, Maria Theresia, verschiedene male.

Weil er ein eifriger Protestant war, und bei dem Wiederruf des Edicts von Nantes 1685. das Gefängniß fürchtete, bat er den König um Erlaubniß, sich nach Genf zu begeben: dieser aber ließ ihn nach wiederholtem Anhalten, aus Beisorge, er möchte entwischen, barbarischer Weise in Verhaft nehmen, und nach Fort l'Eveque bringen, wo er der Unterweisung des berühmten Bischofs von Meaux, Bossuets, übergeben wurde. Allein weder die Beredsamkeit dieses großen Prelaten, noch das Schreckliche des Kerkers vermochten das geringste auf ihn. Petitot konte nicht überzeuget werden. Nachdem endlich Gefängniß und Plagen diesem rechtschaffenen nunmehr achtzig jährigen Greise ein heftiges Fieber zugezogen, ließ der König, den man davon benachrichtiget hatte, ihn in Freiheit setzen. Er gieng darauf mit seiner Frauen, 1685. nach Genf, nachdem er in Paris sich 36 Jahr aufgehalten hatte. Er hatte die Gabe, die Schönheit seines Pinsels, die Mühe und den Fleiß, welchen

seine

seine Kunst besonders erfodert, zu verbergen. Diejenige Geduld, welche eine so verdrüßliche Arbeit, als das Schmelzmalen ist, verlanget, verließ ihn nimmer, und er konte mit dem Zeuxes denen Malern, die mit ihrer Hurtigkeit praleten, antworten: Ich arbeite langsam, aber ich male für die Ewigkeit. Der König und die Königin von Polen verlangten sich von ihm, wie er schon über 80 Jahr war, malen zu laßen, und schickten in der Absicht die Originale nach Paris, in Meinung, daß er sich daselbst noch aufhielte. Wie aber der Edelmann, dem dies Gewerbe aufgetragen war, ihn daselbst nicht antraf, suchte er ihn in Genf auf. Die Königin war auf einer Trophee sitzend, mit dem Bilde ihres Gemahls in der Hand, vorgestellet. Er vollendete das Gemälde so schön, als er in der besten Blüte seiner Jahre hätte thun können, und bekam, weil zwei Bildnisse darauf waren, 100 Luis d'or. Petitot kan der Erfinder des Malens in Schmelzwerk heißen. Denn obschon sein Schwager Bordier verschiedene Versuche, eher als er, gemacht, und der Ritter Theodor von Meyern ihm zu den schönsten Farben behülflich gewesen, so war es doch Petitot, der der Kunst ihre Form gab. Er bediente sich gemeiniglich güldner oder silberner, und selten kupferner Platten. Sobald er in Ruf kam, ließ er sich das Stück mit 20 Luis d'or bezahlen, und wurde dadurch in kurzem reich. Sein

Ende

Ende war so exemplarisch, als sein ganzes Leben gewesen. Seine Rechtschaffenheit und Leutseligkeit verließ ihn nicht bis zu den letzten Augenblicken. Er war eben beschäftigt, seiner Frauen Bildniß zu machen, wie ihn ein tödlicher Zufall in einem Tage, 84 Jahr alt, im Jahr 1691. wegriß.

X.

Bewährtes Mittel wider die schwarzen Würmer von der Käfer-Art,

welche sich an den warmen Oertern der Häuser einiger Profeßions-Verwandten aufhalten, und sich daselbst häufig vermehren.

Ich habe in verschiedenen Blättern des beliebten Hannöverschen Magazins des verwichenen Jahrs die Anfrage gelesen, wie diese Würmer am besten zu vertilgen wären? Von Glückstadt aus, wo sie in großer Menge seyn müssen,

müssen, wurde sehr darnach geforschet. Das schlimmste dabei war, daß ihnen in den angezeigten Blättern verschiedene Namen gegeben wurden, wodurch sie nicht kennbar würden gewesen seyn, wenn nicht einiger maassen eine Beschreibung dabei gewesen wäre. Der rechte Name dieser Thiere ist Kakkerlakken. So werden sie in Amerika genannt. Und von daher haben wir sie auch, von Suriname und andern Orten, mit den Kaufmannsgütern zu unsrer großen Last, und nicht geringerm Nachtheil, bekommen. Dem sey wie ihm wolle, ihre Vertreibung ist ganz leicht, und geschiehet auf folgende Weise. Man kauft sich einige junge zahme Enten, welche nach Beschneidung der Flügel, des Nachts in den Brauhäusern, oder an den Oertern, wo die Becker ihre Oefen haben ꝛc. eingesperret gehalten werden. Diese lauren des Nachts allemal auf obbemeldetes Insekt, verschlingen es begierig, und lassen keines davon übrig, welches sie ertappen können. Ich kenne allhier einen Becker, welcher die Enten, die er zu diesem Gebrauch hielte, damit ausserordentlich feist gemacht, und dabei zu gleicher Zeit erfahren hat, daß dieses Insekt auf solche Art von den Enten, wo nicht gänzlich ausgerottet, zum wenigsten so dünne dadurch gemacht worden, daß in einem paar Jahren kaum eines oder andres von den Kakkerlakken zu

sehen gewesen. Viele geschehene Vorschläge, und Mittel, sie zu vertilgen, beruhen auf Speculationen, und wären erst zu versuchen, ob sie auch zu dem verlangten Endzweck dienlich wären oder nicht; wenigstens sind sie zu mühsam. Allein dieses von mir angezeigte Mittel beruhet auf Erfahrung, und kan als bewährt einem jeden angepriesen werden, besonders da es sehr leicht ist, und keine Kosten erfodert.

Bremen den 12 Jänner 1768.

XI.

Eine neue Weltmaschine.

Wien, vom 18 May.

Vor kurzer Zeit ist in das Kaiserl. Königl. physicalische und mechanische Kunstkabinet, in der Hofburg allhier, eine sehr merkwürdige Maschine gebracht worden, welche ein neu ersonnenes Weltsystem, nicht minder kunstreich als glücklich, mit großem Beifalle, sowol der Sternkundigen, als der Liebhaber der theoretischen Mechanik, vor Augen stellet. Dies seltene Kunstwerk bestehet in einer vollständigen und besonders merkwürdigen Universal-Uhr, die durch eine genaue Uebereinstimmung ihrer Bewegungen mit dem Umlaufe der Planeten und des Erdkreises die Vorzüglichkeit dieser neuen Hypothese erweiset. Ihr 6 pfündiges Gewicht bedarf das Jahr nur einmal, 5 oder höchstens 6 Geometrische Schuh hoch, aufgezogen zu werden. Die aus mehrern nach der Oberfläche beweglichen Zirkeln zusammengesetzte Scheibe weiset einen stets währenden, sowol astronomischen, als Civil- und Kirchenkalender, auf welchem mittels

einer untrüglichen Zeitrechnung, die für jeden Orts Meridian wundersam eintrift, der Lauf und Stand der Planeten, der Erball mit eingeschlossen, alle an der Sonne, dem Mond und den Sternen, Tag und Nacht sich äussernde Phänomena, ja, selbst die Abwechselungen der Fluth und Ebbe des Meeres, auf das richtigste bestimmet, und angezeiget werden. Sie ist überdies mit einem künstlichen Glockenspiele versehen, das nicht allein den täglichen Mondwechsel, sondern auch die sich jährlich ereignenden Sonn- und Mondfinsternisse, eben so richtig ankündiget, als diese auf dem immer kreisenden Zifferblatt, und darauf befindlichen kleinen Sphären, mit Augen beobachtet werden können. Sogar ob es eine Sonn- oder Mondfinsterniß sey, wird durch den verschiedenen Laut dieses Glockenspiels angezeiget. Es läßt sich auch diese Maschine, von jeder Hand, ohne den geringsten Schaden, mit solcher Geschwindigkeit herumdrehen, daß man in einer Zeit von zween Stunden, die astronomischen Begebenheiten eines ganzen Jahrhunderts, gleichsam mit Beschämung der genausten Ephemeriden, auf der Scheibe vorbeigehen sieht, wo denn auch zugleich der harmonische Glockenklang, so oft im Herumdrehen der Punct einer Finsterniß berühret wird, sich hören läßt. Das innere Triebwerk scheint zwar ganz einfach und ungekünstelt zu seyn; es geht jedoch die Pünctlichkeit des meisterlich abgemesse-

gemessenen Umlaufs der Zirkel so weit, daß man darauf nicht nur die Zeit, d. i. Jahr, Monat, und Tag, jeder beträchtlichen Finsterniß, sondern auch die Größe, und das ganze Verhältniß derselben sowol gegen die Erdkugel als gegen die Fixsterne, die sich dabei verlieren, bemerken kan. — Solch ein Werk, das uns ein ganz neues Weltsystem und zugleich das erhabene Genie seines Erfinders für die astronomische Mechanik sichtbar und begreiflich macht, konte nur er allein mit Hülfe eines geschickten Uhrmachers, mit Anwendung unsäglicher Mühe, und erst in einer Zeit von vielen Jahren zu Stande bringen.

Es ist derselbe Herr Franz Borghesi, ein Priester auf dem Nonsberg in Tyrol gebürtig. Er hat diese Verwundrungs würdige Maschine, wovon er schon vor dreien Jahren eine lateinische Beschreibung im Druck herausgegeben hatte, hieher gebracht, und nachdem sie von dem Herren Canonico Marcy, Directore der physischen Wissenschaften allhier, und anderen Kunstverständigen mit Bewunderung gesehen und geprüfet worden, selbige Ihrer Majestät der Kaiserinn Königin angeboten, wofür er nicht allein eine ansehnliche Belohnung, sondern auch eine jährliche Pension von 400 fl. zum Kennzeichen der allergnädigsten Aufnahme, nebst der Erlaubniß, in dem Kais. Königl. Museo arbeiten zu dürfen, erhalten hat. —

XII.

Von der Vortreflichkeit des Gesichts, nebst einigen Anmerkungen, warum dasselbe uns fast nichts entdeckt, was nicht auch der Blinde begreifen kan.

(Univers. Mag. 1768. Ian. p. 30)

Die Fortgänge in der Optik, welche sowol im vorigen als vornämlich in gegenwärtigen Jahrhundert, besonders durch die Entdeckungen des Ritters Isaak Newton gemacht worden, gereichen nicht allein der Philosophie, sondern auch der menschlichen Natur zur Ehre. Dergleichen Entdeckungen sind bequem, unsern heutigen Zweiflern auf immer den Mund zu stopfen, welche sich die unedle Mühe geben, den menschlichen Verstand herunter zu setzen, und uns von Nachforschung der Wahrheit, unter dem Vorwande, abzuschrecken, daß die Geisteskräfte des Menschen zu nichts anders dienen, als uns zu Ungereimtheiten und

und Widersprüchen zu verleiten. Von allen fünf Sinnen ist außer Zweifel das Gesicht der edelste. Die Lichtstralen, welche desselben Diener sind, und wovon wir ohne das Gesicht keinen Begriff haben würden, sind der wunderbarste und erstaunendste Theil der körperlichen Schöpfung. Wir werden davon überzeugt, wenn wir in Betrachtung ziehen ihre äusserste Feinheit; ihre unbegreifliche Schnellheit; die regelmäßige Verschiedenheit der Farben, die sie uns sehen lassen; die unveränderlichen Gesetze, nach welchen sie die Wirkung anderer Körper, bei ihrer Zurückprallung, Beugung und Brechung, ohne die geringste Veränderung ihrer wesentlichen Eigenschaften zu leiden, annehmen; die Geschmeidigkeit, womit sie sehr dichte und aufs festeste zusammengedrungene Körper, ohne Widerstand durchdringen, ohne sich unter einander zu verwickeln oder zu verwirren, und ohne auch den leichtesten Körpern den geringsten Stoß zu geben.

Die Structur des Auges und alles dessen, was ihm anhänglich ist, seine bewunderswürdige Einrichtung, wodurch es zu allen seinen so äußerlichen als innerlichen Bewegungen geschickt ist, die Verschiedenheit der Augen bei verschiedenen Thieren, welche eines jeden Natur und Lebensart so angemessen sind; alles dies erweiset, daß dies Sinnenwerkzeug ein Meisterstück unter den Naturwerken sey: und der müsse entweder von den am Auge gemach-

machten Entdeckungen nichts wissen, oder von einer sehr seltsamen Denkungsart seyn, der im Ernst zweifeln wollte, daß die Lichtstralen und das Auge, mit einer vollkommenen Weisheit und Einsicht in den Regeln der Optik, eins für das andere gemacht seyn.

Laßt uns einmal eine Art Wesen stellen, welche mit allen Vermögen der Menschen, nur das Gesicht ausgenommen, begabet sind; wie unglaublich würde es denselben, da sie sich bloß mit dem trägen Unterricht des Gefühls behelfen müßten, vorkommen, wenn man ihnen sagte, daß sie durch ein neues Sinnenwerkzeug, welches aus einer Kugel von einem Zoll bestünde, die sich in ihrem Kasten bewegte, in den Stand würden gesetzet werden, in einem Augenblick, ohne den Platz zu verändern, die Schlachtordnung einer ganzen Armee, den Bau eines prächtigen Pallastes, oder alle Mannichfaltigkeit einer Landschaft zu übersehen? Sollte jemand durch das bloße Gefühl sich die Figur des Berges Tenewiffe, oder nur der Peterskirche in Rom bekannt machen, so würde seine ganze Lebenszeit dazu nicht hinreichend seyn. Noch weit unglaublicher würde es solchen Wesen, als wir vorhin angenommen haben, scheinen, wenn man ihnen von denen Entdeckungen vorsagte, welche wir vermittelst dieses kleinen Werkzeugs bei solchen Dingen machen, die kein anderer Sinn erreichen kan: daß wir durch

dessen

dessen Hülfe unsern Weg auf dem pfadlosen Weltmeere zu finden wissen, die Erdkugel umreisen, ihre Figur und Maaße bestimmen, und jede Landschaft abzeichnen können: ja, daß wir die Laufbahnen der Planeten zu messen, und in dem Gefilde der Fixsterne Entdeckungen zu machen im Stande sind. Würden solche Wesen nicht noch mehr erstaunen, wenn man sie belehrte, daß wir vermittelst dieses Werkzeugs die Gemüthsart und Fassung, die Leidenschaften und Neigungen unserer Mitmenschen, selbst, wenn sie dieselbe zu verbergen suchen, erblicken? daß, wenn die Zunge das Lügen und die Kunst der Verstellung noch so gut gelernet hat, ein kluges Auge die Heuchelei im verrätherischen Angesichte wahrnimt? und daß dieses Werkzeug oft das Gerade und Krumme eben so gut an dem Geiste als an dem Leibe entdecket? Wie viele geheimnißvolle Dinge muß ein blinder Mensch zu glauben nicht fähig seyn, wenn er alles glaubt, was ihm die Sehenden sagen! In Wahrheit, sein Glaube muß eben so stark seyn als derjenige, den das Christenthum fodert! Es hat deswegen seinen guten Grund, wenn das Sehen nicht nur für den edelsten von allen übrigen Sinnen gehalten, sondern auch als etwas, das über die Sinnen erhaben ist, betrachtet wird. Die Evidenz der Vernunft heißt Sehen, und nicht Fühlen, Riechen oder Schmecken. Ja wir pflegen die göttliche Kennt-

niß ein Sehen zu nennen, weil das Anschauen die vollkommenste Art unserer Kenntniß ist.

Ungeachtet aber alles dessen, was ich von der Vortreflichkeit und edleren Natur des Sehens gesagt habe, bleibt es doch eine richtige Anmerkung, daß von allen den Kenntnissen, die wir vermittelst des Gesichts erlangen, nur wenige ausgenommen sind, die man nicht auch einem blindgebornen Menschen beibringen kan. Wer nie das Licht gesehen hat, kan alle Wissenschaften, selbst die Optik lernen, und in allen Theilen der Philosophie Entdeckungen machen. Er kan eben so gut als ein anderer, nicht nur die Ordnung, den Abstand und die Bewegung der himmlischen Körper, sondern auch die Natur des Lichts, und die Gesetze der Zurückprallung und Brechung seiner Stralen begreifen. Er kan in Deutlichkeit erkennen, wie diese Gesetze die Erscheinungen des Regenbogens, des dreiflächigen Glases, der dunklen Kammer, der Zauberlaterne, und alle Wunder des Vergrösserungs- und Fernglases hervorbringen können. Eine Sache, die die Erfahrung genugsam bestätiget.

Um den Grund hievon einzusehen, muß man die Erscheinung oder das Bild, welches ein Gegenstand im Auge veranlasset, unterscheiden von dem Gegenstande selbst, welchen diese Erscheinung uns bekannt macht. Wiederum bei dem sichtbaren

Bilde

Bilde des Gegenstandes muß man die Vorstellung der Farbe unterscheiden von der Vorstellung der Ausdehnung, Figur und Bewegung. Was nun zuforderst die sichtbare Erscheinung der Figur, Bewegung und Ausdehnung der Körper betrift, so bin ich überzeugt, daß ein blindgeborner Mensch sich einen deutlichen Begrif, wo nicht von diesen Dingen selbst, doch von Etwas, daß ihnen überaus ähnlich ist, machen kan. Kan man nicht einem Blindgebornen begreiflich machen, daß ein Körper, welcher sich in gerader Linie von dem Auge hinweg, oder nach dem Auge zu bewegt, scheinen kan in Ruhe zu seyn, und daß dieselbe Bewegung schneller oder langsamer erscheinen kan, nachdem sie dem Auge näher, oder davon weiter entfernet ist, gerader oder schiefer ist? Kan man ihm nicht begreiflich machen, daß eine ebene Oberfläche in einer gewissen Stellung wie eine gerade Linie aussehen, und ihre sichtbare Figur verändern kan, nachdem ihre Stellung oder die Stellung des Auges sich verändert? Daß ein in schiefer Lage betrachteter Cirkel eirund; und ein vollkommenes Viereck bald wie ein Rhombus, bald wie ein längliches Viereck mit geraden Winkeln aussieht? Dr. Saunderson verstand die Projection der Sphäre, und die allgemeinen Regeln der Perspectiv. Deswegen muß er auch alles, was ich itzt berühret, verstanden haben. Wollte jemand zweifeln, ob Saunderson es verstanden

den habe, so kan ich versichern, daß ich ihn selbst habe sagen hören, er hätte große Schwierigkeit gefunden, des Halleys Demonstration von diesem Satz: daß die von den Cirkeln der Sphäre gemachten Winkel den sie repräsentirenden Winkeln in der stereographischen Projection gleich sind, zu begreifen; wie er aber diese Demonstration an die Seite geleget, und den Satz nach seiner eignen Art zu denken betrachtet, hätte er klar eingesehen, daß er richtig seyn müsse. Ein gewisser Herr von zuverläßiger Glaubwürdigkeit, und guter Einsicht in diese Materie, welcher bei unserer Unterredung gegenwärtig war, weiß es sich noch gar wohl zu erinnern.

In Absicht auf die Erscheinung der Farben ist der Blinde unfähiger, weil er keine Empfindung hat, die denselben ähnlich ist. Indessen kan er doch durch eine gewisse Analogie sich in etwas helfen. Denen, die sehen können, ist der Scharlach eine unbekannte Eigenschaft des Körpers, welche in dem Auge eine Erscheinung macht, die sie gar wohl kennet, und oft beobachtet haben: der Blinde aber versteht darunter eine unbekannte Eigenschaft, welche in dem Auge eine Erscheinung macht, die er nicht kennet. Er kan aber begreifen, daß das Auge auf verschiedene Arten von verschiedenen Farben gerühret wird, so wie die Nase durch verschiedene Gerüche, und das Ohr durch verschiedene

Laute,

Laute. So kan er sich vorstellen, daß der Scharlach vom Blauen unterschieden sey, wie der Schall einer Trompete vom Schall einer Trommel, oder wie der Geruch einer Orange von dem Geruch eines Apfels. Es ist unmöglich mit Gewißheit zu sagen, ob die Scharlachfarbe bei mir dieselbe Erscheinung habe, welche sie bei einem andern hat; und wo dessen Erscheinungen bei verschiedenen Personen eben so weit von einander unterschieden sind, als die Farbe vom Schall verschieden ist, so wird man diese Verschiedenheit nie entdecken können. Hieraus erhellet, daß ein Blinder eine lange Rede von den Farben mit Deutlichkeit und Richtigkeit halten könne, und wenn jemand, der seinen Fehler nicht wüste, ihn über die Natur, Zusammensetzung und Schönheit derselben befragen wollte, so würde er antworten können, daß er den Mangel des Gesichts nicht verrathen dürfte.

Wir haben gesehen, wie weit ein Blinder in der Kenntniß der Erscheinungen, welche die Sachen im Auge machen, kommen könne. Was die Gegenstände, welche in den Erscheinungen vorgestellet oder aus denselben geschlossen werden, selbst betrift, so kan der Blinde, wenn er sie gleich nicht selbst zu entdecken vermag, sie doch durch den Unterricht von andern deutlich begreifen; und alles was unsre Seele von dieser Art Dinge durch das Auge lernet, kan er durch das Ohr lernen. So

würde

würde er z. B. wenn er bloß seinen eignen Erkenntnißkräften überlassen würde, sich nicht einmal im Traume dasjenige beikommen lassen, was wir Licht nennen. Durch Unterrichtung aber kan er alles das vom Lichte lernen, was wir davon wissen. Er kan eben so deutlich als wir, sich vorstellen die Feinheit und Schnellheit seiner Stralen, die verschiedenen Grade ihrer Brechung und Zurückprallung, nebst allen Zauberkräften dieses wundernswürdigen Elements. Er würde nie durch sich selbst ausgefunden haben, daß es eine Sonne, einen Mond und Sterne gebe; es können ihm aber alle die herrlichen Entdeckungen der Sternkundigen von ihren Bewegungen und den Naturgesetzen, nach welchen diese sich richten, bekannt gemacht werden. Von allen denen Dingen also, die wir durch die Augen kennen lernen, bleibt nur wenig übrig, daß man nicht vermittelst der Sprache, denen, die des Gesichts mangeln, bekannt machen kan.

Gesetzt das Sehen wäre unter den Menschen eben so selten, als es ist blind geboren zu seyn; würden dan diejenigen, welche diese ungemeine Gabe hätten, dem übrigen grösten Haufen nicht als Propheten und von Gott erleuchtete Personen vorkommen? Wir haben von der göttlichen Eingebung den Begriff, daß sie dem Menschen kein neues Erkenntnißvermögen giebt, sondern demselben nur

auf

auf eine neue Art, und durch ausserordentliche Mittel, solche Kenntnisse beibringt, welche sich durch die ordentlichen Vermögen der Menschen begreifen lassen, und welche er durch ordentliche Mittel andern mittheilen kan. Wenn wir dieses stellen, so würde das Gesicht dem Blinden einer göttlichen Erleuchtung sehr ähnlich zu seyn scheinen. Denn die wenigen, welche diese seltene Gabe besäßen, würden die dadurch erlangte Kenntnisse denen, die derselben mangelten, mittheilen können. Zwar würden sie dem Blinden keinen deutlichen Begrif von der Art, wie sie ihre Kenntnisse erlanget hätten, beibringen können. Eine Kugel in ihrem Kasten würde ihm ein eben so ungeschicktes Mittel zur Erlangung so mancherlei und weitläuftiger Kentnisse zu seyn scheinen, als ein Traum oder Prophetisches Gesicht. Die Art, wie ein sehender Mensch vermittelst des Auges so viele Dinge erkennet, ist dem Blinden eben so unbegreiflich, als uns die Art, wie Gott einem Propheten gewisse Wahrheiten durch Eingebung offenbaret, vorkommt. Indessen darf der Blinde darum nicht die Gabe des Sehens ohne Prüfung als einen Betrug verwerfen. Er würde vielmehr, wenn er ein redliches und gelehriges Herz hätte, Gründe genug finden, die Wirklichkeit dieser Gabe bei andern zu erkennen, und große Vortheile daraus ziehen.

Der Unterschied, welchen ich zwischen dem sichtbaren Bilde des gesehenen Gegenstandes, und der dadurch vorgestellten Sache selbst, gemacht habe, muß nothwendig bemerket werden, wenn wir uns einen richtigen Begrif von den Absichten der Natur bei dem Auge machen wollen. Wenn wir auf die Wirksamkeit unserer Seele bei dem Sehen Acht geben, so werden wir gewahr, daß wir das sichtbare Bild des Gegenstandes kaum einmal beobachten, wir denken nicht daran; wir stellen keine Betrachtung darüber an. Das Bild ist nur als ein Signal oder eine Warnung, um in unsern Geist den Gedanken einer andern Sache einzulassen, welche Sache derjenige, der nie das Gesicht gehabt hat, auch deutlich begreifen kan. So verändert sich die sichtbare Erscheinung der Dinge in meinem Zimmer fast jede Stunde, nachdem das Wetter helle oder trübe ist, die Sonne entweder in Osten, oder Süden, oder Westen steht, und mein Auge sich an dieser oder jener Stelle befindet. Diese Abänderungen dienen mir aber zu nichts anders, als zu Zeichen, daß es Morgen, Mittag oder Abend, helle oder trübe Luft sey. Ein Buch, ein Stul stellet sich in einem jeden verschiedenen Abstande und Lage dem Auge unter einer verschiedenen Erscheinung vor: dennoch wissen wir, daß diese Gegenstände immer dieselben sind; wir sehen über die Erscheinung hinweg, und gedenken uns sogleich

die

die wirkliche Figur, Entfernung und Lage des Körpers, wovon seine sichtbare und perspectivische Erscheinung nur ein Zeichen und Erinnerung war. Sehe ich einen Menschen erst in einer Entfernung von 10 Ellen, und hernach von 100 Ellen, so ist sein sichtbares Bild oder Erscheinung in der Länge, Breite und allen Verhältnissen, im letztern Falle zehnmal kleiner als in dem ersten. Indessen stelle ich mir doch nicht vor, daß er bei dieser Verkleinerung seiner sichtbaren Figur, um einen Zoll kleiner geworden. Ja ich denke nicht einmal an diese Verkleinerung, selbst wenn ich eben daraus seine weitere Entfernung von mir schliesse. Denn so subtil ist hiebei die Wirksamkeit der Seele, daß sie den Schluß macht, ohne einmal zu bemerken, daß die Vordersätze ihr gegenwärtig gewesen. Es ließen sich tausend dergleichen Beispiele anführen, um zu beweisen, daß die Natur bei den sichtbaren Erscheinungen der Gegenstände keinen andern Zweck habe, als daß sie zu Zeichen und Erinnerungen dienen sollen, und daß die Seele sich sogleich die dadurch angezeigte Sache vorstelle, ohne im geringsten das Zeichen in Betrachtung zu ziehen, oder dessen Gegenwart einmal zu merken: ungefähr auf dieselbe Art, als wir an den Schall einer Sprache, die uns bekannt ist, nicht mehr gedenken, sondern uns nur die dadurch angezeigte Sachen vorstellen.

Es ist derhalben eine so richtige als wichtige Anmerkung des Bischofs von Cloyne, daß die sichtbare Erscheinung der Gegenstände eine Art der Sprache sey, wodurch uns die Natur den Abstand, die Größe und Figur der Dinge zu erkennen geben will: und diese Anmerkung hat der scharfsinnige Schriftsteller sehr glücklich angewendet, um gewisse Phänomene in der Optik, welche vorhin die grösten Gelehrten in dieser Wissenschaft verlegen gemacht haben, zu erklären. Dieselbe Anmerkung ist noch fruchtbarer angewendet worden, von dem einsichtsvollen Dr. Smith in seiner Optik, zur Erklärung von der anscheinenden Gestalt des Himmels, und den anscheinenden Abständen und Größen der Gegenstände, welche entweder durch Gläser oder mit blossem Auge betrachtet werden.

XIII.

Experimental-Historie des gemeinen Wassers von Herrn Lewis.

(Lond. Mag. 1761. Sept. p. 467.)

Es wird unnöthig seyn zu erinnern, wie zuträglich das Wasser der Gesundheit sey, und wie sehr, obwohl in unmerklichen Graden, der menschliche Körper, durch kleine Quantitäten ungesunder Materien dieses allgemeinen Auflösungs- und Zuführungs-Mittels unserer Nahrung, angegriffen werde.

Unter den gewöhnlichen Proben der Reinigkeit des Wassers sind folgende die zuverläßigsten: wenn es vollkommen farbenlos, durchsichtig, ohne Geruch und Geschmack ist: wenn es die Seife in einen geschmeidigen Schaum auflöset: wenn das Gemüs sich mürbe darin kocht: wenn es die Farbe des Violensyrops, und der Säfte anderer blauen Blumen, nicht verändert: wenn es ohne Präcipitation oder Veränderung der Durchsichtigkeit, sich

vermischet mit alkalischen und sauren Säften, mit der Auflösung des Schwefels in Laugensalzen, und der Auflösung von Silber im Salpetersauer. Diese Proben zeigen in den mehresten Fällen, ob das Wasser eine beträchtliche Quantität fremder Materie enthalte; sie entdecken aber nicht, was für besondere Materien es seyn, weil verschiedene Substanzen in verschiedenen Versuchen wohl einerlei Erscheinung haben. So werden blaue Säfte roth, sowohl durch Alaun als die Säuren; und grün, beides durch das kalkartige Seesalz und durch Laugensalze. Um die im Wasser enthaltene Materien mit einiger Gewißheit zu bestimmen, muß man etwas Wasser in einem reinen gläsernen Gefäße, durch eine Hitze, die kaum stärker seyn darf, als die Hand sie ertragen kan, abdämpfen lassen; damit die dichte Materie sich von selbst sammle, und aufs möglichste verhütet werde, daß keine von ihren Bestandtheilen oder Elementen sich loswickeln oder versetzen. Wenn die getrocknete Materie in ein wenig rein destilliret Wasser digeriret worden, zieht das Wasser gemeiniglich eine salzige Substanz daraus, und es bleibt eine Erde zurück, welche sich durch kein wässeriges Auflösungsmittel ferner auflösen läßt.

Diese irdische Materie ist durchgehens nicht eine einfache Erde, sondern eine Zusammensetzung von zween oder mehrern. 1. Eine alaunartige Erde,

Erde, welche sich dadurch entdeckt, daß sie in einem vitriolischem Sauer sich zu einer herben Feuchtigkeit auflöset. 2. Magnesia, welche im demselben Sauren sich zu einer bitteren Feuchtigkeit auflöset. 3. Kalkartige Erde, welche sich schlechterdings nicht in dem vitriolischen Sauren, aber leicht in salpetrigen und Meersauer auflöset, in welchen beiden sie durch das vitriolische Sauer präcipitiret wird. 4. Selenit, welcher sich in keinem Sauren eher auflöset, bis er auf glühenden Kohlen stark kalciniret, und dadurch in eine kalkartige Erde verändert worden. 5. Einige Erden, die sich schlechterdings nicht auflösen lassen, deren besondere Arten, in den kleinen Quantitäten, welche man bei diesen Versuchen nur erhält, schwer zu bestimmen sind; wiewol daran auch wenig gelegen ist. Die beiden ersten Arten werden in dem Ueberbleibsel des Wassers nur selten angetroffen; die andern aber desto gewöhnlicher, und sind vielleicht allgemein.

Die salzige Substanzen sind: das mineralische feuerfeste Laugensalz, Natrum: das vitriolische Saure, welches mit diesem Laugensalze verbunden: das Wundersalz, mit der Magnesia ein Sal catharticum, und mit der alaunartigen Erde, ein Alaun wird: das salpeterartige Saure, welches in Verbindung mit dem Laugensalze, Salpeter, oder mit etwas auflösbarer Erde, salpeter-

artiges Salz wird: das Meersaure in Verbindung mit dem Laugensalze, gemein Salz, oder mit auflösbarer Erde, muriatisch Salz: das flüchtige Laugensalz in Verbindung mit dem Sauren, Ammoniacsalz. Das gemeine, das muratische und das Salpetersalz, sind die gewöhnlichen: Salpeter, Alaun, Wundersalz und Ammoniacsalz sind sehr selten. Die mehresten dieser Salze kan man durch eine sorgfältige Kristallisation absondern, und zu ihrer eignen Form bringen. Man kan sie auch, wie sehr sie auch unter einander gemischet sind, durch hinzuthun fremder Materien unterscheiden. 1. Das feuerfeste Laugensalz, wenn es nicht saturiret ist, erkennet man an seinem Aufbrausen mit Salzgeiste. 2. Die Arten der Säuren unterscheidet man, wenn man auf die trockne Masse ein wenig Vitriolöl gießt. Ist es das Meersauer, so fliegt es weg in einem weissen, wie das Salpetersauer in einem rothen Dampfe: ist es aber ein vitriolisch Sauer, so erfolget keine Veränderung Das Meersauer entdeckt sich auch, wenn die Masse das reine Scheidewasser fähig macht, Goldblätter zu zerschmelzen, oder einen Goldstrich am Probierstein auszulöschen. Das Salpetersauer entdeckt sich, wenn es auf dem Feuer wegkrachet: das vitriolische Sauer, wenn es in einer Auflösung des Queckſilbers in Scheidewasser gelbe Wolken zeuget, oder wenn es eine jede Auflösung kalkartiger Erde (etwa Kreide in

Scheide-

Scheidewasser) präcipitiret, und das Präcipitat ein Selenit ist, und sich in frischem Scheidewasser nicht auflösen läßt. 3. Die Basis, oder die Substanz, welche mit dem Sauren in dem Salzgemische vereinigt ist, offenbaret sich, wenn man zu der Auflösung der Materie ein wenig von der Auflösung des Sal Tartari, oder irgend eines andern feuerfesten Laugensalzes gießt. Ist die Basis ein feuerfestes Laugensalz, so erfolgt keine Veränderung: ist sie eine Erde, so wird sie praecipitiren: ist sie ein flüchtiges Laugensalz, so wird es sich durch einen scharfen Geruch entdecken.

Das reinste von allen gemeinen Wassern ist das Schneewasser, wenn es auf den Gipfeln der Berge, oder im freien Felde aufgenommen wird. Ein Gallon, *) welcher langsam ausgedämpfet, oder destilliret worden, hinterläßt nur 2 bis 3 Gran fester Materie. Wasser, welches zwei, ja mehrmalen destilliret worden, hinterläßet fast eben so viel: nur mit dem Unterschiede, daß das Ueberbleibsel des Schneewassers, wie aller natürlichen Wasser, bräunlich und salzig ist; da hergegen dasjenige, was von destillirtem Wasser überbleibt, eine feine weisse Erde, ohne Salztheilchen, und theils kalkartig, theils unauflösbar ist. Man sagt, daß Schneewasser, wenn es an einem warmen Orte, in einem

*) Nach dem Bremer Maaße ein Stübchen oder vier Quarte.

reinen Glase, und gegen den Staub bedeckt, aufbewahret wird, mit der Zeit fäulicht werde. Ich habe aber gesehen, daß es noch nach vielen Jahren vollkommen klar und geschmacklos geblieben. Destillirtes Wasser verändert sich nicht. Die Salztheilchen des Schneewassers sind gemeiniglich von der Salpeterart, zusammengesetzt mit dem Salpetersauer, und verbunden mit kalkartiger Erde.

Das nächste an Reinigkeit ist Regenwasser, wenn es eben so sorgfältig als jenes gesammlet worden, nachdem der Regen einige Zeit angehalten hat, so, daß die Luft von den Insecten und andern darin schwimmenden leichten Körpern schon gereiniget worden. Weder dieses, noch das vorhergehende Wasser verräth eher einige fremde Materie bei den gewöhnlichen Proben mit Säuren, Laugensalzen, Seife, blauen vegetablen Säften, oder metallischen Auflösungen, bis ein großes Theil des wässerigen abgedämpfet worden. Nachdem es ganz trocken abgedämpfet worden, hinterläßt es 4 bis 5 Gran dichter Materie aus einem Gallon. Das Salz ist oft salpeterartig, und die Erde größtentheils kalkartig.

Diesem kommt an Reinigkeit am nächsten das Wasser klarer Flüße, welches, obschon nicht so vollkommen als die beiden vorhergehenden, doch hinlänglich weich, und zu aller Nothdurft des menschlichen Lebens brauchbar genug ist. Flüsse sind mehren-

rentheils reiner und weicher, als die Quellen woraus sie entstehen; und dies mehr in einiger Entfernung, als in der Nähe der Quellen; mehr wenn sie einen schnellen, als wenn sie einen langsamen Strom haben.

Von den Quellwassern sind einige, welche an Reinigkeit dem Regenwasser nahe kommen: die mehresten aber sind die härtesten und unreinsten von allem Wasser. Selbst einige, welche das Auge und der Gaumen für gut Wasser hält, enthalten im Gallon über 100 Gran dichter Materie. Die Salztheile des Quellwassers sind gemeiniglich salpeterartig, *) oder muriatisch, das ist, aus salpetrigen oder Meersäuren, die mit Erden vereinigt sind, zusammengesetzt. Gießt man bei kleinen Portionen die Auflösung irgend eines Laugensalzes hinzu, so wird die Feuchtigkeit milchicht; welches immer zunimt, bis das Saure, nachdem es durch das Laugensalz völlig ein Mittelsalz geworden, alle Erdtheile verläßt, welche, wenn es ein wenig gestanden hat, zu Boden fallen. Nachdem das Wasser solchergestalt verbessert worden, ist es, ob zwar wirklich nichts reiner als vorhin, doch so weich geworden, daß es in der Haushaltung alle verlangte Dienste thut, auch der Gesundheit wenig oder

*) Home, experiments on bleaching. Markgrafe, in den Mem. de l'Acad. de Scienc. de Berlin 1751.

nichts nachtheilig ist, weil sein scharfes, herbes irdisches Salz in ein mildes Mittelsalz verändert worden.

Das Flußwasser fäulet gemeiniglich eher als Quellwasser. Während der Fäulung stößt es einen Theil seiner fremden Materie von sich, und wird darauf wiederum angenehm und reiner als vorhin. Hart Wasser ist nicht geneigt zur Fäulung, und erhält sogar Körper, die leicht fäulen, ziemlich lange. Es scheinet daher, wie Dr. Home anmerket, daß es zu den Seereisen am geschicktesten sey, zumal da man es mit ein wenig Laugensalz so leicht weich machen kan. Je reiner das Wasser ist, je geschwinder gefrieret es, weswegen auch das Eis reiner ist, als das ungefrorne Wasser. Aus diesem Grunde kan den Weinen und etlichen salzigen Feuchtigkeiten ein Theil ihres überflüßigen Wassers durch Frieren benommen werden. Wenn Eis an der Luft liegt, verlieret es sein Gewicht, weil einige Theile seiner Oberfläche durch die Bewegung der Dunstkugel aufgelöset oder abgerieben werden. Diese Eigenschaft des Eises war dem Hippokrates schon bekannt; welcher aber, weil er glaubte, daß nicht die ganze Masse, sondern nur die feinsten und leichtesten Theile des Eises verflögen, in den Irrthum verfiel, daß er zerschmolzen Eis und Schnee für das allergesundeste Wasser hielt.

Was

Was die medicinalische Kraft des reinen Wassers betrift, so läßt sich davon wenig sagen, das nicht fast von selbst in die Augen fället. Die vornehmsten Tugenden und Eigenschaften desselben in dieser Absicht sind: daß es eine einfache Feuchtigkeit ist; daß es in aller Absicht etwas unschuldiges ist, und keine Eigenschaft, wodurch auch das zarteste Organum könte angegriffen werden, an sich hat; daß es sich mit allen thierischen Säften bei völliger Gesundheit, nur das Fett ausgenommen, vermischet; daß es ungeschickt ist, sich mit denselben zu vermischen, wenn sie sehr verdicket sind, wie bei einigen Krankheiten; daß es geschwinder und häufiger durch die Schweißlöcher der Haut, als durch die Nieren wieder abgeht; vielleicht aus der Ursache, weil es schlechterdings von aller Reizkraft entblößet ist. Man kan hinzufügen, daß es das allerbequemste Mittel ist, dem menschlichen Körper die beiden stark wirkenden Kräfte, Wärme und Kälte beizubringen, wovon jene alle Säfte und weiche Theile der animalischen Maschine ausdehnet und schlaff macht, diese aber dieselben zusammen ziehet und spannet.

Nach dieser Beschreibung der verschiedenen Arten des gemeinen Wassers, wird es wohl unnöthig seyn, die Leser, besonders vom schönen Geschlechte, zu warnen, daß sie sich des harten Quell- oder Brunnenwassers weder zum Waschen noch Trinken bedienen.

XIV.

XIV.

Fortsetzung

der unparteiischen und kurzgefaßten Nachricht,

von dem

Ursprung und Fortgang des letzten Krieges.

(Lond. Mag. 1761. Maj. p. 241.)

Da ich des Einmarsches der Französischen Truppen in Deutschland gedacht, muß ich wiederum erinnern, daß die Franzosen, so bald wir 1755. den Anfang gemacht hatten, durch Wegnehmung ihrer Schiffe Repressalien zu gebrauchen, auch Zurüstungen gemacht, eine Armee nach Deutschland zu schicken, um unsers Königs Länder im Reiche anzugreifen. In der Absicht hatten sie viele Bataillonen und Eskadronen aus dem Innersten des Königreichs nach den Rhein marschiren, und mit Erlaubniß des Churfürsten von Cöln, des Bischofs von Lüttich ꝛc. große Magazine an verschiedenen Plätzen ihrer Länder, im Niederrheinischen und Westphälischen Kreise, errichten lassen.

Allein

Allein die Erklärung des Königs von Preußen vor dem Schlusse des Jahres, nöthigte den Französischen Hof, die Ausführung seines Entwurfs aufzuschieben, bis Sr. Preußischen Majestät Einfall in Sachsen und Böhmen ihn mit einem scheinbaren Vorwande in Deutschland einzurücken versahe. Ihre Armeen kamen nun nicht nach Deutschland, um sich in Hannover wegen der von England gelittenen Feindseligkeiten zu rächen: auch nicht weil dieses Churfürstenthum ein Korps seiner Truppen nach England zu dessen Vertheidigung geschicket hatte. Nein. Sie kamen nach Deutschland als Alliirte der Kaiserin Königin, und des Königs von Polen, Churfürstens von Sachsen; als Gewährleister des Westphälischen Friedens, und Freunde des Deutschen Reichs überhaupt, auf derselben Ansuchen, um sie zu schützen.

Es zog sich demnach ein starkes Corps Französischer Truppen durch Namur, Lüttich, Lüneburg und Jülich vor Endigung des Monats März, 1757, und versammlete sich entweder den 1. April, oder bald darauf, zu Nuys, Düsseldorf gegen über, nachdem es zuvor einen freien Durchzug von denen Deutschen Fürsten, deren Länder ihm im Wege lagen, erbeten und erhalten hatte. Diesem Ansuchen widersetzte sich der Brittische Hof, so viel ich weiß, nicht; muthmaßlich weil man voraus sahe, daß es vergeblich seyn würde, wie das Beispiel der Holländer lehrete. Bei diesen thaten die Franzosen, so

viel

viel man weiß, keine Ansuchung um den Durchzug ihrer Truppen durch Namur und Mastricht, sondern nur um die Durchlassung ihrer Mund- und Kriegs-Vorräthe und Geschützes; obwohl wir uns durch unsern Botschafter in dem Haag demselben aus allen Kräften widersetzten, und damit zu erkennen gaben, daß wir die angebotene Neutralität verworfen, und beschlossen hätten, den König von Preußen zu unterstützen; ungeachtet derselbe auf dem Reichstage für den Angreifer war erkläret worden. Selbst im Haag muß man so gedacht haben; denn sonst würden die Holländer ihm den verlangten Durchzug nicht zugestanden haben, weil sie sowohl als die Engländer den Achenschen Tractat garantiret hatten. Sie bewilligten also den Franzosen, trotz aller unserer Gegenvorstellungen, ohne Schwierigkeit ihr Verlangen, obschon sie es nicht nöthig erachteten, die wahre Ursache davon zu sagen, sondern vorgaben, sie wären dazu genöthiget worden, weil sie nicht im Stande gewesen es abzuschlagen. Und in Wahrheit, das mächtige Bündniß, welches wider den K. v. Preußen geschlossen worden, hatte ihnen einen starken Grund zu diesem Vorwande gegeben, angesehen ihr Beitrit zu unserer Allianz das, was wir itzt die gemeine Sache nennen, eher würde geschwächet als gestärket haben.

Gleichwie sich niemand den Franzosen bei ihrem Einmarsch in Deutschland widersetzte, so fanden

den sie auch keinen Widerstand bei ihrem Einfall in die Preußischen Länder am Rhein. Denn der K. v. Preußen war zu klug, als daß er sich in den Sinn hätte kommen lassen, Länder zu beschützen, die er nicht ohne Verwahrlosung dererjenigen, woran ihm weit mehr gelegen war, erhalten konte. Er zog derhalben bei Annäherung der Franzosen seine Truppen zurück, und entblössete selbst die starke Festung Wesel von ihrer Besatzung, nämlich dreien Regimentern, welche nach Hameln marschirten. Um aber den fremden in Deutschland einbrechenden Truppen einigen Widerstand zu bieten, gab der König Befehl, daß die Besatzung in Geldern, einem befestigten Orte, die Belagerung aushalten sollte: welchem zu folge dieselbe ihre Schleusen eröfnete, und die ganze Gegend umher unter Wasser setzte. Wie nun die Ableitung des Wassers, und eine ordentliche Belagerung des Ortes etwas Zeit würde hinweggenommen haben, anbei Krankheiten unter der Armee hätte verursachen können, wollten die Franzosen sich damit nicht aufhalten, sondern begnügten sich um so viel mehr, die Stadt nur einzuschliessen, da sie Volk genug dazu übrig hatten. Denn ihre Armee, welche unter dem Befehl des Marschals d'Estrees stand, wurde auf 86835. Mann Infantrie, und 23570. Cavalerie, mithin in allem auf 110405. streitbarer Männer geschätzet, welche sie in den Stand setzte,

durch

durch verschiedene Detaschementer sich des Preußischen Geldern, des ganzen Herzogthums Cleve, und der weitläuftigen Grafschaft Mark zu bemächtigen, von welchen Ländern sie schwere Contributionen, im Namen der K. K., welche einen besondern Commissair desfalls bei der Armee hielte, einzogen: wiewohl zu vermuthen ist, daß alles Geld zur Bezahlung der Französischen Hülfstruppen, unter welchem Namen dieselbe in Deutschland eingerücket waren, angewendet worden.

Nachdem die Franzosen sich solchergestalt von allen Preußischen Ländern am Rhein Meister gemacht hatten, rückten sie der Hannöverischen Observations-Armee entgegen, welche nach ihrer Vereinigung mit den Hessen und andern Truppen, sich in der Preußischen Grafschaft Ravensberg gesetzet hatte, so, daß des H. v. Cumberland Hauptquartier zu Bielfeld stand. Ehe sie sich aber dieser Armee näherten, ließen sie durch Abgeordnete einen unschädlichen Durchzug durch das Churfürstenthum Hannover verlangen, und zwar sowohl im Namen des Reichs, als der K. K. und des K. v. Polen, als Reichs-Hülfstruppen gegen den K. v. Preußen, weil er in Sachsen und Böhmen eingefallen war. Nachdem dieses Begehren schlechterdings abgeschlagen worden, nahmen die Feindseligkeiten zwischen den Vortruppen der beiden Armeen ihren Anfang, und das große Französische Heer rückte vorwärts,

um

um sich den Durchmarsch mit Gewalt zu verschaffen, welcher ihnen mit Unrecht und wider die Reichsgesetze verwehret wäre. Die Wahrheit zu sagen, so gab der Ort, wo die Hannöverische Armee kampirte, den Franzosen ausser diesem noch einen andern Vorwand an die Hand, weil sie als Hülfstruppen der K. K. ein Recht hatten, die Grafschaft Ravensberg im Namen und zum Vortheil derselben wegzunehmen. So gaben wir also im Anfange des Krieges, sowohl in Amerika als Deutschland, den Franzosen allen nur erdenklichen Vorschub, ihre Aufführung bei den neutralen Mächten zu rechtfertigen, da sie hergegen nichts vergaßen, was zu der Absicht dienlich seyn konte. So gewiß ist der Unterschied zwischen der unbedachtsamen Aufrichtigkeit redlicher, und schlauen Ränken arglistiger Absichten!

Gegen den 13 Brachm. war die Französische Armee schon nahe vor Bielfeld gerücket: und da der H. v. Cumberland es besser zu seyn erachtete, sich nach der andern Seite der Weser zu begeben, und den Franzosen den Uebergang über diesen Fluß zu bestreiten, als an dieser Seite sich in eine Schlacht einzulassen; machte er desselben Abends den Anfang sich zurück zu ziehen. Der Feind grif seinen Hintertrupp zu verschiedenen malen an, doch ohne sonderlichen Verlust, wie einige Nachrichten sagen; andere aber versichern, daß er zwo Generalspersonen, eine gute Anzahl Mannschaft und et-

liche Packwagen verloren habe. Welche Nachricht die richtige sey, muß die Zeit, die beste Verbesserinn der neuen Geschichte, bestimmen. Gewiß ist, daß sein Verlust nicht groß gewesen, weil er noch bis zum 19. an dieser Seite der Weser geblieben, dieselbe ohne vom Feinde beunruhiget zu werden paßiret, und an der rechten Seite derselben, sich in ein befestigtes Lager gesetzet, um des Feindes Bewegungen zu beobachten, und sich dahin zu wenden, wo derselbe etwa den Uebergang versuchen möchte.

Wie nunmehr dieser große Fluß zwischen beiden Armeen war, schickten die Franzosen ein starkes Detaschement, unter dem Marquis d'Auvel, nach Ostfriesland, um sich dieses Preußischen Fürstenthums zu bemächtigen; welche Truppen, nachdem sie Leer und das ofne Land besetzet hatten, den 2 Heum. vor Emden erschienen. Der Preußische Kommendant schien entschlossen zu seyn, die Belagerung auszuhalten, in welcher Absicht er die Thore verschloß und alle mögliche Anstalten zu einer hartnäckigten Gegenwehr machte. Weil er aber nur 400 Mann hatte, zwangen ihn die Bürger, wie sie sahen, daß der Feind das Geschütz heranführen ließ, um ein Thor einzuschiessen, eine Kapitulation zu schliessen, worin ihre Freiheit, Religion und Handel gesichert würde; welcher zu Folge die Stadt des folgenden Tages dem Französischen Detaschement

ment übergeben wurde, welches nach Hinterlassung einer hinlänglichen Besatzung, zur großen Armee wieder zurück gieng. Um dieselbe Zeit schickten sie ein ander Detaschement aus, welches die Grafschaft Bentheim, die der Graf Sr. G. Brittannischen Majestät im Jahr 1752 verkauft hatte, in Besitz nahm.

Der Marschal d'Estrees war ein viel zu kluger General, als daß er den Uebergang über einen so großen Fluß, im Angesicht einer Armee, die mit allem, womit sie ihm denselben verwehren konte, versehen war, für thunlich sollte geachtet haben. Er entschloß sich derhalben, ihn, wo möglich, zu überlisten, und zu suchen, in der Geschwindigkeit ein Detaschement hinüber zu bringen, welches hinlänglich wäre, dem Rest der Armee den Uebergang zu versichern; zumal da des Herzogs Armee so schwach war, daß es demselben unmöglich fiel, so viele Detaschementer auszuschicken, als erfodert wurden, einen Fluß von solcher Länge zu behaupten. Da der Marschal dieses einsahe, machte er verschiedene Märsche und Contremärsche, um seinen Feind irre zu machen. Nachdem er endlich den H. von Broglio und Hr. Chevert, mit zweien verschiedenen Detaschementern zwischen Minden und Rinteln gestellet hatte, um des Feindes Aufmerksamkeit dahin zu ziehen, welcher damals ein wenig unter Hameln stand, marschirte der Marquis d'Ar-

mentieres den 9. Heum. in geheim den Fluß hinauf bis Höxter in der Abtei Corvei, schlug des Nachts Brücken über den Fluß, und setzte des folgenden Tages ein starkes, mit Geschütz und allem, was zur Behauptung ihres Postens nöthig war, versehenes Detaschement hinüber. Der H. v. Orleans paßirte des folgenden Tages mit einem andern Detaschemente, und den 12. folgte der Herzog selbst mit der ganzen Französischen Armee, ehe die Hannoveraner ihn bei dem Uebergang angreifen oder beschwerlich fallen konten.

Nunmehr fieng das Churfürstenthum Hannover nebst der Landgrafschaft Hessen an, die unglücklichen Folgen zu empfinden, welche aus der Verwerfung der ihnen in vorigem Winter angebotenen Neutralität entstanden waren. So bald die Französische Armee glücklich über die Weser gekommen war, wurden die südlichen Länder von Hannover in Contributionen gesetzt, und gezwungen, eine schwere Menge Futterung und Lebensmittel zu liefern, ausser den großen Geldsummen, die sie theils zahlten, theils durch abgeführte Geiseln sich versicherten. Was die Landgrafschaft Hessen betrift, so hatte der Marschal d'Estrees, schon vor seinem Uebergang über die Weser, den Contades an der Spitze eines starken Detaschements dahin geschicket, um den nordlichen Theil desselben einzunehmen; welches er ohne den geringsten Widerstand that. Denn

den

den 15. Heum. traf in Warburg des Landgrafen Stallmeister bei ihm ein, welcher im Namen seines Herrn, der sich schon wegbegeben hatte, die Erklärung that, man wäre bereit, der Französischen Armee mit allem was das Land vermöchte, zu dienen. Der Magistrat von Cassel übergab dem Hr. Contades, so bald er davor erschienen war, die Schlüssel der Stadt; worauf auch dieses Land unter schwere Contributionen geleget wurde, so, daß die armen Unterthanen die Subsidien, welche ihr Landsfürst für seine Truppen von England zog, theuer genug bezahlen musten.

Nachdem Hr. Contades solchergestalt in der Landgrafschaft keinen Widerstand gefunden, kehrete er mit dem größesten Theile seines mit Geld und Vorräthen beladenen Detaschements zur Hauptarmee zurück, welche nach gemachten nöthigen Vorkehrungen auf die Hannöverische Arme los gieng. Hierauf erfolgte den 26. Heum. die Schlacht bei Hastenbeck, wovon ein Courier des Herzogs einen Bericht nach London brachte, welchen der König den 11. Aug. öffentlich bekannt machte. Er war folgendes Inhalts *). Nachdem der Feind den 24. Heum. den Herzog hinter dem Dorfe Latford angegriffen hatte, aber zurück geschlagen worden, veränderte der Herzog, weil die Franzosen Meister von den Anhöhen waren, seine Stellung, und setzte

*) S. Lond. Mag. 1757. p. 401.

sich des Nachts auf die Anhöhen zwischen der Weser und dem Gehölze, so, daß er das Wasser bei Hameln zur rechten, das Dorf Hastenbeck vor sich hatte, und mit dem linken Flügel ans Gehölz schloß. Die Armee war die ganze Nacht unter den Waffen. Am 25. marschirte der Feind Colonnenweise auf, und kanonirte uns den ganzen Tag heftig. Nachdem die Armee wiederum die ganze Nacht die Waffen nicht abgeleget hatte, fieng der Feind ein wenig nach 5 Uhr an, auf unsre Batterie, die wir hinter dem voriges Tages geschleiften Dorfe hatten, sehr heftig zu kanoniren. Die Hessische Infanterie und Cavalerie, welche die Batterie schützten, bezeigten in einem so schrecklichen Feuer eine Standhaftigkeit, die wenig ihres gleichen hat. Zwischen 7 und 8 fieng an unserm linken Flügel das Feuern aus dem kleinen Gewehr an. Die Kanonade hielte stets an, und wurde eher stärker als schwächer, brachte aber die Truppen nicht in die geringste Unordnung. Das Feuer aus dem kleinen Gewehr wurde auch stärker, und man sahe den Feind etwas Grund über uns gewinnen. Seine K. Hoheit ließ drei Hannöverische Bataillonen und sechs Eskadronen, unter den beiden Obristen Daggenhausen und Breitenbach, um den Wald bei Afferde herum marschiren. Weil aber die im Walde gestelleten Grenadiers fürchteten eingeschlossen zu werden, schlossen sie sich näher an den linken

Flügel,

Flügel, und gaben dadurch dem Feinde Gelegenheit, unsre Batterie ohne Widerstand weg zu nehmen. Hier zeigte der Erbp. v. Braunschweig einen wahren Heldenmuth, indem er an der Spitze eines Wolfenbüttelschen und eines Hannöverischen Bataillons, mit aufgesteckten Bajonetten den weit stärkern Feind zurück trieb, und die Batterie wieder eroberte. Gleichwie aber der Feind eine Höhe besaß, vor welcher beides unsre Infanterie und Batterie blos lag, und den Angrif unter Begünstigung eines Hügels thun konte, wo der Herzog ihm, ohne seine Flanke beides der feindlichen Artillerie und Musketerie auszusetzen, nicht ankommen konte, gab er Befehl, daß die Armee sich zurück ziehen sollte; welches sie auch in der größesten Ordnung that. Er zog sich nach Hameln, wo er einige Zeit Halte machte, und darauf seinen Marsch nach Lune fortsetzte. Der Feind ließ sich während des ganzen Rückzugs nicht einmal sehen. Zwar trieb der Obriste Breitenbach 4 Brigaden mit dem Bajonet von einer mit 14 Stücken besetzten Batterie weg, und stürzte sie von einer gähen Höhe mit einen starken Verlust hinunter, und erbeutete ihre Artillerie, Ammunition ꝛc. die Sorgfalt für seine Verwundeten aber verursachte, daß er nicht alles, sondern nur 6 Kanonen davon brachte, nachdem er die übrigen vernagelt und unbrauchbar gemacht hatte. Der Obriste Daggenhausen trieb verschie-

dene Eskadronen bis zur Armee zurück; allein es war schon spät, und so weit vom Herzoge, daß er es nicht eher, als nach dem Zurückzug erfuhr. Der ganze Verlust der Armee in allen 3 Tagen ist folgender:

Hannöverische Infanterie

an Todten	= 82	Mann
= = Verwundeten	= 280	
= = Vermisseten	= 36	
	398	

Braunschweigische Infanterie

an Todten	= 72	Mann
= = Verwundeten	= 114	
= = Vermisseten	= 78	
	264	

Heßische Infanterie

an Todten	= 95	Mann
= = Verwundeten	= 306	
= = Vermisseten	= 63	
	464	

Das 7 Battallion Grenadier

an Todten	= 51	Mann
= = Verwundeten	= 141	
= = Vermisseten	= 36	
	228	

Jäger

Jäger

an Todten	= = = =	9 Mann
= = Verwundeten	= = =	10
		19

Die ganze Cavalerie

an Todten	= = = =	18 Mann
= = Verwundeten	= = =	56
= = Vermisseten	= = =	7
		81

Der ganze Verlust an Todten, Verwundeten, Gefangenen und sonst Vermisseten ist = = 1454.

Aus dieser Autentischen Nachricht ist zu ersehen, daß die Braunschweigischen Truppen nach Verhältniß ihrer Anzahl viel mehr gelitten, als weder die Hessen noch Hannoveraner. Was den Verlust der Franzosen in dieser Schlacht betrift, so versicherten sie, daß sie an Todten, Verwundeten und Vermisseten nicht über 1500 gehabt hätten, und waren so bescheiden, daß sie den Verlust ihrer Feinde nicht höher, als 2000 ausgaben. Es ist auch in der That gewiß, daß der Verlust an beiden Seiten nicht so groß gewesen, als man vermuthen konte, zumal da die Hannoveraner pro aris et focis zu fechten hatten; wo sie anders so gedacht haben, als viele in unserm Lande zu denken

vorgaben. Allein allem Ansehen nach müssen sie keine so strenge Gedenkungsart gehabt haben. Denn obschon sie in der Schlacht nicht sonderlich gelitten hatten, zogen sie sich doch durch Hameln, Nieenburg und Hoja zurück, und ruheten nicht, bis sie Verden erreichet; obwohl die Franzosen in Verfolgung derselben eben nicht eileten *). Doch stelleten diese sich vor Hameln, worin der H. von Cumberland eine kleine Besatzung gelassen hatte: weil aber der Ort damals nur schlecht befestigt war, fand die Besatzung es für gut, sich nach der ersten Auffoderung auf eine anständige Kapitulation zu ergeben. Die Franzosen sagen, sie hätten darin 60 metallene Kanonen, verschiedene Mörser, 4 Ofen, einen Theil des Gepäcks der Hannöverischen Armee, eine große Quantität Kriegs- und Mundvorrath, und eine Menge Kranke und Verwundete gefunden, welche, weil sie in der Kapitulation nicht eingeschlossen, Kriegsgefangene bleiben musten.

Eine von den Ursachen, warum die Franzosen ihren Sieg nicht so geschwind verfolgten als hätte geschehen können, war muthmaßlich die Veränderung des Oberkommando. Denn am 3. August kam der Herzog von Richelieu zur Armee, um den Marschal d'Estrees abzulösen, welcher sich, wie man sagt in Ungnade, nach Achen begab. So pflegen

*) Sie waren aber nicht den dritten Theil so stark, als die Französische Armee.

pflegen unumschränkte Fürsten siegende Feldherren mehrmalen zu belohnen! Des Marschals Richelieu erste Sorge nach übergenommenen Oberbefehl war, Detaschementer abzuschicken, um viele Plätze sowohl in dem Hannöverischen als Braunschweigischen Gebiete zu besetzen, und fast allen übrigen zu befehlen, daß sie Abgeordnete zu ihm schicken sollten, um über die Contributionen, und allerlei Art Vorrath, den sie zu liefern hätten, zu handeln, auch eine solche Einrichtung der Landes-Regierung, als man nöthig finden, und den Kriegsgesetzen gemäß seyn würde, sich vorschreiben zu lassen. Unter andern Städten wurde, wie leicht zu erachten ist, Hannover nicht vergessen. Nach dieser wichtigen Stadt wurde ein Detaschement von 2000 Mann unter dem Herzog von Randam geschicket, welcher zum Gouverneur derselben ernennet wurde, und sie am 19. in Besitz nahm. Aber der ganze Königliche Schatz, und die kostbarsten Sachen, welche daselbst, oder in dem Pallaste Herrnhausen sich befanden, waren schon vorhin nach Stade, der einzigen wohlbefestigten Stadt in den Churfürstlichen Ländern, geschicket worden. Indessen hielten die Franzosen, sowohl in Hannover, als allen andern Orten, wo sie hinkamen, eine genaue Mannszucht, ohne die unschuldigen Einwohner zu plündern oder ihnen übel zu begegnen. Man nöthigte sie, nur alles Geschütz,

Waffen

Waffen und Kriegsvorräthe, die sie hatten, auszuliefern.

Nachdem der Marschal Richelieu solchergestalt in Hannover alles nach seinem Sinn eingerichtet, und seine Armee mit aller Art Vorrath reichlich versehen hatte, gieng er auf die Hannöverische Armee, welche noch bei Verden gelagert ward, los. Gleichwie aber die Französische Armee weit stärker, und mit groben Geschütze besser versehen war, fand der H. v. Cumberland sich genöthiget, bei jener Annäherung aufzubrechen. Dies that er wirklich den 22. August, und bezog darauf zwischen Ottersberg und Rotenburg ein festes Lager, in welchem er so lange blieb, bis er merkte, daß die Franzosen vorhatten, ihn, vermittelst ihrer überlegenen Macht, nach und nach einzuschliessen, indem sie die Posten an seinen beiden Seiten besetzten, um ihn von Stade abzuschneiden. Dies nöthigte ihn, auch dieses Lager den 3. Christm. zu verlassen und sich unter die Kanonen dieser Festung zu setzen. Wie nun damals 4 Englische Kriegsschiffe auf der Elbe in dem so genannten Haven von Stade lagen, glaubte man, er würde sich in dieser Festung bis aufs äusserste halten, da derselben Eroberung den Franzosen sehr theuer würde zu stehen gekommen seyn. Man hätte auch noch, ehe er sie zur Uebergabe zwingen können, eine Flotte Transportschiffe aus England schicken können, welche den Herzog mit seiner

ganzen

ganzen Armee zur See nach Ostfriesland bringen konte, wo sie wiederum hätten an Land treten, und sich bald von der Stadt Emden und dem ganzen Fürstenthum, wie auch der Grafschaft Bentheim Meister machen können; welches die Französische Armee würde gezwungen haben das Hannöverische zu verlassen, um nicht vom Rhein, wo sie wenigsten des Jahres ihre Winterquartiere hätten suchen müssen, abgeschnitten zu werden. Allein es hatte sich eine große Veränderung bei den Hannöverischen Maaßregeln ereignet. Man hatte sich an den Dänischen Hof gewandt, um dessen Vermittelung zu suchen; und durch Unterhandlung dessen Ministres, Grafen von Lynar, wurden zu Kloster Seven Tractaten gepflogen, und den 8. Herbstmonat eine Convention zwischen den H. v. Cumberland, General der Hannoverischen, und H. von Richelieu, General der Französischen Armee geschlossen, welcher den 10. noch etliche Erklärungsartikel beigefüget wurden, worauf die Feindseligkeiten zwischen beiden Armeen aufhöreten. Hier ist ein Auszug davon.

Art. 1. Die Feindseligkeiten sollen innerhalb 24 Stunden, oder, wo möglich, noch eher aufhören.

Art. 2. Die Hülfstruppen des H. v. Cumberland, nämlich Hessen, Braunschweiger, Sach-

Sachsen-Gothaische, selbst des Grafen von Bückeburg, sollen nach ihrem Lande zurückkehren, und daselbst so verleget werden, wie der König von Frankreich sich darüber mit ihren Herren vergleichen wird.

Art. 3. Der H. v. Cumberland verbindet sich mit dem Theil seiner Truppen, welcher in Stade nicht kan verlegt werden, über die Elbe zu gehen: diejenigen aber, welche in Stade geleget werden, sollen daselbst unter Dänischer Garantie bleiben, und nicht die geringste Feindseligkeit begehen, dagegen auch nichts von dem Franzosen zu befürchten haben. Die Grenzen um der Festung sollen sich, nach Beschaffenheit des Bodens, nicht über eine halbe oder ganze Französische Meile erstrecken, welches von Commissarien soll bestimmet werden. Die Französischen Truppen sollen in den übrigen Theilen der Herzogthümer Bremen und Verden, bis zur Aussöhnung beider Könige verbleiben.

Art. 4 Zu desto geschwinderer Vollführung dieser Artikel soll die Hannöverische Armee, besonders das Detaschement zur Burgschanze und in derselben Nachbarschaft, binnen 48 Stunden sich nach Stade begeben. Die Französische Armee soll nicht eher über die

Oste

Oste gehen ehe die Grenzen bestimmet worden. Am 10. sollen die Commissarien sich zu Bremervörde einfinden, um die Grenzen beider Armeen zu bestimmen.

Art. 5. Der Graf von Lynar verbindet sich die Garantie des Königs von Dänemark, seines Herrn, in Absicht auf diese Artikel zu befördern.

Im Lager zu Kloster Seven den 8. Herbstmonat 1757.

Die Erklärungsartikel sind folgende im Auszug.

Art. 1. Die Hülfstruppen, welche nach Hause gehen, werden nicht als Kriegsgefangene betrachtet.

Art. 2. Da dem H. v. Cumberland der angewiesene Raum zu enge ist, so gehen 15 Bataillonen und 6 Eskadronen mit dem ganzen Jägercorps über die Elbe, und die übrigen 10 Bataillonen und 28 Eskadronen kommen in Stade und dem umliegenden Lande zu liegen, innerhalb einer Linie, welche von dem Einflusse der Luhe in die Elbe, bis zum Einflusse der Elmerbeck in die Oste, durch Pfosten wird bemerket werden. Diese letzten Truppen sollen nicht rekrutiret werden.

Art. 3. Da es nicht möglich ist, daß alle detaschirte Corps innerhalb 48 Stunden nach

Stade

Stade kommen können, will der H. v. Richelieu eine längere Frist dazu geben, mit dem Bedinge, daß sowohl das Corps zur Burgschanze als die bei Bremervörde kampirende Armee, ihren Rückzug binnen 24 Stunden nach Unterzeichnung der Convention antrete.

*) Nachdem solchergestalt die Ruhe, wenigstens für einige Zeit in dem westlichen Theile von Deutschland war hergestellet worden, kan ich dem Kriege in den östlichen Provinzen dieses unglücklichen Landes desto bequemer folgen. Zuvor muß ich aber melden, daß, sobald die Feindseligkeiten zwischen den Franzosen und Hannoveranern ihren Anfang genommen hatten, der Wiener Hof seinem Minister an dem unsrigen, Grafen Coloredo, Befehl zugesandt, ohne Abschied von hier zu gehen. Dies machte er unserm Staatssecretair in folgenden Schreiben bekannt. „Nachdem S. Großbr. M. „es für gut gefunden, sich der Feinde meines Ho„fes und dessen Bundsverwandten anzunehmen, „so habe ich so eben meine Zurückberufung erhalten, „und bin Vorhabens, so bald möglich von hier zu „gehen. Ich werde Hrn. v. Lobzem mit mir neh„men, und ersuche, daß E. Excel. so gut seyn „wollen und die nöthigen Päße für unser Gepäcke „und

*) Lond. Mag. 1761. p. 296.

„und Bediente zu geben ꝛc.„ Hierauf antwortete der Staatssecretair. „Der König hätte mit „Erstaunen die Nachricht von seiner Zurückberu„fung vernommen: er sähe diesen Schritt als eine „Folge der Verbindung seiner Souveraine mit seinem „abgesagten Feinde, dem Könige von Frankreich, an: „er hätte darum Herrn Keith, seinem Minister in „Wien, und Hr. Aynolles seinem Residenten in „Brüssel Befehl gegeben, augenblicklich abzureisen.„ Graf von Coloredo verließ demnach London den 5. Heum. Hr. Keith, Wien den 29. und Hr. Aynolles, Brüssel ungefähr den 20. desselben Monats.

So war nunmehr alle Correspondenz zwischen beiden Höfen abgebrochen, ungeachtet von keiner Seite eine Kriegserklärung geschehen war. Es gefiel aber dem Wiener Hofe um dieselbe Zeit, wie er seinen Minister zurückrief, uns seinen Zorn auf eine noch empfindlichere Art zu erkennen zu geben; indem er den Franzosen vergönnete, Ostende und Nieuport in Flandern während des Krieges zu besetzen: welchem zufolge ein Französischer Guvernör mit etlichen Bataillonen die Plätze den 19. oder 20. Heum. in Besitz nahm; nachdem der Oesterreichische den 16. Befehl gegeben hatte, daß alle Großbritanische Schiffe diese beide Haven binnen 24 Stunden räumen, und keine derselben bis auf nähere Ordre wieder eingelassen werden sollten; ohne die Ausnahme hinzuzufügen, welche zwischen Na-

tionen, die nicht mit einander im Kriege verwickelt sind, gewöhnlich ist: **Es sey dann, daß die Schiffe sich in Noth befinden, oder von ihren Feinden verfolget werden.** Dieser Befehl ergieng mit einer Art von Manifest begleitet; welches Verfahren nichts anders als ein Verbot des Handels war, angesehen diese beiden Haven die einzigen waren, durch welche der Handel zwischen uns und den Oesterreichischen Niederlanden konte getrieben werden. Zwar durfte dieses Verbot uns nicht sonderlich kränken, da wahrscheinlicher maassen das Uebergewicht des Vortheils an jener Seite ist: indessen hatten wir doch Ursache genug uns zu beschweren, weil in dem Befehle die Schiffe, welche entweder durch Noth oder Verfolgung der Feinde in die Haven getrieben werden möchten, nicht ausgenommen waren; zumal da die Einnehmung einer Französischen Besatzung in diese Städte, offenbar wider einen der Bedinge, auf welche die Niederlande dem Hause Oesterreich waren eingeräumet worden, stritte, und eine Verletzung war, worüber die Holländer sowohl, als wir zu klagen hatten. Aus dem Grunde wurde Ihro Hochmögenden, durch unsern Minister im Haag, Hr. Yorck ein Memorial übergeben, worin man Erinnerung that, daß in eben den Tractaten, wodurch die Niederlande dem Hause Oesterreich bestimmet worden, ausdrücklich bedungen wäre, daß dies Haus niemals das geringste

ringste von diesen Ländern an Frankreich überlassen sollte; anbei die Gefahr, worein die Holländer durch sothane Abtretung gesetzet würden, vorstellete. Allein wie die Holländer in diesem Kriege eifersüchtiger auf uns, als auf die Franzosen zu seyn schienen, so ließen sie sich durch ein von dem Französischen Minister d'Affry in Haag übergebenes Gegenmemorial einschlummern, und wegerten sich deshalben, mit uns eine gemeinschaftliche Vorstellung gegen die Französische Besetzung der beiden Plätze zu thun. Indessen waren sie damit sehr wohl zufrieden, daß unsre zwischen England und Flandern gehende Felleisen, hinfort durch Vließingen ihren Weg nehmen möchten; welches den 12. Aug. unserm General-Postamte bekannt gemacht wurde.

Indem ich mich nach Osten in Deutschland wende, will ich unterweges das Schicksal der Stadt Geldern berühren. Es war den 24 August, wie die Preußische Besatzung dieser Festung, welche seit dem Eintrit der Franzosen in Deutschland, von denselben war eingeschlossen gewesen, durch Hunger gezwungen wurde, sich auf ehrliche Bedinge zu ergeben. Eine den Franzosen nicht wenig vortheilhafte Begebenheit, weil dadurch ihre Gemeinschaft mit ihrem Lande desto mehr gesichert wurde. Wie ich am Ende des Jahres 1756. die Preußische und Oesterreichische Armee verließ, hatten dieselben eben ihre Winterquartire bezogen; jene in Sachsen und

der Grafschaft Glatz, diese im Königreiche Böhmen. Während der Zeit sahe der K. v. Preußen sich genöthiget, andere Maaßregeln mit denen Sachsen, die nach ihrer Ergebung in seine Dienste getreten waren, zu nehmen. Anfänglich hatte er sie in Regimentern gehalten, und war auch gesonnen, sie auf diesem Fuße dienen zu lassen. Aber wie eins derselben im Frühlinge dieses Jahres nach Berlin, zur Verstärkung der Besatzung dieser Stadt, marschiren muste, bedienten die Leute sich dieser Gelegenheit, und rissen gesamter Hand aus. Nachdem sie sich darauf mit einem bei Crossen liegenden Bataillon ihrer Landsleute vereinigt hatten, giengen sie gerades Weges in Polen, wo sie sich wiederum ihrem alten Herrn übergaben, welcher sie, wie ich meine, zur Oesterreichischen Armee schickte. Wie der K. v. Preußen hieraus sahe, daß er sich auf sie nicht verlassen könte, so lange sie in Regimentern bei einander wären, zerriß er alle Sächsische Regimenter und steckte sie in kleinen Abtheilungen unter die Preußischen, so daß er bei Eröfnung des Feldzugs 1757. im April kein einziges Sächsisches Regiment mehr in seiner Armee hatte.

Ehe ich aber zur Beschreibung dieses Feldzugs komme, will ich etliche Vortheile, die der K. v. Preußen über seine Feinde hatte, bemerken, deren Erwägung ein vieles von dem Wunderbaren seiner folgenden glücklichen Thaten wegnehmen wird.

Doch

Doch ist es so ferne davon, daß dieses zur Verkleinerung seiner Geschicklichkeit und Klugheit dürfte ausgeleget werden, daß es vielmehr zu erkennen giebt, wie er beides im höchsten Grad besessen, und angewendet habe, sich aller in Händen habenden Vortheile aufs beste zu bedienen. Zuforderst konte er einen jeden Operationsplan, der ihm gefiel, selbst machen und ausführen, und es stand bei ihm allein, nicht nur alles, was zu dessen glücklichen Ausschlag nöthig war, einzurichten; sondern auch seinen Entwurf zu verändern und alsobald einen neuen zu machen, so oft ein Zufall, oder eine unvorhergesehene Disposition des Feindes ihn dazu nöthigte, ohne auf neue Befehle irgend eines Hofes oder Kriegesraths zu warten. Demnächst hatte er nicht nöthig, seinen Plan irgend jemand vor dem Augenblicke der Ausführung bekannt zu machen, vielweniger mit einem Bundsgenossen in Rath zu nehmen. Ferner, gleichwie er in der Mitte seiner weit von einander entfernten Feinde stand, konte er welchem er wollte, mit seiner größesten Macht zu Leibe gehen, und mitlerweile die andern durch verschiedene in festen Lagern stehende kleinere Heere irre machen. Endlich fochten die meisten seiner Truppen nicht bloß um des Soldes willen, sondern auch aus Ehrbegierde. Sie hatten darum mehr persönliche Tapferkeit, und unterzogen sich auch williger allen Beschwerlichkeiten, als von den Truppen der ge-

gen ihn verbundenen Mächte konte erwartet werden. Da er beides ihr König und General war, und fast allezeit an ihrer Spitze stand, so flößete dieses ihnen einen Enthusiasmus ein, der sich durch nichts als den Tod dämpfen ließ. Er wuste sich desselben auch zu bedienen, indem er seine Schlachten, so bald es geschehen konte, durchs Schwerdt oder aufgepflanztes Bajonet, zu entscheiden suchte. Dies sind die vornehmsten Ursachen seiner erhaltenen Siege.

Mit diesen Vortheilen versehen, eröfnete er 1757 den Feldzug, und hatte seinen Operationsplan so wohl gemacht, daß er bald nach der Mitte des Aprils mit vier verschiedenen Armeen in verschiedenen Quartiren aufbrach, um an vier verschiedenen Oertern in Böhmen einzufallen. Die erste, welche der König den Marschal Keith zur Seite habend, in Person kommandirte, bestand aus den Truppen, die ihre Winterquartire in und um Dresden gehabt hatten, und marschirte längs der Elbe gerades Weges in Böhmen. Die andere kommandirte Prinz Moriz von Anhalt Dessau, und bestand aus den bei Zwickau quartiret gewesenen Truppen, von welchem Orte sie in die westlichen Länder Böhmens gegen Elnbogen einbrach. Die dritte bestand aus den Truppen, welche bei Zittau in der Lausitz gelegen hatten, von wannen sie, unter den Befehlen des Prinzen von Bevern, unmittelbar in

den

den Bunzlauer Kreis einrückte. Die vierte Armee, welche nächst der vom Könige selbst kommandirten die stärkste war, wurde von dem alten versuchten Marschal Schwerin angeführet. Da diese ihre Winterquartire in der Grafschaft Glatz und den südlichen Theilen des Preußischen Schlesiens gehabt hatte, und wuste, daß ihnen keine Oesterreichische Armee in Wege stand, so brach sie an fünf verschiedenen Oertern in den Königingrätzer Kreis ein, und vereinigte sich wieder zu Königshof an der Elbe.

Zu diesem Operationsplan wurde der König bewogen durch die Kundschaft welche er hatte, daß ein großer Theil der Oesterreichischen Armee noch in ihren Quartiren in Mähren oder bei Prag läge, und daß der Feind weder eine beträchtliche Anzahl Truppen, noch einen hinlänglich befestigten Platz an der Nordseite von Prag hätte. Die Wirkung dieser Anstalt war demnach, daß er nicht allein das ganze nordliche Böhmen unter Contribution setzte, sondern sich auch verschiedener kleinen Magazine von Lebensmitteln und trockner Futterung, welche die Oesterreicher angeleget hatten, bemächtigte. Diese kamen ihm bei dem Marsche seiner Armeen überaus gelegen, weil er auf den Wegen, die sie zu nehmen hatten, keine eigne Magazinen hatte errichten können, und die Jahrszeit noch keine grüne Futterung gewährete. Es war auch der Marsch dieser

vier Heere so eingerichtet, daß sowohl allezeit ihrer zwei sich zu Hülfe kommen konten, im Falle die Oesterreichische Armee dem einen oder andern ein überlegenes Detaschement entgegen schicken würde, als auch alle vier sich unverhindert vereinigen könten, wenn etwa die ganze Oesterreichische Armee gesamter Hand auf eins derselben losgehen wollte. Wie man vermuthete, daß die Oesterreichischen Generale eine von diesen beiden Maaßregeln ergreifen würden, so geschah es auch, daß ein starkes Detaschement von der zu Prag versammleten, und von Prinz Karln von Lothringen und dem Marschal Braun kommandirten Armee, unter dem Herzog von Arenberg abgeschicket wurde, um den Prinzen Moriz und das unter seinen Befehlen stehende Preußische Heer anzugreifen. Ein anderes gieng unter dem General, Grafen Königseg über die Elbe auf den Prinzen von Bevern los; und Prinz Karl selbst rückte mit dem Rest der Armee gegen Budin an der Egra. Weil aber die beiden Preußischen Armeen unter dem Könige und Prinzen Moriz schon angefangen hatten zusammen zu stossen, sahe der Herzog von Arenberg, daß er diesen nicht angreifen könte, ohne, daß jener ihm im Rücken sässe; deswegen war er so klug, sich, ohne einen Versuch zu wagen, zur Oesterreichischen Armee zurück zu ziehen. Weil aber an der andern Seite der Marschal Schwerin etwas weit von dem Prin-

zen von Bevern abstand, glaubte Gr. Königseg, er würde letztern mit Vortheil angreifen können. Es erfolgte den 21. April ein Gefecht bei Reichenberg, wo Gr. Königseg mit Verlust von etwa 1000 Todten und Verwundeten, 400 Gefangenen, und drei Standarten, aus dem Felde geschlagen wurde.

Prinz Karl und Marschal Braun waren zwar mit der Oesterreichischen Armee bis Budin vorgerücket; weil aber die Truppen in Mähren nicht zu ihnen gestossen waren, und sie sich genöthiget gefunden, eine starke Besatzung in Prag zurück zu lassen, indem der K. v. Preußen, mit welchem Prinz Moriz sich vereinigt hatte, gegen diese Stadt anzog; so hielten sie es für rathsam, sich über die Moldau zurück zu ziehen, und in ein festes Lager, an der Nordseite von Prag, zwischen jenem Fluße und der Elbe zu setzen. Da der K. v. Preußen entschlossen war, sie in diesem Lager anzugreifen, oder zu nöthigen, Prag zu verlassen, folgte er ihnen so geschwind als möglich nach, und schickte dem Marschal von Schwerin, welcher zu Boleslaw stand, und sich mit der sieghaften Armee des Herzogs von Bevern vereinigt hatte, Befehl zu, gegen die Elbe anzurücken, um über dieselbe zu gehen und sich mit ihm zu vereinigen. Diese Vereinigung geschah den 5. Maj, und wie nunmehr die vier Preußischen Heere unter ihrem Könige zusammen gestossen waren, erfolgte die Schlacht vom 6. dieses Monats,

wovon folgender Auszug aus dem Schreiben des Preußischen Ministers im Haag, Hr. von Hellen, an unsern Minister daselbst, Obristen Yorke, Nachricht giebt. „Nachdem der König in Erfahrung „gebracht, daß Marschal Braun durch die Armee „in Mähren, den Rest des vom H. von Bevern „geschlagenen Heeres, und etliche Regimenter der „Pragischen Besatzung verstärket worden, und entschlossen zu seyn schien, seinen Posten jenseit der „Moldau zu behaupten; gieng er mit einem kleinen „Theil der unter ihm besonders stehenden Armee „über diesen Fluß, vereinigte sich mit derjenigen, „die Marschal Schwerin kommandirte, und fassete „den Entschluß, den Feind, ungeachtet derselbe viel „stärker an Truppen war, und in einem fast unzugänglichen Lager stand, anzugreifen. Alle diese „Schwierigkeiten konten den feurigen Muth der „Preußischen Officire und Gemeinen nicht dämpfen. „Einer bemühete sich es dem andern, in Durchdringung der holen Wege und Sümpfe, Einnehmung der Anhöhen und Ausfüllung der Gräben „zuvor zu thun, bis endlich, nach einem langen „hartnäckigen Gefechte, der Feind genöthiget wurde, uns das Schlachtfeld, den grösten Theil seines „groben Geschützes, alle Zelte, alles Gepäck, kurz, „das ganze Lager zu lassen. Wir haben einen grossen Verlust an dem Tode des Marschals v. Schwerin, der schon in Anfange der Schlacht geblieben, „erlitten.

„erlitten. Doch ist der Verlust der Oesterreicher „wie an Todten, so besonders an einer ungeheuren „Menge der Gefangenen, ungemein größer. Der „Feind wich in großer Unordnung zurück, und ein „Theil des linken Flügels warf sich in verwirrungs„voller Eile in Prag. Diesen Augenblick verneh„men wir, daß die erbeuteten Kanonen sich schon „auf 150 belaufen. An Gefangenen haben wir „schon sechs bis sieben tausend Mann, ausser de„nen, welche nachher noch gemacht worden, und „noch immer gemacht werden.„

Die Preußen gestehen, sie hätten in dieser Schlacht 2500 Todte und ungefähr 3000 Verwundete gehabt: unter jenen wären, ausser dem Marschal von Schwerin, der General von Amstel, die Obristen Prinz v. Holstein Beck, Götze, Manstein, und der Obristlieutenant Rohr; unter diesen aber, der General Winterfeld, de la Mothe-Fouquet, Hautcharmoy, Blankensee und Plettenberg. An Seiten der Oesterreicher bekam der Marschal Braun eine Wunde, woran er ein paar Tage nach der Schlacht starb. Der größeste Theil des Oesterreichischen Fußvolks, 40000 Mann, nebst Prinz Karl, Marschal Braun, den beiden Sächsischen Prinzen und vielen andern Generalen, fanden in der Nähe an Prag einen vorserste sichern Schutzplatz. Hier wurden sie zwar alsobald von der Preußischen Armee eingeschlossen: weil aber die Stadt ziemlich befestigt war, konte

sie

sie nicht ohne eine förmliche Belagerung angegriffen werden. Dies war aber, wegen der Stärke des Orts und der Besatzung, eine Unternehmung, die Blut und Zeit kosten muste, und die Preußische Armee zu Grunde richten konte; weil sie alle Zufuhr an Kriegs- und Mund-Vorrath blosserdings und ganz von Dresden her kommen lassen muste, auf welchem Wege dieselbe allezeit in Gefahr war abgeschnitten zu werden. Man sagt darum auch, daß verschiedene Generale dem Könige gerathen hätten, mit seiner sieghaften Armee gerade auf Wien los zu gehen. Denn so würde er dem Feinde die mehresten Hülfsquellen abgeschnitten haben; seine Armee hätte in einem ofnen und mit aller Nothdurft angefülleten Lande ihren Marsch fortsetzen können, und der Wiener Hof würde, sobald er vor der Hauptstadt erschienen wäre, lieber billige Friedensbedinge eingegangen, als die Verwüstung der Stadt und so vieler um derselben herum liegender schöner Palläste gelitten haben. Dies würde freilich ein sehr gefährliches Unternehmen gewesen seyn: aber sein Marsch nach Prag war es nicht weniger. Denn wäre er hier geschlagen worden, so hätte seine ganze Armee können abgeschnitten werden, weil er keinen nähern Schutzplatz hatte, als Dresden. Betrachtet man anbei, wie stark das gegen ihn gemachte Bündniß war, und wie wenig er sich auf die Entschließung des Großbritanischen Par-

Parlaments verlassen konte, so hatte er gewiß ein verzweifeltes Spiel in Händen.

Allein da der König besser als seine Bediente wuste, wie weit er sich auf unser Parlament, ungeachtet alles hiesigen Geschreis gegen einen Landkrieg, verlassen könte, wollte er eine so gefährliche Sache nicht unternehmen: zumal da er hoffete, die Oesterreichische Armee würde sich bald zur Uebergabe genöthiget finden, es sey durch Hunger, oder zur Verhütung, daß diese wichtige Stadt nicht durch seine Kanonen und Bomben zum Steinhaufen gemacht würde. In diesen Gedanken entschloß er sich, dieselbe so enge als möglich einzuschliessen, und mit der Bombardirung, so bald das schwere Geschütz angekommen, den Anfang zu machen. Dem zu folge theilte er seine Armee in zwei Heere, wovon das eine, welches er selbst kommandirte, die Stadt an der rechten Seite der Moldau, das andere aber unter dem Marschal Keith an der linken Seite einschloß; wobei er Communicationsbrücken über diesen Fluß über und unter Prag schlug; wodurch die Stadt in wenig Tagen so eingesperret wurde, daß ohne seinen Willen kein Mensch weder aus noch ein konte. Weil aber seine Armee hiedurch in einen Kreis von beinahe drei Meilen ausgedehnet wurde, so ist leicht zu gedenken, daß sie nirgends recht stark gewesen: zumal da der Prinz von Bevern mit einem starken Detaschement war abge-

abgeschicket worden, die aus der Schlacht entkommene Oesterreichische Truppen, welche sich zu Böhmischbrodt wieder versammleten, zu beobachten. Aus diesem Grund wagten die Belagerten einen Ausfall. Dies geschah in der Nacht zwischen den 23. und 24. mit nicht weniger als 12000 Mann, unter Anführung des Prinzen Karls selbst. Man grif den linken Flügel der Preußischen Linie, welcher von dem Marschal Keith kommandiret wurde, mit großer Wut an, wurde aber zurückgeschlagen, und mit nicht geringem Verlust wieder in die Stadt getrieben. Am 1. Brachmonats frühe, thaten sie wiederum einen Ausfall mit etwa 10000 Mann, auf die linke Seite derjenigen Linie, die der König selbst kommandirte: weil sie aber die Preußen in Bereitschaft fanden, sie wohl zu empfangen, kehrten sie unverrichteter Sache wieder zurück, aus Furcht, ihnen möchte der Rückzug abgeschnitten werden. Aber am 3. gelang es ihnen besser, denn sie fanden Mittel, eine Preußische Redoute zu überrumpeln, von welcher sie drei Kanonen mit sich führten, obwohl an beiden Seiten nur wenig Leute blieben.

Indessen hatten die Preußen seit den 19. Maj eine entsetzliche Bombardirung und Kanonirung mit glühenden Kugeln unverrückt fortgesetzet, wodurch verschiedene Quartire der Stadt zu Steinhaufen gemacht, und viele arme Einwohner sowohl als Soldaten auf den Straßen getödtet oder unter

den

den einstürzenden Häusern zerschmettert wurden. Zu diesem Elende kam noch ein solcher Mangel an aller Art Lebensmitteln, nur Brod und Mehl ausgenommen, daß die Soldaten sich genöthiget sahen, ihre halb verhungerte Pferde zu schlachten und zu verzehren. Glücklich war ein Bürger, welcher von diesen Leckerbißen etwa ein Pfund, für einen ungeheuren Preis einem Soldaten abkaufen konte. Die Magistratspersonen, die Geistlichkeit und vornehmsten Bürger giengen zu den Oesterreichischen Befehlshabern, und fleheten dieselbe mit Thränen an, sie möchten um die Stadt und ihr Leben zu erhalten, eine Kapitulation vorschlagen: aber ihre Bitten wurden mit Spott, ja mit Drohungen abgewiesen, endlich am 6. Brachmonat, um dergleichen fernern Vorstellungen vorzukommen, sogar die entbehrlichsten Personen, bis 12000 zusammen gebracht und zur Stadt hinausgejaget: allein sie wurden von den Belagerern wieder zurückgetrieben; und mit genauer Noth wiederum eingenommen. Ein Auftrit, der die Oesterreichischen Befehlshaber selbst rühren muste. Indessen ließen sie sich nicht einmal den Gedanken von der Uebergabe auch auf die vortheilhafteste Bedinge beikommen. So stark war ihre Hofnung, daß sie würden entsetzet werden. Lasset uns itzt sehen, wie gute Gründe sie dazu gehabt haben. Es ist unläugbar, daß die Oesterreichische Armee in dem neulichen Treffen war

geschla-

geschlagen worden: indessen glaube ich, daß ihr Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen bei weitem so groß nicht gewesen, als er angegeben worden. Derjenige Theil der Oesterreichischen Armee, welcher sich in Prag zog, kan auf dem Rückzug nicht gar viel verloren haben, weil die Schlacht so zu sagen, vor den Thoren der Stadt vorfiel: und was diejenige betrift, welche nach Süden ihre Flucht nahmen, so können auch diese nicht sonderlich viel auf der Flucht eingebüsset haben, da ein starkes Corps ihrer Reuterei und verschiedene Regimenter zu Fuße zu Böhmischbrodt, nur wenig Meilen von Prag, sich wieder vereinigten und setzten. Dies hätten sie nicht thun können, wenn sie so hitzig und so weit verfolget wären, wie uns vorgestellet wird. Sie thaten es aber nicht allein, sondern behaupteten auch diesen Posten, bis der so berühmt gewordene Graf, Leopold Daun, von Wien ankam, um den Befehl über die Oesterreichische Armee, unter dem Prinzen Karl, auf sich zu nehmen. Nachdem er eingetroffen, schickte der K. v. Preußen den Prinzen von Bevern mit fast 30000 Mann ab, um den Grafen Daun so bald als möglich wäre, anzugreifen. Zwar zog dieser, auf Annäherung des Prinzen, sich nach Mähren zurück, um daselbst die von allen Ecken ihm zu Hülfe eilenden Verstärkungen zu erwarten: indessen wandte er sich, nachdem er seine Armee mit einer zahlreichen

Artil-

Artillerie aus Olmütz versehen hatte, bald wieder nach Prag zurück; wiewohl er allezeit Sorge trug, sich in so festen Lagern zu verschanzen, und mit so vieler Artillerie zu schützen, daß der Prinz von Bevern ihm nie etwas anhaben konte.

Wie endlich der K. v. Preußen merkte, daß die angedrohete Zerstörung der Stadt Prag die darin liegende Besatzung, oder vielmehr Armee, nicht zur Uebergabe bewegen wollte; auch Nachricht hatte, daß noch Mehl genug in der Stadt war, sowohl die Einwohner als Soldaten mit Brod bis zum Weinmonate zu versehen, gab er alle Hofnung sie zu bezwingen auf, so lange die Garnison den Entsatz vom Graf Daun noch erwarten konte. Da zu dem die Oesterreichische Armee täglich, sowohl durch neue Regimenter, als Rekruten für diejenigen, welche in der Schlacht gelitten hatten, verstärket wurde; fürchtete er, sie möchte ihm endlich zu stark werden; angesehen, im Fall sie ihn in seinem Lager angreifen sollten, die Armee in Prag nicht ermangeln würde, zu gleicher Zeit einen Ausfall auf ihn zu thun. Zu diesen beiden Beweggründen kam vermuthlich noch ein dritter, nämlich, daß sein Kriegsvorrath anfieng knap zu werden, indem den 9. Brachm. ein großer Vorrath gefüllter Bomben durch einen Zufall in die Luft flog, seit welcher Zeit seine Bombardirung matter wurde. Aus diesen Ursachen vermuthlich, entschloß er

sich also, den Grafen Daun, es möchte kosten was es wollte, anzugreifen. Eine unmittelbare Nothwendigkeit konte ihn wenigstens nicht dazu antreiben, weil Dauns Armee noch ziemlich weit von ihm war. Was indessen sein Beweggrund auch mag gewesen seyn; er wagte denjenigen Angrif, welcher die unglückliche Schlacht bei Kolin nach sich zog, wovon wir beides die Preußische und Oesterreichische Nachricht hieher setzen. Aus dem Lager vor Prag den 20. Brachm. Nachdem man in Erfahrung gebracht, daß des Grafen Dauns Armee sich von Tage zu Tage verstärkete, und schon wirklich 45000 (die Oestreicher sagten 65000) Mann stark war, auch sich nach Kuttenberg und Czaslau zog, um zwischen das Heer des Prinzen von Bevern, und dasjenige, welches der König selbst vor Prag jenseit der Moldau kommandirte, zu kommen, machte der König sich den 13. frühe auf, um das Kommando von jenem auf sich zu nehmen. Er hatte auf diesem Marsche 3 Bataillonen Fußvolks nebst einem Regiment Küraßier bei sich, und vereinigte sich unterweges mit einem Detaschement von 5 Bataillonen und 10 Eskadronen, welches bisher die Sassawa bedecket hatte. Des nächsten Tages folgte Prinz Moriz mit 6 Bataillonen und einem Regiment Küraßier. Diese Verstärkungen stießen verwichenen Donnerstag zu Milkowitz bei Kaurzim, sechs Meilen von Prag, zu dem

dem Prinzen von Bevern. Nach dieser Vereinigung bestand die ganze Preußische Armee aus 32 Bataillonen und 111 Eskadronen Reuter, Dragoner und Husaren, welche aufs genauste gerechnet 32000 Mann ausmachten. Am 18. ungefähr um 3 Uhr Nachmittags, grif die Preußische Armee die Oesterreichische an. Die Schlacht war überaus blutig und dauerte bis in die Nacht, da endlich die Menge die Oberhand behielte und die Preußen zurück schlug. Der König entschloß sich drauf alsobald, die Einschließung von Prag aufzuheben; welches morgen geschehen, und dann die Armee sich nach Leitmeriz zurück ziehen wird. Von dieser unglücklichen Schlacht kan man folgende Umstände melden. Die Preußische Infanterie that den Angrif mit der größesten Tapferkeit und Unerschrockenheit, trieb die Oesterreicher von zwoen mit Kanonen besetzten Anhöhen, und grif darauf die dritte an. Weil sie aber von der Cavalerie nicht unterstützet war, wurde sie von der Oesterreichischen Reuterei in die Seite gegriffen, in Unordnung gebracht und von den feindlichen Kartetschen übel zugerichtet. Die Preußische Armee blieb dieselbe Nacht auf, oder bei dem Schlachtfelde stehen, und zog sich gestern nach Niemburg an der Elbe zurück. Die Oesterreichische hatte einen sehr vortheilhaften Stand, und wurde von einer zahlreichen Artillerie, welche auf den Höhen zwischen Gentitz und S. Johann

gepflanzet waren, bedecket. Wir haben noch keine Nachricht, wie stark sie gewesen, und wie viel sie in dieser Schlacht verloren haben. Der König kommandirte in Person und setzte sich der größesten Gefahr aus. Gestern Abend kam er ins Lager jenseit der Moldau zurück, und wird sich mit der daselbst liegenden Armee diesen Morgen auf den Marsch begeben. Die Truppen, welche diesseits liegen, brechen auch schon auf.

Oestreichischer Seits machte der Baron Reischach im Haag den 28. Brachm. folgende aus Wien empfangene Nachricht bekannt. Die Schlacht nahm um 2 Uhr ihren Anfang und dauerte bis des Abends um 8 Uhr, wie die Preußen sich zurück zogen, und uns das Schlachtfeld, 24 Standarten und Fahnen, und ungefähr 30 Kanonen überließen. Man fochte sehr hartnäckig, weil die Truppen ungemein gegen einander erbittert waren. Die Feinde haben uns sieben mal vergeblich angegriffen; und der König hat, selbst nachdem die Armee schon geschlagen worden, noch mit seiner Reuterei einen Anfall auf den einen Flügel gethan, ist aber zurückgeschlagen worden, worauf der Rückzug erfolgete: wiewohl die Oesterreicher auch itzt noch ungewiß waren, ob die Preußen sich nicht wieder herstellen, und sie aufs neue angreifen würden. Graf Daun hat zwo leichte Wunden bekommen, und ein Pferd ist unter ihm erschossen. Verschiedene andere Generale

nerale sind auch verwundet worden. Die Preußischen Generale Treskow und Pannewitz sind gefangen, und man sagt, daß Prinz Moritz getödtet worden.

In einem nachher in Berlin gedruckten Journal gestand man, daß die Preußen in dieser grimmigen und blutigen Schlacht zwischen 7 bis 8 tausend Mann und etliche Kanonen verloren, welche man auf dem Rückzug, aus Mangel der Pferde, und weil die Laveten zerbrochen worden, stehen lassen müssen. Der König war so großmüthig und gerecht, daß er die ganze Schuld des Unfalls auf sich nahm, wie solches aus einem merkwürdigen Briefe erhellet, welchen er an seinen Gouverneur von Neuf Chatel, den Grafen Marschal von Schottland, ältesten Bruder des Marschals Keith, geschrieben. Ich gebe ihn so, wie er mir gegeben worden *).

Die Kaiserlichen Grenadier sind vortrefliche Leute. Hundert Companien derselben behaupteten eine Anhöhe, welche meine beste Infanterie nicht wegnehmen konte. Ferdinand, welcher sie kommandirte, that sieben Angriffe nach einander: allein umsonst. Anfänglich bemächtigte er sich einer Batterie; aber er konte sie nicht behaupten. Der Feind hatte den Vortheil einer zahlreichen und wohl bedienten Artillerie. Lichtenstein erwarb sich Ehre

*) Lond. Mag. 1757. p. 471. Er mag nun ächt oder erdichtet seyn, so macht er diesem weisen Helden Ehre.

durch ihre Richtung: keine als die Preußische Artillerie kan sich mit ihm messen. Meine Infanterie war zu schwach. Meine ganze Cavallerie war bei der Hand, konte aber nichts anders thun als zuschauen. Doch muß ich einen kühnen Stoß, welchen meine Haustruppen mit etlichen Dragonern zu thun Gelegenheit hatten, ausnehmen. Ferdinand grif ohne zu schiessen an; aber die Feinde verbrauchten desto mehr Pulver. Sie hatten die Vortheile einer Anhöhe, einer Verschanzung, und und einer entsetzlichen Artillerie. Einige meiner Regimenter sind durch ihr Musketenfeuer zurückgetrieben worden. Henrich verrichtete Wunder. Ich zittere für meine würdige Brüder. Sie sind allzu tapfer. Heute hat die Glücksgöttin mir den Rücken zugekehret. Ich hätte es mir vorstellen sollen. Sie ist eine Dame, und ich bin kein Stutzer. In der That, ich hätte mehr Fußvolk haben müssen. Das Glück, mein lieber Lord, zeuget oft eine Zuversicht, die Unglück nach sich zieht. 24 Bataillonen waren nicht hinlänglich, 60000 Mann von einer vortheilhaften Höhe herab zu schmeissen. Künftig wollen wir es besser machen. Was sagen Sie von diesem Bündnisse gegen den einzigen Markgrafen von Brandenburg? Würde der große Churfürst nicht erstaunen, seinen Urenkel mit den Russen, Oesterreich, fast ganz Deutschland und 100000 Französischen Hülfstruppen Krieg führen

zu sehen? Ich weiß nicht, ob es mir ein Schimpf seyn werde darunter zu erliegen; das weiß ich aber gewiß, daß man mit meiner Ueberwindung nicht werde groß thun können.

XV.

Versuch über die Kraft der Gewohnheit, in einer Allegorie.

von P.

Ich habe mich oft verwundert, daß in den mehresten Schriften von der Erziehung nicht gründlicher von der Gefahr, böse Fertigkeiten anzunehmen, gehandelt wird; da dieselbe die Leidenschaften, woraus sie entsprungen, überleben, und über die Vernunft, auch nachdem jene zur Empörung geneigte Unterthanen derselben ihre Kraft verloren haben, hernach beständig den Meister spielen. Verschiedene unserer neuern Schriftsteller, welche sich durch andere Schriften einen unsterblichen Ruhm erworben, haben in ihren Ab-

handlungen von Erziehung der Jugend wenig Ehre eingeleget. Man hat den wichtigen Punct von der Gewohnheit entweder gänzlich überschlagen, oder ihn als etwas Unangelegentliches berühret, oder wenn er etwa bei andern Sätzen Dienste thun konte, mit denselben verknüpfet. Man hat sich durch lange Kapitel von der Diät, Leibesübung ꝛc scharfsinnig hindurch gearbeitet, und physikalische Vorschriften zum Besten des Körpers gegeben; aber die moralischen Regeln, die den Geist im Guten stärken können, darüber fast vergessen. Haben andere die Sache mit mehr Urtheilskraft angegriffen, und die Verbesserung des Verstandes zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gemacht, so haben sie sich doch um das Herz nicht so sehr als sich gebührete, bekümmert, und besonders nicht genugsamen Ernst angewendet, dasselbe gegen die Bezauberung der Gewohnheit zu wafnen. Wo ist jemand, der in dem Kreise seines Umgangs, wie klein er auch seyn mag, die theils lächerlichen theils schädlichen Wirkungen der angenommenen Gewohnheiten nicht sollte bemerket haben? Der Gewohnheiten, welche manchmal nur einem Zufall ihren Ursprung zu danken haben, aber durch die Zeit gepfleget, zu erst im Herzen Freundschaft stiften, und zuletzt im Haupte und Herzen mit einer unwiderstehlichen Gewalt die Herrschaft führen. Das Gemüth eines Kindes nimt wie Wachs die leichtesten Eindrücke an.

Man

Man muß derhalben auf eine jede Handlung desselben sorgfältig Acht geben, und wenn es dieselbe gern wiederholet (weil eine jede Wiederholung Beifall in sich schließt) die Quelle davon ausspüren, und nachdem die Handlung entweder mit der Tugend oder dem Laster verwandt ist, des Kindes Herz entweder aufmuntern oder hemmen.

Das Alterthum hat uns zwo überaus schöne Schilderungen der Tugend, und lasterhaften Wohllust, samt beider Gefolge hinterlassen; des Prodikus Fabel von der Wahl des Herkules, und des Cebes Beschreibung des allegorischen Gemäldes in Saturns Tempel. Jener schildert uns die Tugend und Wohllust mit lebendigen Farben; dieser aber zeigt, wie wir uns oft durch einen falschen Schein betrügen lassen: er verwandelt die Regungen des Herzens in Personen, stellet uns die ganze Begleitung sowohl der Tugend als der Wohllust vor Augen, und lehret, wie man sich für den Betrug der letztern in Acht nehmen, mit den erstern aber Gesellschaft machen müsse, wenn man die Wohnung der Glückseligkeit erreichen will. Nach diesen beiden Plans habe ich einen dritten, von der unwiderstehlichen Kraft der Gewohnheit entworfen, welcher mir als eine nöthige Ergänzung jener beiden vorkommt.

Hierophilus, ein alter Egyptischer König, unter dessen Regierung die Bilderlehre, wodurch der

Jugend die Geheimnisse der Religion und gesellschaftliche Pflichten beigebracht werden, zum höchsten Gipfel gestiegen war, hatte einen Sohn, Namens Euethes; einen Prinzen, welchem die Natur das leutseligste und gütigste Herz geschenkt hatte. Gleichwie aber mit demselben diejenigen heftigen Leidenschaften, welche den großen Geistern beizuwohnen pflegen, gepaaret giengen, ließ er sich von denselben, in der Kindheit, ehe die Vernunft ihr Recht gebrauchen konte, verleiten, einer Neigung zu dem, was seiner wahren Wohlfarth nachtheilig war, und einem Widersinn an dem, was seine Glückseligkeit bauen konte, nachzuhängen. Wie muste dieses bedaurungswürdige Verderbniß des besten Gemüths den zärtlichen Vater nicht kränken? Einen König, welcher nicht allein wegen unparteiischer Handhabung der Gerechtigkeit von seinen Unterthanen angebetet, nicht allein wegen seiner gründlichen Staatsklugheit von den benachbarten Mächten gefürchtet, sondern auch wegen seiner tiefen Einsicht in Religion und Sittenlehre, von welchen sein untadelhaftes Leben eine reizende Probe war, von jederman bewundert wurde? Dieser betagte rechtschaffene König versuchte deswegen alle mögliche Mittel, das ausschweifende Gemüth seines Sohns wieder in Schranken und Ordnung zu bringen, ehe das Laster durch Gewohnheit gestärket, so tiefe Wurzeln in einem so reichen Boden geschlagen, daß

keine

keine Weisheit vermögend wäre, es je wieder auszureuten. Er machte seine tägliche Beschäftigung daraus, dem jungen Herzen reizende Begriffe der Tugend unter den Bildern einer einnehmenden Fabel beizubringen. Denn die Erfahrung lehret, daß trockne Regeln, sowohl bei Kindern als bejahrten wenig ausrichten; wenn der fromme Betrug einer wohl abgefasseten Fabel sie unvermerkt zur Tugend führet. Obwohl indessen Euethes oft mit Lust nach den Lehren seines Vaters horchete, und dieselben sich zu Nutz machte, riß ihn doch seine Leichtsinnigkeit eben so oft zu den gefährlichsten Thorheiten wieder zurück. Hatte er dann seiner Neigung einmal den Zügel schiessen lassen, bemächtigte die ungestüme Leidenschaft sich seiner mit solcher Gewalt, daß er den Gegenstand seiner Begierde mit einer unnachgebenden Standhaftigkeit verfolgte, und durch die Gewohnheit immer mehr gefesselt wurde. Bei dem allen verdammete sein guter Verstand in den Stunden einer ernsthaften Ueberlegung seine Aufführung. Die Vernunft wurde als eine treue Freundinn vorgelassen und mit Beifall gehöret; sobald aber Verräther und falsche Freunde wiederum die Oberhand gewonnen, aufs neue abgewiesen. So dachte und lebte dieser junge Egyptier bis zum sechszehnten Jahre, wie er nach der Gewohnheit des Landes in die heiligen Geheimnisse, im Tempel zu Memphis, sollte eingeweihet werden. Hierophilus,

philus, welcher beides Oberprieſter und König war, hatte gegen den zu dieſer Ceremonie beſtimmten Tag ein beſonderes Gemach in den unterirdiſchen Gängen des Tempels einrichten laſſen, in welchem er, nach vorgängigem gewöhnlichen Unterricht in der Götterhiſtorie, ihm die weit richtigere Kenntniß des menſchlichen Herzens beibringen wollte. So bald Euethes, von niemand als ſeinem Vater begleitet, ins Gemach getreten war und ſich niedergelaſſen hatte, brach der ſchwache Schimmer einer Lampe die Finſterniß, womit ſie umgeben waren, wovon doch der Gang, worin die Vorſtellung geſchehen ſollte, völlig erleuchtet wurde. Anfänglich trat ein Jüngling auf, umgeben von einer Menge verſchiedener Perſonen, die ſich ſehr angelegen ſeyn ließen, ihn an ſich zu ziehen. Dieſe Gruppe wurde in zwoen Haufen, von zweien Weibsbildern, welchen eine eingewurzelte Eiferſucht auf einander aus den Augen leuchtete, aufgeführet. Die eine hatte eine leichtfertige lächelnde Mine, war fantaſtiſch gekleidet, und überall mit Blumenſträuſſern geſchmückt. Ihr Gefolge beſtand aus kleinen geflügelten Knaben welche Bogen trugen, und einer verwirreten Menge beiderlei Geſchlechts von verſchiedener Leibesbeſchaffenheit. Einige hatten ſich mit Epheu und Weinreben bekränzet; andere tanzeten mit den lebhafteſten Ausdrücken einer entzückten und trunknen Freude um ſie herum. Die

andere Anführerin hatte ein ernsthaftes Wesen, und Blicke einer Königin; ihr Kleid war ein zwar schlechter aber schöner Talar, welcher ihr mit besonderm Anstande nachschleppte. Ihr Gefolge ahmete ihrem Betragen nach, und sahe ihr mit Blicken des Gehorsams nach den Augen. Einige hatten güldene Kronen auf den Haupte, andere Lanzen in der Hand. Etliche trugen die Instrumente der Künste und Wissenschaften, Quadranten, Weltkugeln, Pinsel, Harfen ꝛc. andere die heiligen Gesetzbücher, noch andere schienen mit Handlungen der Freundschaft, Liebe und andern sanften Tugenden des stillen Privatlebens beschäftigt zu seyn. Hinter allen kamen zwo Frauenspersonen, welche zwar als Schwestern sich ähnlich sahen, aber sich genugsam merken ließen, daß sie die bittersten Feinde wären. Ihr Werk war, die Gesellschaft wozu eine jede gehörete, beisammen zu halten, und zu verhüten, daß niemand zum andern Haufen übergieng. Sie hatten ein sehr ehrwürdiges Ansehen, und ihre Gewalt nicht allein über den Haufen, sondern auch zuweilen über die Anführerin selbst war sichtbar. Jede trug eine Kette in der Hand, worin sie ein zur Empörung geneigtes Mitglied fesselte und zum Gehorsam anhielte. Die eine war eisern, welche nicht wenig drückte und verletzte; die andere aber von Seide, womit die Abtrünnigen sanft wieder zurück geführet wurden. Es geschah überaus

selten,

selten, daß jemand diesen sorgfältigen Zuchtmeisterinnen entgieng. Beide suchten im Anfange ihre Begleiter mit zärtlichen Liebkosungen zu ihren Diensten zu gewöhnen; gleichwie aber die eine damit stets fortfuhr, so hielte die andere diejenigen, welche ihre Sclaverei verlassen wollten, mit tyrannischen Drohungen zurück.

Der Jüngling, um welchen beide Parteien sich bewarben, schien eine Weile unschlüßig zu seyn. Die Anführerin des einen Haufens zeigte ihm einen an der Wand gemahlten Tempel, der auf dem Gipfel eines rauhen und nicht ohne Mühe zu ersteigenden Felses stand: doch wenn die Spitze erreicht war, fand man daselbst Ergötzung, die alles Ungemach überwogen. Man erlangte droben den Umgang mit den unsterblichen Himmelsbewohnern. Diejenige, welche an der Spitze der andern Gesellschaft stand, bemühete sich seine Aufmerksamkeit von diesem Wege, welchen sie ihm als gar zu mühsam vorstellete, abzulenken, und ließ ihm dagegen einen andern Tempel sehen, der in einem überaus lieblichen Thal lag, worin man seine Zeit in einer angenehmen Muse, mit verzärtlenden Ergötzungen, zubrachte. Diese gewan endlich den Jüngling, und überlieferte ihn mit einer triumphirenden Mine der Zuchtmeisterin ihrer Gesellschaft, welche ihn alsobald unter ihre Aufsicht nahm.

Nach-

Nachdem dieser Streit entschieden war, trat ein anderer Jüngling, von nicht so blühender Farbe, aber mehr gesetztem Wesen, auf. Augenblicklich umringte ihn, wie den ersten, ein doppelter Schwarm, deren jeder ihn an sich lockte: wiewohl diesmal die andere Partei nach vieler angewandten Mühe glücklich war, und ihn der gelinderen Regierung ihrer Zuchtmeisterin übergab. Jeder Haufe führete seine Beute ab und verschwand.

Hierauf öfnete sich die Scheidewand wie die Vorhänge eines Schauplatzes, und entdeckte einen erleuchteten Lustwald, in welchen ein jeder Haufe an entgegengesetzten Seiten einzog, und die ihm angewiesene Gegend einnahm. Der erste Jüngling, welcher sich an dem schwärmenden Haufen verbunden hatte, schien in seiner Gesellschaft höchst vergnügt zu seyn, und gab seine Freude durch Ausbrüche eines unvernünftigen Gelächters, und andere Zeichen einer entzückenden Ergötzung, zu erkennen. Der andere, welcher mit der größesten Aufmerksamkeit dem Unterricht seiner Gefährten zuhörete, ließ bei aufmerksamer Bewunderung ihrer Lehren, eine stille Zufriedenheit der Seele von sich blicken. Indem man auf beiden Seiten so verschiedentlich sich beschäftigte, ließ eine schöne, ganz weiß gekleidete Frauensperson, sich von oben herunter, welche durch Bewegung ihres güldenen Stabes, den ganzen Auftritt plötzlich veränderte.

Die

Die linke Seite des Lustwaldes, dessen Inhaber sich der rauschenden Freude überließen, verlor alles reizende, und nahm eine höchst melancholische Wintergestalt an.- Statt der fröhlichen sahe man nun verzweiflungsvolle Gesichter: statt des ausgelassenen Jauchzens hörete man nichts als ängstliche Klagen. Der betrogene Jüngling, erschrocken über diese schnelle Veränderung, machte sich ungesäumet zur Flucht fertig. Aber, ach! die vorhin beschriebene Zuchtmeisterin, begleitet von verschiedenen gräslichen Gespenstern, fesselte ihn in eisernen Ketten, und band ihn zur ewigen Marter an den Fußschemel ihrer betrüglichen und verderbenden Göttin. Mitlerweile blühete über der entgegen stehenden Seite ein immer schönerer Frühling; man las Vergnügen und Glückseligkeit in allen Gesichtern, und der kluge Jüngling, welcher die beste Wahl gethan hatte, ließ sich mit einer kindlichen Ehrerbietigkeit und Freude von seiner treuen Zuchtmeisterin zum Thron seiner wohlthätigen Göttin leiten, welcher er sich mit dankbarem Herzen, zu einem freiwilligen Gehorsam verpflichtete.

Wie dieser Auftrit zu Ende war, bat Euethes, mit der lebhaftesten Begierde, seinen Vater um die Erklärung dieser geheimnißvollen Vorstellung, und kam der Antwort des guten alten Königs mit der Frage, wobei ihm Thränen in den Augen standen, zuvor: Ist dieser unglückliche Jüngling denn

auf

auf ewig zum Elende verdammet? Ach, auf ewig! versetzte Hierophilus. Wilt du aber, mein Sohn, dein vergebliches Mitleiden hemmen, und mich aufmerksam anhören, so wirst du dich dieses Zwangs wegen entschädiget finden, indem du hier den Weg zur wahren Glückseligkeit, an der Verirrung eines andern, kanst kennen lernen. Dies ist die Erklärung der Auftritte, die du gesehen hast: Der große Gang, der dir zuerst vorkam, bedeutet das Leben; der erste Jüngling, einen in dasselbe eintretenden Menschen, welcher zur Wohllust geneigt ist; und der andere eine der Tugend sich ergebende Person. Die beiden Frauenspersonen, welche verschieden gekleidet waren, und ein so gar ungleiches Gefolge anführeten, sind Tugend und Wohllust; die beiden sich ähnlich sahende Schwestern aber, welche jeden Haufen schlossen, um ein jedes Mitglied zur Anhänglichkeit an ihre Gebieterin anzuhalten, heissen gute Gewohnheit und böse Gewohnheit. Beide sind, nach dem allegorischen Geschlechtsregister unserer alten Vorfahren, Töchter des Zufalls; ihre Mutter heißt Temperament, und sind sehr sorgfältig von der Zeit, in der Höhle Standhaftigkeit, gepfleget worden. Die schöne weiß gekleidete Frauensperson ist die Wahrheit, deren güldne Ruthe von solcher Kraft ist, daß die Falschheit ihrer Berührung nicht widerstehen kan, sondern, wie sehr sie sich auch verlarvet hat, alsobald

bald ihre eigne Gestalt wieder annehmen muß. Du hast gesehen den betrüglichen und verführerischen Schein der lasterhaften Wohllust, und das traurige Schicksal derer, die sich von ihr verleiten ließen. Du hast gesehen, wie ihre kurze Freude sich zuletzt in Krankheit, Elend und Weh verwandelt habe. Du wirst, hoffe ich, vornämlich bemerket haben, wie unmöglich es sey, sich aus dieser unglückseligen Bande zu retten, indem ihre beständige Aufseherinn, die **böse Gewohnheit**, den armen Jüngling mit einer Kette von Eisen, bei welcher alles Gegensträuben vergeblich ist, fesselte. Ich hoffe, der gräßliche Anblick dieser Tyrannin werde dich so sehr von den Liebkosungen des Lasters abschrecken, als die mütterliche Freundlichkeit der **guten Gewohnheit** dich reizen wird, der Tugend treu zu bleiben. Diese künstliche Vorstellung, mein Sohn, ist die wahre Geschichte des menschlichen Herzens. Meine Pflicht war es, dir dies zu lehren; die deinige wird nun seyn, es auszuüben. Er wollte noch weiter fortfahren, wie Euethes ihm hitzig in die Rede fiel: O, mein Vater, wie werde ich dir diese neue Probe deiner zärtlichen Liebe, deiner nunmehr glücklichen Bemühung, mich von dem unentrinnlichen Abgrunde, worein meine Leidenschaften mich fast gestürzet hätten, zu retten, genugsam verdanken können! Ja, es ist wahrhaftig beides meine Pflicht und mein Vortheil, diese heiligen Sittenlehren in

Aus-

Ausübung zu bringen. Alle Freude meines künftigen Lebens soll nur darin bestehen, daß ich ein Beispiel der recht göttlichen Grundsätze, die du mir beständig eingeschärfet hast, werden möge. Der Prinz hielte sein Wort. Wollte gleich die natürliche Heftigkeit seines Temperaments ihn im Anfange zuweilen etwas zur Wohllust reißen; so überwältigte doch endlich eine durch Standhaftigkeit erworbene Fertigkeit in der Tugend alle seine Leidenschaften, und er bestätigte durch sein Beispiel den Grundsatz des Hierophilus, daß die Gewohnheit, es sey im Guten oder Bösen, von einer unwiderstehlichen Stärke sey.

XVI.

Neue Entdeckung der Empfindlichkeit gewisser Blüten.

(Lond. Magaz. 1767. Nov. p. 563.)

Die merkwürdige Naturerscheinung, welche der Erfinder dem Leser mittheilet, ist eine Bewegung in den Blumen gewisser Pflanzen, welche durch ein sanftes Anrühren derselben veranlasset wird. Die Pflanze, welcher er sich bei

diesem Versuche vornämlich bediente, ist die Centaurea calcitrapoides, calycibus subduplicato spinosis, foliis amplexicantibus indiuisis serratis. Sie ist nach des Linnäus System eine Syngenesia, oder mit zusammengewachsenen Staubbeuteln, und von der Ordnung der Polygamia frustranea, (mit vollkommenen Zwitterblüten und unvollkommenen weiblichen Blüten). Doch hat er dieselbe Empfindlichkeit auch an den von der Polygamia aequalis, die lauter vollkommene Zwitterblüten hat, als Diesteln, Artischocken, unächten Saffran, und Kletten wahrgenommen. Um den Versuch zu machen, schneidet man die ganze Blüte mit einem scharfen Messer in die Länge durch, und wenn man solchergestalt das Inwendige vor Augen hat, rücket man eins von den Blümchen sanft aus seiner natürlichen Lage. So bald dasselbe angerühret worden, zeiget es Empfindlichkeit und Bewegung, indem es sich zuweilen bald nach dieser bald nach jener Seite neiget, und zuweilen unter dem Niedersinken sich drehet; und dies geschieht auf verschiedene Art, nach der Verschiedenheit der Zufälle, und des Ortes, wo man es angerühret; denn gemeiniglich neiget es sich dahin. Die kleine Blume erhebet sich darauf wieder, aber etwas langsamer, als wenn eine andere sie nöthigte, sich wieder in die Höhe zu richten; doch erhebet sie sich nicht völlig zu derselben Höhe und senkrechten Stellung die

sie vor der Berührung hatte. Ja ich habe in mehr als einem Versuche, mit völliger Ueberzeugung eine kurz daurende Undulation bemerket, sowohl bei der ersten Bestrebung zum Niedersinken, als auch bei dem Anfange der Erhebung. Eine einzige Berührung ist hinlänglich die Blümchen zu schwächen, und ihnen das Vermögen zu benehmen sich wiederum zu bewegen, man mag sie auch noch so oft anrühren. Diese Mattigkeit währet höchstens drei Minuten, nach welcher kurzen Ruhe das Blümchen sich wieder erholet, und seine vorige Lebhaftigkeit bekommt. Wenn aber die Blümchen schon etwas zeitiger und der Zeit ihrer Beschwängerung näher sind, ereignet sich etwas, das noch artiger anzusehen ist. Der Samenstaub ist nunmehr reif, und das Blümchen beweget sich nicht allein nach geschehener Berührung, auf obbemeldete Art, sondern man siehet auch die Spitze, welche die Samenbeutel formiren, sich an ihren fünf Seiten öfnen, woraus eine große Menge Samenstaub hervordringet; und wenn dieser nicht gleich einen Wasserstral heraus spritzet, so kommt es daher, daß seine kleine einförmige Kugeln eine klebrichte Feuchtigkeit an sich haben, welche sie an der Spitze in einem Klumpen zusammen hält, von welchem nur wenige Stäubchen durch die Blümchen herunter fallen, bis entweder alle dieser Samenstaub, wenn er an der Spitze sich nicht länger halten kan, noch frisch, als

in einer kleinen Wolke herunter fällt; oder bis der Wind oder die Sonne ihn ausdürret, und zu einem trocknen Staube macht. Oefnet man die Spitze, wenn die Blümchen fast zeitig sind, so behutsam, daß man das, was darin ist, nicht rühret, findet man fast allen Staub in der scharfen Spitze auf einander gehäufet, welcher von der vergrößerten Spitze des Stigma unterstützet wird, und die Kegelfigur seines Behältnisses annimt. Sind aber die Blümchen noch nicht so zeitig, so sitzt der Samenstaub an den innern Seiten des untersten Theils der Spitze, deren oberster Gipfel aber ist leer. Ja bei einigen Arten des Centaureum ist dies hohle Gehäuse durchsichtig, welches aber bei dem, wovon hier geredet wird, wegen seiner tiefern Färbung, keinen Platz hat. Ist die Blume etwas zeitiger, oder ist sie oft berühret worden, so kommt sogar die Spitze des Stigma hervor, bedeckt mit dem Samenstaube, welcher sich wegen seiner klebrichten Eigenschaft daran setzt; und je höher dieser Kopf steigt, je mehr Staub nimt er, vermittelst des aus sehr kurzen Fäden bestehenden Kränzleins, womit er umgeben ist, an sich. Man kan die Blümchen, so zu reden, so lange plagen, daß nicht allein das ganze Stigma, sondern auch selbst ein Stück des Griffels heraus kommt. Dies geschieht allezeit von selbst, wenn die Blüte älter wird, und die Blümchen müssen alle in ihrem kurzen Lebenslaufe, wenn

sie

sie auch nicht berühret werden, durch diese Veränderungen gehen. So bald sie dieses Ziel erreicht haben, verlieren sie ihre Empfindung, sterben und verwesen. Das Thürnlein, welches die Samenbeutel formiren, verwelket und verdorret mit den Fäden zuerst. Dann folgt die Blume, und endlich der Griffel mit dem Stigma. Mit diesem fällt das ganze Gerippe der blühenden Maschine ein, und es bleibt nichts als der Keimader Fruchtknote übrig, welcher bald darauf eine reife Frucht oder Saame wird, dessen Körnlein mit den zarten Haaren gekrönet sind, durch welche sie fähig werden in der Luft herum zu fliegen, wenn der Wind darein fasset, und sie von dem dürren Kelch abreisset. Sie haben eine völlige Aehnlichkeit mit dem bekannten Federbällen.

Das Leben dieser Blumen ist demnach nichts anders, als eine Entwickelung ihrer Theile, auf deren Vollendung der Tod folgt. Daher ist es schwer, ihre Lebenslänge zu bestimmen. Dies habe ich beobachtet, daß die Hitze im Sommer ihr Leben verkürzet: ja, im Sommer kan man die oben beschriebene Erscheinungen nur der Morgens, der weile es noch kühl ist, wahrnehmen, denn wenn man mit dem Versuche wartet, bis es heiß geworden, sind die Blümchen schon zu alt und welk geworden. Im Frühling hergegen, und gegen den Herbst, ist ihr Leben länger und dauret ganze Tage hindurch.

Diese wunderbare Bewegungskraft scheint nirgends anders, als in den fünf Fäden ihren Sitz zu haben, und zwar in ihrer innerlichen Structur, unabhänglich von ihrer natürlichen Lage; und es ist sehr merkwürdig, daß diese Fäden, wenn sie sich verkürzen, nicht dicker zu werden scheinen, so viel man nicht allein mit bloßem Auge, sondern auch durch ein Vergrößerungsglas sehen kan. Diese zusammenziehende Kraft währet am längsten in kalter Luft, und man stellet darum diese Versuche am besten des Abends an. Denn so bald die Wärme sich einstellet, will es nicht allzuwohl gelingen.

Diese merkwürdige Entdeckung bereichert die Theorie der Botanik, und bestätigt stärker, als irgend eine der bisherigen Beobachtungen diejenige bewegende Kraft, welche zur Befruchtung des Keims erfoderlich zu seyn scheint.

XVII.

Bremische Kirchen- und Litteratur-Neuigkeiten.

I.

Noch vom Jahr 1766. sind folgende beide, zum besten der Armen gedruckte, solenne Kanzelreden nachzuholen.

J. F. Trevirani, Past. Prim. bei der Gemeine zu Martini, Predigt über Ps. 26, 6. 7. 8. gehalten bei Einweihung der erneuerten und verbesserten Kirche zu St. Martini. 48 S. in 8.

Einweihungs-Predigt nach vollendeter Ausbesserung der Martini Kirche in Bremen. Am 9ten Novembr. 1766, über Ps. XXVII. 4. gehalten von Cornelius de Cuyper, der H. Schr. Doct. und ord. Lehrer bei dieser Gemeine. 52 Octav-Seiten.

Wir begnügen uns, folgende historische Umstände, welche diese Kirche und den Anlaß zu den jetzt erwehnten Predigten betreffen, aus der Pre-

digt des Hrn. D. de Cuyper, die er theils in den Anmerkungen beigebracht hat, hier mitzutheilen. Im Jahr 1229 ist diese Parochie errichtet, und eine kleine unansehnliche Kirche dabei erbauet. Als aber dieses Kirchspiel das traurige Schicksal gehabt hatte, daß im Jahr 1344 fast alle dazu gehörige Häuser, ohne Zweifel nebst der Kirche, in einer Feuersbrunst verzehret wurden; so ist einige Jahre hernach, nämlich im Jahr 1375 (nach andern Nachrichten 1376) der Bau der jetzigen Kirche angefangen, und innerhalb 8 Jahren vollendet worden. Das Licht der Reformation brach hier, so wie in der ganzen Stadt, schon früh durch: denn im Jahr 1525 wurden protestantische Lehrer angenommen. Da diese Kirche in einer niedrigen Gegend, am Ufer der Weser erbauet ist, so hat sie sehr oft, doch in neuern Zeiten häufiger, als in den vorigen, das Ungemach empfunden, von dem aufschwellenden Weserstrom unter Wasser gesetzt zu werden. Oft ist das Wasser $1\frac{1}{2}$ Ellen hoch in derselben gewesen. Und noch neulich im Jahr 1764 im Jenner stand das Wasser 22 Tage in derselben. Wodurch sowol der Gottesdienst, als auch die Begräbniß der Leichen gehindert wurde. Dies hat zwar die Gemeine verschiedene mahl veranlasset, diesem Uebel abzuhelfen: wie denn im Jahr 1695 der Fußboden der Kirche einen Schuh, 1717 der Kirchhof, und 1732 abermahl der Fußboden der Kirche,

Kirche, sind erhöhet worden. Da aber alles dieses unzulänglich befunden worden, indem von Jahren zu Jahren die Ueberschwemmungen häufiger werden, und das Wasser immer höher aufschwellet; so hat endlich die Gemeine sich gemüßiget gesehen, den Fußboden der Kirche und den Kirchhof ansehnlich zu erhöhen, so, daß jetzt beide wasserfrei sind. Welches, nebst den Auszierungen der Kirche, und andern Verbesserungen, eine geraume Zeit und viele Kosten weggenommen hat. Am 9. des Wintermon. 1766 wurde diese also verbesserte und erneuerte Kirche durch den ersten Gottesdienst feierlich eingeweihet, wobei oben erwehnte Predigten, bei volkreicher Versammlung, zu vieler Erbauung sind gehalten worden.

Die Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes, und die Beförderung der allgemeinen Erbauung, durch das veranstaltete **neue Bremische Psalm- und Gesangbuch**, welches man im 1. St. dieses 2. Bandes angekündiget hat, sind wichtig und merkwürdig genug, daß wir hier kürzlich erwehnen, wie die Einführung dieses Gesangbuchs in allen reformirten Bremischen Stadt- und Landgemeinen am ersten Pfingstfeiertage des nächst abgewichenen Jahrs, durch den ersten öffentlichen Gebrauch desselben, wirklich geschehen sey. Wir wünschen, daß es vielen Segen stiften möge. Die Vorzüge dieses Gesangbuchs haben dasselbe auch aus-

auswärtigen reformirten Gemeinen empfohlen. Denn so viel uns bisher bewust ist, haben es die Gemeinen zu Kopenhagen, Mitau, Lehe, Ringstede, und einige andere Landgemeinen im Herzogthum Bremen bei ihrem öffentlichen Gottesdienst eingeführet.

II.

Bei Gelegenheit, da unser Gymnasium illustre sich zur Kommunion auf den 1. März des verflossenen Jahrs vorbereitete, brachte der Herr Doctor N. Nonnen, als Rector Magnif. folgende Schrift von 36 Blattseiten auf den theologischen Katheder.

Disputatio Theologica, S. Synaxi, a ciuibus ill. Scholae pie celebrandae, praeuia, exhibens stricturas hermeneuticas in septem epistolas apocalypticas, quas praeside Rectore Magnifico NICOLAO NONNEN, S. Th. D. et P. ad B. V. Pastore primario et Ven. Ministerii Seniore, XXVI Febr. MDCCLXVII. defendet *Christianus Leber. Schreiter*, Langenholzhusa Lippiacus, S. M. C.

Nachdem der Hw. Herr Verfasser §. 1. angemerket hatte, daß man sich von der Erklärung der Offenbarung Johannis jetzt weniger als ehemals dürfte abschrecken lassen, weil mehr Hülfsmittel dazu

dazu vorhanden sind; verwirft er §. 2. die Hypothese, welche annimt, daß nur von zeitlichen Schicksalen der Welt und Kirche in diesem Buche geweissaget werde: und behauptet, daß ausser denselben auch viele Dinge, so die Regierung Christi über die Seelen der Frommen in ihrem abgeschiedenen Zustande betreffen, darin vorkommen. Nach §. 3. hat die Offenbarung Johannis dieses besondere, daß die Bilder, unter welchen dem Johannes die bekannt zu machenden Wahrheiten vorgestellet worden, aus den alten Geschichten des Volks Gottes hergenommen sind: welcher Grundsatz als der rechte Schlüssel vieler Stücke dieses Buchs anzusehen ist. Dieser Erklärungsgrund wird in gegenwärtiger Schrift auf die VII Briefe angewendet; und, nachdem vorläufig gezeiget worden, daß dieselbe dem Propheten, in einer Entzückung, übernatürlicher Weise eingegeben seyn; anbei angemerket worden, was sie alle mit einander gemein, und was ein jeder eigenes habe: wird entdecket, daß die Verheissungen, womit sie sich schliessen, eine stetige aus den Schicksalen des alten Volks Gottes entlehnte Allegorie enthalten, welche vom Paradiese an bis zur Erhöhung Christi, in einer unterbrochenen Reihe, fortläuft: §. 4. 5. 6. Daß in dem ersten Briefe die Verheissung auf den paradiesischen Zustand ziele, ist aus der Erwähnung des Holzes des Lebens offenbar: daß aber auch der übrige Inhalt,

halt, sowol die Bestrafung, als das Lob des Ephesinischen Engels, darauf anspiele, fällt nicht sogleich in die Augen, wird aber genauer angewiesen: §. 7. 8. Im zweiten Briefe siehet die Verheissung auf die Vertilgung Sodoms, und der Inhalt auf die Begebenheiten Lots: 9. 10. Im dritten siehet beides Inhalt und Verheissung auf die Reise Israels durch die Wüste, die Verführung Bileams, und die Belohnung des Phineas: 11. 12. 13. Der vierte bekommt seine Aufheiterung aus den Siegen Israels über die abgöttischen Völker, von den Zeiten Josua an, bis zur babylonischen Gefangenschaft: 14. 15. 16. Der fünfte, aus der Musterung der Priester bei Herstellung des Gottesdienstes, nach der Wiederkunft aus Babel, wovon Esra X, gemeldet wird: 17. Der sechste, aus der Geschichte der Makkabäer: bei welcher Gelegenheit der Hr. Verf. seine Muthmassung vorträgt, daß der 147 Psalm auf die Einweihung des Tempels gedichtet, und an dem daraus erfolgten Feste öffentlich gesungen worden: 18. 19. Der siebende Brief endlich hat seine Rücksicht auf die letzteren Geschichte des jüdischen Volks bis zur Aufrichtung des Reichs Christi: 20. Nachdem §. 21. alles gesagte in einen kurzen Begrif zusammen gezogen, und §. 22. 23. angemerkt worden, daß es ausser diesem kein Exempel gebe, worin die prophetischen Bilder in einer so genauen Ordnung mit

der

der Reihe der wichtigsten alten Begebenheiten übereinstimmen; wird erinnert, wie dadurch die Meinung derer Gottesgelehrten, welche diese VII Briefe für Weissagungen halten, sehr bestärket werde: §. 24. 25.

Die Ueberwinder, deren in den Verheissungen gedacht wird, sind nicht alle in dem Hern entschlafene, sondern nur die Märtyrer, welche die ihnen verheissenen Vorrechte nach dem Tode zu geniessen haben. Wan der Heiland Kap. I, 19. befiehlt: Schreibe, was du gesehen hast, was da ist, und was geschehen soll darnach: und v. 18. gesagt hatte: Ich war todt, und siehe, ich lebe von Ewigkeit zu Ewigkeit (das ist durch alle Aeonen), und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes; so giebt Hölle, ἅδης, den unsichtbaren Zustand der abgeschiedenen Seelen, und Tod den Zustand der in der Verwesung liegenden Körper zu erkennen. Es wird derhalben die Regierung Christi über die selig Verstorbene und ihre Gesellschaft, welche er auch in Auferweckung der Todten offenbaren wird, in dem Buche der Offenbarung genauer beschrieben, als in den andern kanonischen Büchern, welche diese Sache nur überhaupt berühren: 26. Den Schluß macht §. 27, eine auf dem Inhalt eines jeden Briefes sich gründende Erklärung der Ehrennamen, die der Heiland darin sich beilegt; nebst dem Versprechen,

sprechen, künftig mehr Gedanken über die Offenbarung mitzutheilen.

Die bei dieser Gelegenheit gewöhnliche Rede hielt den 28. des Hornungs, Hr. Lüder Tidemann, der Gottesgelahrheit Beflissener, aus Bremen, de anamarthesia in hac vita a fidelibus non obtinenda; wozu der Hr. Prof. Cassel einlud, durch eine Schrift auf 1 Bogen, unter dem Titel: Dissertatio historico - ecclesiastica, qua Sanctus Firminus ex diplomate Bremensi illustratur. Des H Firminus wird in einem Diplom des Erzb. Henrich vom Jahr 1494, als Patrons der Kirche zu Dötlingen in der Grafschaft Oldenburg, gedacht. Niemand weiß von diesem guten Heiligen etwas mehrers zu sagen. Der Hr. Verf. nennet 8 Heilige dieses Namens. Mehrere hat er nicht auftreiben können. Unter diesen ist einer, welcher der erste Bischof zu Amiens gewesen, und unter dem Diokletian als Märtyrer gestorben ist. Dieser möchte vielleicht, vermuthet der Hr. Verf. der Dötlingische Kirchen-Patron seyn.

Von der berühmten Feder des Hrn. D. Nic. Nonnen, erhielten wir in eben diesem Jahre den 5. Herbstm. bei demselben Anlaß, wiederum folgende gelehrte Streitschrift.

Dissertatio Theologica, S. Synaxi praeuia, de corpore carnis Christi, quam Praeside Rect. Magnifico NICOLAO NONNEN —

ad

ad diem V. Nov. MDCCLXVII, defendet *Christian. Nicol. Roller*, Hanovienſis, S. Th. cult. 28 Blattſeiten.

Der ungewöhnliche Ausdruck Koloſſ. I, 22. der Leib des Fleiſches Chriſti, giebt dem hochberühmten Hr. Verfaſſer Anlaß, die Begriffe, welche in der heiligen Schrift mit den Wörtern Leib und Fleiſch verbunden gehen, deutlicher aus einander zu ſetzen, und dadurch vielen Schriftörtern ein helleres Licht zu geben. Nachdem er vorläufig angemerkt hatte, daß beſagter Ausdruck kein ſo genannter Pleonasmus ſey, §. 2. 3. daß Leib und Fleiſch in ſehr vielen Stellen, ſowol dem Hrn. Chriſto, als den ordentlichen Menſchen, jedes in einem unterſchiedlichen Sinn zugeeignet werde, 4. 5. und daß die Verbindung dieſer Worte von den Helleniſten herſtamme, 6. lehret er zuforderſt, daß Leib den ganzen materialiſchen Beſtandtheil einer menſchlichen Perſon, wie er aus allen ſeinen Gliedern zuſammen gefügt iſt, er ſey nun belebet oder todt, zu erkennen gebe, 7. 8. Hierauf fährt der Hr. Verf. fort, die vielfältigen Bedeutungen des Worts Fleiſch, mit großer Genauigkeit zu unterſcheiden. Bald hat es ſeine Abſicht auf die Zeugung: aus welcher Anmerkung unter andern Hebr. VII, 16. ſeine beſtimmte Erklärung bekommt, 9. Bald auf die phyſikaliſche Schwäche, Hinfälligkeit und

Sterblichkeit des Menschen, 10. Bald auf die Sinnlichkeit und Leidenschaften, und die damit verknüpften angenehmen oder unangenehmen Empfindungen: wohin 2 Kor. X, 4. gehöret, 11. Bald auf die sittliche Verdorbenheit des Menschen, 12. 13. Am aller gewöhnlichsten aber giebt es das Judenvolk, dessen Einrichtung, Sitten und Gebräuche zu erkennen. Dieses zu erweisen werden erstlich etliche Stellen, worin diese Bedeutung offenbar ist, angezogen; und unter andern gezeiget, daß Paulus Röm. VII, 5. durch Fleisch nichts anders, als das Judenthum, verstehe; und Röm. VIII, 3. die Meinung sey: die fleischlichen Lehrer der Juden haben den wahren Sinn des Gesetzes verdrehet, 15. Darauf kommt der Hr. Verf. auf solche Schriftörter, welche durch Annehmung dieser Bedeutung einen klärern, angemessenern und Nachdrucks völlern Sinn bekommen. So sind z. B. 1 Kor. I, 26. die Weisen nach dem Fleische gelehrte Juden: vergl. Kap. II, 8. Galat. I, 16. will der Apostel sagen: er habe sich weder mit der jüdischen Geistlichkeit (Fleisch und Blut), noch den Aposteln in Jerusalem besprochen, wie er angefangen den Heiden das Evangelium zu predigen. Galat. II, 20. ist die Meinung: was noch vom Judenthum an mir ist (wie er denn 1 Kor. IX, 20. sagt: den Juden bin ich worden als ein Jude, auf daß ich die Juden gewinne), das habe ich durch

den

den Glauben an Christum geheiliget, 16-19. Dieser beobachtete Unterschied zwischen Leib und Fleisch, und vornemlich die besondern Bedeutungen des letztern, werden zur Erklärung von Kolosss. I, 22. angewendet, und wird gezeigt, daß der Apostel durch diesen sonst ungewöhnlichen Ausdruck vieles mit einmahl sagen, und die angemerkten verschiedenen Eigenschaften der Menschheit Christi (nur die sittliche Verdorbenheit ausgenommen) uns ins Gedächtniß bringen wollen: 20. Der Hr. Verf. erinnert §. 21. daß der Apostel durch den damahligen Irthum derer, welche läugneten, daß Jesus Christus ins Fleisch gekommen sey, zu diesem seltenen Ausdruck veranlasset worden: und schließt mit der Anmerkung, §. 22. daß, da der Herr Christus bei Einsetzung des Abendmahls von seinem Leibe, der für uns gegeben ist, das ist von seinem entseelten Leibe, redet, und befohlen, das, was er darreichte, zum Gedächtniß seines Todes zu genieſſen, oder wie Paulus sagt, beim Essen des Brods und Trinken des Kelchs, seinen Tod zu verkündigen, aus diesem Grunde allein der Begrif von der Verwandlung über den Haufen falle; indem sein entseelter Leib nicht mehr vorhanden ist. Endlich, da gezeiget worden, daß die Wörter Christi Leib und Fleisch verschiedene Begriffe mit sich führen, so ists ungefügt, wenn vom heiligen Abendmahl geredet wird, das eine Wort mit dem andern zu ver-

wechseln, da der Heiland bei der Einsetzung spricht: dies ist mein Leib, und Joh. VI, 63. sagt: der Geist ists, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze.

Die Einladungsschrift des Hrn. Prof. Cassel zur Anhörung der Rede, welche diesmahl der Studiosus Theologiä, Hr. Lüder Wienholt aus Bremen de orituro ex Iacobo sidere, Num. XXIV, 17. am 7. des Winterm. auf dem theologischen Hörsaal hielte, hat den Titel: Obseruatio philologico-antiquaria de succulis sidereis. 1 Bogen in 4. Die Einleitung §. 1. bestehet in der Anmerkung, daß, da alle heidnische Völker große Verehrer der Schweine gewesen, und dieselben ihren Göttern geopfert hätten, man sich nicht wundern dürfe, sie auch unter die Sterne versetzt zu sehen: und daß die Gelehrten über die Ableitung des Worts Hyades, welches bei den Griechen der Name des Siebengestirns war, nicht eins seyen. Darauf fährt der Hr. Prof. fort mit vielen Zeugnissen der alten Schriftsteller und ihrer Commentatoren zu lehren, daß einige das Wort von ὕειν, regnen, herführen: weil der Anfang dieses Gestirns mit Regen begleitet sey, weswegen die Römer es succulae, von succus, nenneten; daß die Seeleute sich deswegen davor gefürchtet, und es genau beobachtet haben; daß einige Römer hyades von ὗς, Schwein abgeleitet, und geglaubet, succulae

oder

oder suculae hiesse soviel als Schweinlein; daß Tiro, Plinius und Cicero diesem Einfall widersprochen; Gellius behauptet, succulae sey das nur ein wenig veränderte nämliche hyades; und Borhorn den Ursprung des letztern Worts im Scythischen Su, Wasser, gefunden: daß der fanatische Joh. Prätorius in seinen Tabulis astroscopicis, pag. 22. (Lipsi. 1682. fol.) sich für den Ursprung aus succus erkläre, vieles von dem Siebengestirne schreibe, und anmerke, daß es bei den alten Deutschen Hermanns-Wagen geheissen habe. Zum Beschluß wird angezeiget, wo man von der Astrognosie und Mythologie dieses Gestirns etwas lesen könne: daß sie auch Vergiliae geheissen: und daß einige Ausleger das Kima, Iob. IX, 19. für das Siebengestirn halten.

III.

Bei der gewöhnlichen Stiftungsfeier der deutschen Gesellschaft, am 24. des Brachmon. des verwichenen Jahrs, redete Herr Johann Tissot, Advocat bei den Obergerichten allhier, von der Würde eines Verstandes, der richtig denket, und eines Herzens, das die Tugend liebt: und Herr Philipp Ludewig Buch, laß ein Gedicht ab, die Ruhe des Gewissens betitelt.

Die Einladungsschrift zu dieser Handlung ist auf 2 Quartbogen, mit Jani- und Meierschen Schriften, abgedruckt, und führet den Titel:

Urkunden von einigen Verträgen, welche die Stadt Bremen, zum besten ihrer Handlung, in vorigen Zeiten mit etlichen, besonders Hanse-Städten aufgerichtet — von Johann Philipp Cassel, Prof. ꝛc. Ehrenmitglied und Bibliothekar derselben Gesellschaft.

Der Hr. Verf. giebt uns hier neun bisher ungedruckte Urkunden zu lesen. Die drei ersten enthalten Verträge der Stadt Cöln vom Jahr 1258, Hameln an der Weser von 1267, und Hannover von 1301, mit der Stadt Bremen, kraft welcher obgedachte Städte versichern, daß sie keinen durchreisenden Bremischen Bürger, oder dessen Güter, ferner wollen molestiren und mit Arrest belegen, aus der Ursache, weil ein anderer Bremischer Bürger diesem oder jenem Einwohner der benannten Städte mit Schulden behaftet wäre; sondern, daß sie sich nur an des Hauptschuldners Person und Güter halten wollen. In der vierten von 1376, giebt der Rath zu Hannover die Versicherung, falls die Schiffarth aus der Weser die Leine hinauf sollte zu Stande kommen, daß die Bremer alsdann nicht mehr am Zoll entrichten sollen, als ihre

eigene

eigene Bürger, daß von dem herabgeschifften Getreide der dritte Theil in Bremen bleiben solle, und daß sie den Feinden der Stadt Bremen keine Waaren zuführen wollen. Fünfte, Vergleich und Aussöhnung der Stadt Verden mit der Stadt Bremen, vom Jahr 1350. Sechste, Vereinigung der Städte Hamburg und Bremen, 1297. Wer Schulden halber von einer Stadt zur andern flüchtet, solle daselbst nicht gesichert seyn, sondern ebenmäßig für schuldig angesehen werden. Siebende, Vereinigung der Städte Bremen und Hamburg, wegen der freien Kornfuhr von der Elbe, vom Jahr 1559. In der achten, verbinden sich Bremen, Lüneburg, Stade und Buxtehude, um den Frieden zwischen dem Erzstifte Bremen und dem Lüneburgischen Lande zu erhalten, von 1437. In der neunten endlich verbinden sich Bremen, Stade und Buxtehude, ihre hergebrachte Gewohnheiten und Vorrechte, welche Erzb. Gerhard zu schmälern suchte, allenfalls mit gewafneter Hand zu vertheidigen: vom Jahr 1445.

Endlich hat im Försterischen Verlage der 1ste und 2te Theil des folgenden längst angekündigten und versprochenen Wörterbuchs die Presse verlassen.

Versuch eines Bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs, worin nicht nur die in und um Bremen, sondern auch fast in

ganz Niedersachsen gebräuchliche eigenthümliche Mundart, nebst den schon veralteten Wörtern und Redensarten in Bremischen Gesetzen, Urkunden und Diplomen, gesammelt, zugleich auch nach einer behutsamen Sprachforschung, und aus Vergleichung alter und neuer verwandter Dialekte, erkläret sind: Herausgegeben von der Bremischen deutschen Gesellschaft. I. Theil A-F. Bremen, 1767. Mit der Dedication und Vorrede 1 Alphab. 6 Bogen, in gr. 8. II. Theil G-K. 1 Alphab. 4 Bogen.

Sowol die Absicht der Herrn Verfasser, nämlich einen Beytrag zur Erleichterung eines längst gewünschten, allgemeinen deutschen Wörterbuchs zu liefern, als auch die Ausführung derselben, gereichen beide denselben und der deutschen Gesellschaft zur Ehre. Man müßte sich sehr wundern, wenn dieses Werk nicht viele Liebhaber und Gönner finden sollte, da es nicht so sehr ein Idiotikon, welches hauptsächlich nur in seinem Vaterlande sein Glück zu machen pflegt, als ein niedersächsisches Glossarium und Etymologicum zu nennen ist, das auch auswärtigen Gelehrten, in verschiedener Absicht, ersprießliche Dienste leisten kan. Es ist kein übereiltes Werk, indem die Gesellschaft, wie in der Vorrede gesagt wird, schon seit zehn Jahren

damit

damit umgegangen: woraus man schon, wenn es auch der Augenschein nicht lehrete, auf die Vollständigkeit desselben einen Schluß machen kan. Dennoch haben die Herren Verf. sich selbst in diesem Stücke kein Genügen gethan: sie sehen, wie sie freimüthig gestehen, Mängel und Fehler in demselben, welche aber in einem so starken Buche von dieser Art unvermeidlich sind, und welchen sie am Schluß des ganzen Werks, in einem Supplement nach Möglichkeit abhelfen wollen. Daher ersuchen sie alle Freunde ihrer Bemühungen, daß dieselben ihre freundschaftlichen Erinnerungen, die zu diesem Zweck dienen können, entweder einem Mitgliede der Gesellschaft, oder dem Verleger, wollen zukommen lassen. Dies wird freilich besser seyn, als ein unfruchtbarer Tadel. Was die Rechtschreibung des Niedersächsischen betrift, davon haben sie in dem Vorbericht gewisse Regeln fest gestellet, welchen sie in diesem Werke gefolget sind: welche aber im Hochdeutschen, wie sie selbst eingestehen, wegen der langen Gewohnheit, sich nicht allenthalben anwenden lassen. Man hoffet, daß das noch Uebrige bald folgen möge.

IV.

a) Folgende drei Inaugural-Abhandlungen hiesiger Gelehrten zeigen wir nur dem Titel nach an.

1) Diſſertatio Iuridica inauguralis de valida vel inualida tranſactione Sequeſtris imperialis ſubdelegati cum ſubditis pagi cuiusdam territorii ſequeſtrati de praetenſa immunitate a collectis: quam —— praeſide *Aemil. Lud. Hombergk zu Vach* —— pro gradu et priuilegiis Doctoralibus rite conſequendis ad d. xxvi Febr. A. clɔlɔccLxvii. diſquiſitioni publicae ſubmittit *Laurentius von dem Buſch*, Bremenſis. Marburgi Cattorum. 9 Bogen.

2) Diſſertatio Iuridica ſollemnis de differentiis juris cambialis inter Leges Imperii R. G. easque Ordinum Imperii, quae rigorem cambialem continent, ac Statuta Bremenſia: quam —— praeſide *D. Ioanne Andrea Hofmanno* —— pro honore Doctoris rite conſequendo, d. vii. menſis Aprilis A. R. S. clɔlɔccLxvii, demiſſe offert auctor *Gerhardus ab Aſchen*, Bremenſis. Marb. Cattor. $7\frac{1}{2}$ Bogen.

3) Diſſertatio Iuridica inauguralis de communione bonorum inter conjuges nobiles atque illuſtres per Germaniam exule: —— quam ſub praeſidio *Aemil. Lud. Hombergk zu Vach* —— pro ſummis in vtroque jure honoribus rite capeſſendis publico examini ſub-

ſubmittit *Auguſtinus Heymann*, Bremenſis. Ad d. XXVIII. Auguſti, CIↃIↃCCLXVII. Marb. Cattorum. Beträgt mit dem Glückwünſchungsſchreiben des Hrn. Prof. Eſtor und des Präſidis $14\frac{1}{2}$ Bogen.

b) Vermiſchte Schriften.

1) Anfangsgründe der Naturhiſtorie, aufgeſetzt von Johann Beckmann. Göttingen und Bremen, im Verlag G. L. Förſters. 1767. 21 Bogen in 8. mit der Vorrede.

Der Hr. Verf. beſchreibt in vier Abſchnitten das Thierreich, Pflanzenreich, Mineralreich und Waſſerreich. In den beiden erſten folgt er überhaupt dem Syſtem des Ritters von Linnee, nur, daß er die vierfüßigen Thiere, wie Klein, in Zeeige und Hufige eintheilet. In dem Mineralreiche iſt Lehmann ſein Führer, ſo wie im Waſſerreiche Wallerius. Er hat dieſe Anfangsgründe blos für die erſten Anfänger in der Naturwiſſenſchaft, und für Kinder, die noch kein Latein verſtehen, zum Dienſt der niedern Schulen, aufgeſetzt. Nach dieſer Abſicht verlangt er auch nur beurtheilet zu werden. Man muß dem Hr. Verf. das Lob einräumen, daß ſein Buch dieſem Endzweck gemäß ſey: denn er hat ſich für die Fähigkeiten derer, welche er in dieſer nützlichen und unent-

entbehrlichen Wissenschaft unterrichten will, deutlich und faßlich ausgedrücket. Ob aber dies Buch, nach der gut gemeinten Absicht des Hrn. Verf. sein Glück in den niedern Schulen machen werde? ja selbst, ob es rathsam sey, die Kinder mit einem so weitläuftigen und trocknen System, als die Naturgeschichte darreicht, zu quälen, wobei es scheint, daß andere und für Kinder wichtigere Sachen etwas müßten versäumet werden? daran mögte mancher nicht ohne Grund zweifeln Doch dies mögen andere beurtheilen, deren Behuf es mit sich bringt. Unterdessen wird dies Compendium, wenn gleich nicht bei Kindern, doch gewiß bei mehr erwachsenen, und solchen, welche ohne Naturkundige zu seyn, doch gern einen Begrif von dieser Wissenschaft haben wollen, die nützlichsten Dinge leisten.

2) Geschichte der Grafschaften Hoya und Diepholz. 3 Theil, herausgegeben von Ernst Ludewig Rathlef, Superintendenten zu Nienburg. Bremen, bei sel. Gerh. Wilh. Rumps Witwe, 1767. 150 Octav-Seiten.

Wir finden hier I. eine Rede, welche der Hw. Hr. Verf. im Jahr 1766, zu Nienburg bei dem Schul-Examine gehalten hat, von der Verehrung der Sächsischen Göttinn Eostra auf dem Osterberge vor Nienburg. Beda ist der einzige, welcher

der

der Eostra oder Ostra, als einer Göttinn der alten Sachsen, und besonders der Angeln, Meldung thut. Aus dessen Zeugniß bemühet sich der Hr. Verf. folgende historische Wahrheiten darzuthun. Die alten Sachsen überhaupt sowol, als die von ihnen abstammende Angel-Sachsen in England, begiengen in den Zeiten ihres Heidenthums das Fest dieser Göttinn im Monat April, und also in den Tagen, in welche bei den Christen das Fest der Auferstehung Jesu fiel. Sie nannten daher diesen Monat den Eostermonat. Als sie Christen wurden, behielten sie, wie die Namen der andern Monate, also auch den des Eostermonats. Sie begiengen ihr Fest mit Freuden und Opfern, und hiessen es das Eosterfest. Und weil das Fest der Eostra mit dem christlichen Auferstehungsfeste in einerlei Tage fiel, und beide Freudenfeste waren, so behielten sie auch als Christen den Namen, und nannten das Auferstehungsfest ebenfalls das Osterfest. Im II. Stück liefert er, als eine Probe einer Hoyaschen Adelsgeschichte, einige Nachrichten zur alten Geschichte des noch jetzt blühenden adelichen Geschlechts **von Behr**. Er findet die **Beren** schon im XII Jahrhundert. Im XIIIten hiessen sie, nach der Mode der damahligen Zeit Ursi. Die Nachkommen dieses Geschlechts haben sich weit ausgebreitet. Sie wohnen jetzt nicht nur im Hoyaschen, Bremischen, Verdenschen, Lüneburgischen

und

und Luchauschen, sondern auch in Mecklenburg, Pommern und Kurland. III. Erste Sammlung Hoyascher Gesetze aus den Zeiten der Grafen, aus Urkunden. Man findet hier merkwürdige Stücke: unter andern, das alte Meierrecht (jus litonum) des Stifts Bücken: ein Stück der gräflichen Stadtordnung für Nienburg, von 1314. das Freieding der Stadt Nienburg: das Freieding des Flecken Bücken: gräfliche Erneuerung der Privilegien des Flecken Vilsen, von 1577: Bruchhagenordnung zu Nienburg, von demselben Jahre, u. a. m.

3) Bremensia. **Bremische historische Nachrichten und Urkunden; ans Licht gestellet von Johann Philip Cassel, Prof. ꝛc. Bremen, bey J. H. Cramer.** 1767. in 8. Des 2 Bandes 2 und 3 Theil. 1 Alphab. 7 Bogen.

Der Hr. Verf. fähret auf eine rühmliche Weise unermüdet fort, solche Urkunden und Nachrichten zu liefern, welche sowol die politische als gelehrte Geschichte dieser Stadt und Landen erläutern. Womit er bei Kennern und Liebhabern der Geschichte, besonders bei seinen Mitbürgern und Landesleuten, billig Dank verdienet. Sind die hier mitgetheilten Beiträge nicht alle gleich wichtig, so würde es doch eine Ungerechtigkeit seyn, den Hr. Prof.

Prof. deswegen zu tadeln, in Betrachtung, daß er doch manches darunter zuerst ans Licht stellet, das in mehr als einer Absicht beträchtlich ist. Wo ist eine etwas starke Urkundensammlung, worin lauter Stücke von der äussersten Wichtigkeit vorkämen? Eine solche Forderung wäre auch übereilt. Denn was dem einen nicht wichtig zu seyn scheint, das kan doch einem andern, besonders an dem Orte, zu dessen Geschichte eine dergleichen Sammlung gehöret, brauchbar und nützlich seyn. In dem 2ten Theil dieses Bandes kommen vor 1) 15 gräfliche die Stadt Bremen betreffende Urkunden: worunter die erste von Florentinus, Grafen von Holland, vom Jahr 1252, ist. 2) 7 erzbischöfliche, welche das ehemalige Kloster Osterholz angehen. 3) Kapitulation Johann Adolphs, Herz. von Schleswig Holstein, zum Erzbischof von Bremen, von 1585. 4) Fortsetzung der Recesse, Verträge und Verordnungen Erzb. Christoffers. Sie gehen von N. 13 bis 20. 5) Leben und Schriften Hrn. Henrich Krefting, Churpfälzischen Raths, beider Rechten Doktors und öffentlichen Lehrers in Heidelberg, hernach Rathsherrn und Bürgermeisters in Bremen. Das Leben dieses berühmten und wohlverdienten Mannes hat es vor andern verdient, der Welt bekannter zu werden.

Im 3 Theil finden wir 1) historische Nachrichten und Urkunden von dem St. Gertruden-

Hospital

Hospital in Bremen. Der Urkunden sind 16. 2) 20 Urkunden des alten adelichen Geschlechts der von Walle bei Bremen. 3) Iohannis Molani, Rect. scholae Bremensis confessio de S. Coena, et epistolae quaedam ad Albertum Hardenbergium et alios scriptae. 4) Leben und Schriften Hrn. Theodor de Hase, der heiligen Schrift D. und derselben ordentl. öffentl. Lehrers, bei der Gemeine zu U. L. F. in Bremen Pred. auch der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften in Berlin Mitglieds. 5) Fortsetzung und Schluß der Recesse, Verträge und Verordnungen Christoffers und der übrigen Erzbischöfe, N. 21 - 36.

4) Von eben dieser fleißigen Hand haben wir in diesem Jahre eine ähnliche Sammlung Urkunden, die zu demselben Endzweck dienen, in einem besondern Bande, von 595 Blattseiten ohne Dedication und Vorrede, in 8, erhalten: unter dem Titel: Sammlung ungedruckter Urkunden, welche die Geschichte der freien Reichsstadt Bremen in vorigen Zeiten aufklären, ans Licht gestellet von Johann Philip Cassel — Bremen, bey G. L. Förster, 1768.

Die Zahl aller hier vorkommenden Urkunden steigt bis auf 163. Zwar sind nicht alle bisher unge-

ungedruckte, wie der Titel sagt; denn wir finden einige, obwohl sehr wenige, die schon anderwärts gedruckt sind, z. B die S. 434. vorkommende Briefe des Olivier Cromwell: da aber die daselbst angezeigte Sammlung, worin sie sich finden, ziemlich selten ist, so hat der Hr. Verf. nicht unrecht daran gehandelt, daß er sie hier allgemein bekannt gemacht hat. Er hat alle diese Urkunden in gewisse Klassen getheilet. Wir wollen sie anzeigen. I. Eilf Königl. Dänische, Norwegische und Schwedische Urkunden. II. 25 Gräflich-Oldenburgische. III. 15. Erzbischöflich-Bremische. IV. 12 Urk. Alberts, Erzbisch. von Bremen. V. 23. Vergleiche angrenzender Nationen mit der Stadt Bremen. VI. 21 adeliche Urkunden. VII. Von der Vogtey und dem Schlosse Blumenthal 13 Urkunden. VIII. zum Hanseatischen Bund gehörige Urkunden. IX. 15 vermischte, die Stadt Bremen betreffende Urkunden. X. 12 Urk. zu den Kirchen und andern Stiftern der Stadt Bremen gehörig. Den Schluß macht ein chronologisches Register aller in diesem Bande vorkommenden Urkunden. Sie begreifen die Jahre 1206 - 1699.

5) Im Försterischen Verlag ist erschienen: Commentarii de libris minoribus. Volum. I. Pars II. et III. Bremae cIↃIↃCCLXVII. Jeder Theil 8 Bogen in 8.

Was wir vormahls *) von dem ersten Theile dieser Nachrichten von kleinen gelehrten Schriften gerühmet haben, das müssen wir auch noch von dieser Fortsetzung sagen. Hinlängliche Auszüge, freimüthige Anzeigen, gründliche Urtheile, kurze und nachdrückliche Abfertigungen, scharfe Züchtigungen, eine Laune, die Lesern von Geschmack gefällt, machen nebst der reinen Schreibart die Vorzüge dieser Schrift vor vielen andern von dieser Art aus. Die Zahl der hier angezeigten und beurtheilten Schriften läuft von 36 bis 113 fort. Mancher wird darunter ungerne seinen Namen finden. Daß den Verfassern ihre Freimüthigkeit im Beurtheilen schon Streit zugezogen hat, darüber wird sich niemand verwundern. Denn wer schlechten Schriftstellern die Wahrheit sagt, der stöhret ein Wespennest. Belustigend ist das Gespräch, welches S. 197 u. f. vorkommt: nicht weniger der Brief eines Moropolitanischen Rechtsgelehrten, wegen der Herelschen Satyren, S. 378 u. f.

6) Glossarium ad Statuta Bremensia antiqua. Auctore *Gerhardo Oelrichs*, V. I. D. S. Caes. Maj. Consiliario. Francofurti ad Moenum MDCCLXVII. 176 Seiten in 8 und 1 Bogen Vorrede.

Der Hr. Rath O. hat ohne Zweifel vielen einen nützlichen Dienst geleistet, da er sie durch dieses

*) S. 1 St. dieses 2 B. des n. B. M. 189 S.

ses Glossarium in den Stand gesetzet hat (wo sie der Niedersächsischen Mundart nicht ganz unkundig sind), die alten Gesetze seiner Vaterstadt zu verstehen und zu gebrauchen. Er schränkt sich (wie leicht zu gedenken ist, da er kein bremisches Idiotikon hat schreiben wollen) nur auf die veralteten Wörter und auf die in Abgang gekommene Bedeutungen der sonst in Bremischen und Niedersächsischen noch üblichen Wörter, ein. Er erkläret dieselben lateinisch, bisweilen auch, wo es ihm nöthig geschienen, hochdeutsch: und führet darauf, mehrentheils ausgedrückte, Stellen aus unsern Gesetzen an, wo die Wörter in der bemerkten Bedeutung vorkommen. Durchgehends erläutert der Hr. Verf. die Wörter und Redensarten auch aus andern niedersächsischen Statuten und Gesetzbüchern, vornemlich den hamburgischen, stadischen, verdenschen u. a. nicht weniger aus den verwandten alten Dialekten. Etymologien finden wir zwar nicht so häufig: sie werden aber auch eigentlich in einem Glossario nicht erfodert, es wäre denn, daß man dadurch einem dunkeln Worte seine Bestimmung geben könne. Doch ist die Ableitung nicht ganz aus der Acht gelassen. Man sehe z. B. die Wörter **Anfank**, **Antworden**, **Brasen**, **Laven**, u. a. m. Kurz, der Hr. Verf. hat sich bemühet, dieses Glossarium so brauchbar zu machen, als ihm möglich war. In der Vorrede verspricht

derselbe eine richtige Ausgabe unserer Statuten, nach zwoen alten in hiesigem Archiv befindlichen Handschriften; welcher wir mit Verlangen entgegen sehen.

7) Im Förstersehen Verlag ist erschienen: De vitis Philologorum nostra aetate clarissimorum. Volumen secundum. Auctore *Theoph. Christoph. Harlesio*, Culmbacensi. Bremae, cIↃIↃCCLXVII. 11 Bogen in 8.

Die Vorzüge der Lebensbeschreibungen, die der berühmte Hr. Prof. Harles in diesem andern Theile, den wir angezeiget haben, fortsetzet, sind den Liebhabern der gelehrten Geschichte und der Litteratur überhaupt, schon aus dem ersten Theile so bekannt, daß sie unserer Empfehlung und Anpreisung nicht bedürfen. Der Beyfall, den sie mit so vielem Rechte gefunden haben, ist wenigstens hier ein überzeugender Beweis. Wir zeigen darum nur blos die würdigen Männer an, deren Leben hier beschrieben wird. Es sind ihrer sieben: der Herr Christian Fried. Baumeister, Rector in Görlitz: Joh. Dav. Heilmann, D. und Prof. der Theologie in Göttingen: Erh. Andr. Frommann, D. und Prof. der Theologie ꝛc. in Coburg: Joh. Ernst Imman. Walch, Prof. der Beredsamkeit in Jena: Johannes Franciscus Corradinus d'Aglio, ein Venetianischer Abt: Niko-

Nikolaus Schwebel, Prof. und Rect. zu Anspach: und endlich Joh. Theoph. Bidermann, Rect. zu Freiberg. Das Leben des Hrn. Baumeisters ist von der Feder des Hrn. Brieglebens: die andern alle von dem Hrn. Harles. Der Recensent wünscht, daß auch diese Muster den Geschmack in der Biographie immer mehr läutern mögen, da man noch so viele in dem schlechtesten Parentationen-Styl fast täglich ans Licht treten siehet. Man sehe z. B. die sonst schätzbaren Weimarischen Acta Eccles. nach, und bedauere, daß man unsern Nachbarn nur allzu viel Ursache giebt, die Deutschen auch in diesem Theile der Litteratur zu verachten und zu verhöhnen.

8) In eben demselben Verlag ist herausgekommen: Johann Hill, Medic. Doct. praktische Abhandlung über die Natur und Cur der Krankheit, welche man die Milzkrankheit oder die Hypochondrie nennet, aus dem Englischen übersetzet. Bremen 1767 3 Octav-Bogen.

Diese Abhandlung ist auch im Englischen Original in Deutschland schon mit Ruhm bekannt: und in unserm neuen Magazin, im 1 Stück dieses 2 B. S. 226, u. f. eine hinlänglicher Auszug aus demselben geliefert, zugleich auch diese Uebersetzung angekündigt worden. Es würde also überflüßig seyn, hier mehr davon zu reden.

9) Eben dieselbe Buchhandlung hat geliefert: Kern der Sittenlehre Jesu und seiner Apostel in Grundrissen der Predigten über die Fest- und Sonntags-Episteln, nebst einigen Bus- und Paßionsbetrachtungen, von D. Johann Carl Koken, Superintend. der Evang. Kirchen und Schulen in Hildesheim. Anderer Jahrgang. Bremen 1767. groß 8. 22 Bogen.

Der Hr. Verf. erfüllet hiemit zum Theil sein Versprechen, die Episteln nach seinem Plan stückweise, in Grundrissen von seinen Predigten, zu erklären: wovon wir zu seiner Zeit bei der Anzeige des ersten Jahrgangs geredet haben. In dem Vorbericht, welcher diesem Jahrgange vorgesetzt ist, wird eine Vergleichung zwischen unsern heutigen Predigten und den öffentlichen Vorträgen zur Unterweisung im ersten Christenthum, angestellt, und der Unterschied in der Lehrart angezeiget. Man findet hier zwar nichts Neues und Vollständiges; welches auch niemand in einer Vorrede, die keine zwölf Seiten beschlägt, erwarten wird: unterdessen verdienen doch einige Bemerkungen, wozu der Hr. Verf. durch obiges veranlasset worden, und einige darauf gebauete Regeln der Klugheit, welche (wie er sich ausdrückt) das Wesentliche einer Predigt, die ihrem gegenwärtigen Zwecke gemäß

seyn

seyn soll, kurz und überzeugend darlegen, von einigen angehenden Predigern, und überhaupt von allen, welche sich dem Lehramt in der Kirche widmen, gelesen und erwogen zu werden.

10) **Milch der Wahrheit, nach Anleitung des Heidelbergischen Catechismi, zum Nutzen der Lehr-begierigen Jugend aufgesetzt von Fried. Adolf Lampen — Frankfurt am Mayn, bei Heinr. Ludw. Brönner, 1767.**

Wir zeigen diese neue Auflage eines überall bekannten und beliebten Büchleins unsers verewigten Lampen nur an, als einen Beweis, daß selbiges seinen Vorzug vor andern Büchern dieser Art noch immer behaupte, und mit vielem Segen sowol in den öffentlichen als Privat-Unterweisungen der Jugend gebraucht werde. Ein untrügliches Zeichen davon geben die häufigen Auflagen, die allenthalben veranstaltet werden. Uebrigens unterscheidet sich die angezeigte in keinem Stück von den vorigen.

11) Ohne Meldung des Druckorts, aber vielleicht in der Raths-Druckerey hieselbst, ist erschienen. **Gutachten von dem Zustand der Witwenpflegeschaft in Bremen. 1767.** 14 Bogen in 8.

Einige auswärtige Genossen dieser vor kurzen Jahren errichteten Bremischen Witwenpflegeschaft hatten ein Gutachten nebst einer ziemlich weitläuftigen Berechnung eingegeben, worin dieselben zu zeigen suchten, daß diese Witwenkasse nicht gar lange bestehen könne, sondern im Jahr 1800, oder höchstens, nach einer andern Berechnung, im Jahr 1809, aller Vorrath verschwunden seyn müsse, wenn nicht ein geringerer Pensionsfuß eingeführet würde. Diese Berechnungen werden in dieser Schrift den sämtlichen Genossen, zur Prüfung, von den Aufsehern und Verwaltern vorgelegt. Zugleich aber wird auch dieses Gutachten, durch eine Gegenberechnung, widerlegt, und gezeigt, daß das von der andern Seite geäusserte Besorgniß ungegründet sey. Endlich wird noch eine Vergleichung der bekannten Calenbergischen Stiftung zum besten der Witwen mit der Bremischen angestellet, worin man beweisen will, daß in der Bremischen mit wenigerm Aufwande mehr Gewißheit und Bequemlichkeit, eine gleich große Pension zu erlangen sey. Der Recensent enthält sich, mehr von diesem Buche zu erwähnen; da auch ein weitläuftiger Auszug aus diesen Rechnungen einem Liebhaber von dergleichen Sachen doch kein Genüge thun würde: er kann aber nicht umhin, es zu empfehlen, weil es eine sehr gute Handleitung giebt, wie man in dergleichen Berechnungen verfahren müsse.

12) Sammlung für den Verstand und das Herz.

—— —— iuuat diuersa ferentem
Ingenuis oculisque legi, manibusque teneri.
Horat.

Bremen, bei Joh. Heinr. Cramer. 1767
352 Blattseiten in 8.

Man findet viele artige und schöne Stücke in dieser Sammlung. Sie enthält prosaische und poetische, eigene und übersetzte Abhandlungen und Gedichte durch einander. Diese Sammlung, heißt in der Vorrede, ist eigentlich Jünglingen und Frauenzimmern bestimmt, muntern Personen, die etwas zum Vergnügen lesen wollen, und den gefälligen Liebhabern der schönen Wissenschaften. Wir zweifeln auch nicht, oder diese Art Leser wird es dem Sammler Dank wissen, daß er ihnen dieses Geschenk gemacht hat. Die Stücke die hier vorkommen, sind 1. Paliris und Dirphe, ein reizendes episches Gedicht, aus dem Französischen übersetzt. 2. Ueber die Ekloge, aus dem Französischen des Hrn. von Bar. 3. Zulima, eine orientalische Geschichte aus den Lettres Persanes des Herrn Montesquiou. 4. Ein Gespräch über das Pathetische, ein deutsches Original-Stück. 5. Der Schwatzhafte, ein

Lustspiel in einem Aufzug des Hrn. von Voltaire. 6. Briefe, an die Mademoiselle **n, und über die Fragmente über die neuere Litteratur, an Herrn S* 7. Einige kleinere Gedichte. 8. Einige gesammelte witzige Bemerkungen und Gedanken, aus alten und neuern Schriftstellern. 9. Zwo Idyllen aus dem Französischen der Mad. des Houlieres. 10. Der Wunsch, ein Gedicht aus dem Englischen des Pomfret. 11. Das glückliche Leben, nach dem Martial. Eine kleine Nachläßigkeit finden wir S. 243. „der „Römer — der hinter dem Pfluge hergieng, und den „Commandostab mit der Peitsche vertauschen muste.„ Das that er nicht. Man vertauschet nicht, was man empfängt, sondern was man dafür weggiebt.

* *

XVIII.

Fortgesetzte Anzeigen, und Beurtheilungen der neuen Englischen Bücher vom Jahre 1767.

Medical advice to the consumptive and asthmatic people, wherein the present method of treating disorders of the lungs is shown to be futile and fundamentally

tally wrong, and a new and easy method of cure proposed by Philip Stern, M. D. 1 S.

Das von dem Hrn. St. erfundene Mittel ist eine Auflösung gewisser Balsame in einer gewissen chymischen Feuchtigkeit, welche sehr flüchtig, gar nicht entzündend, dabei stark antiseptisch und antispasmodisch seyn soll. Diese Medicin wird unmittelbar in die Lunge gebracht, indem man einige wenige Tropfen der Auflösung in siedend Wasser fallen läßt, deren Ausdämpfung der Kranke mit dem Athem einziehet. Zur Erleichterung dieser Operation hat er eine Maschine erfunden, wovon eine Abbildung vor dem Buche steht. Das Büchlein ist gut geschrieben; und obschon der Verfasser selbst sein Mittel nicht bekannt macht, giebt er doch etliche vortrefliche Regeln, um von solchen Arzeneien, deren Ingredienzen verborgen gehalten werden, zu urtheilen.

The History of the life of K. Henry II. and of the age in which he lived: in five books. To which is prefixed a history of the revolutions in England, from the death of Edward the confessor, to the birth of Henry II. By George Lord Littleton. III Vols. in 4. 2 L. 12 S. 6 d.

Von diesem Werke sind erst drei Bände in 4. heraus, welche nur die drei ersten Bücher enthalten. In dem ersten Bande ist die Geschichte der

Staats-

Staatsveränderungen in England von dem Tode Eduarts des Bekenners, bis zur Geburt Henrichs II, und das erste Buch des Lebens dieses Königs, von seiner Geburt bis zur Gelangung zum Throne. Der zweite Band enthält das andere und dritte Buch seiner Historie bis zum Tode des Becket, 1170. Die Historie seit dem Tode des Becket bis zum Ableben des Königs, im Jahr 1189 fehlet noch, ist aber muthmaßlich zur Presse schon fertig. Obschon diese historische Periode sich in vielen neulich herausgekommenen allgemeinen Historien befindet, können doch in Werken von so großem Umfange weder so viele besondere Vorfälle, noch eine so genaue Richtigkeit vorkommen, als in einem Geschichtbuche, das sich engere Grenzen gesetzet hat. Es ist, sagt Lord L. keine von allen schönen Wissenschaften, worin es den Engländern schlechter geglücket ist, als die Historie, obwohl keine so sehr verdienet von einem freien volke bearbeitet zu werden. Er glaubt, es würden wenig Perioden alter und neuer Zeiten seyn, wozu man so gute Materialien zur Beschreibung ihrer Geschichte haben kan, als zu dieser. Er besitzet Sammlungen von Briefen, welche über die wichtigsten Sachen entweder von den Hauptpersonen, oder denen, welche von ihnen gebraucht wurden, oder um ihre Geheimnisse wusten, geschrieben worden. Die kritischen Untersuchungen zweifelhafter Vorfälle, und Anmerkungen, welche

die

die Erzählung zu sehr unterbrechen würden, samt den entweder ungedruckten, oder schon selten gewordenen Urkunden, sind am Ende jedes Bandes besonders angehänget. Die große Geschicklichkeit des Lords, als eines Schriftstellers, ist so bekannt, daß die bloße Anzeige des Entwurfs und Stoffs dieses Werks eine vollständigere Beschreibung und Empfehlung desselben unnöthig macht.

The Sale of authors. A dialogue, in imitation of Lucian's Sale of Philosophers 3 S.

Der Autor ist der Verfasser des Lexiphanes, und hat die Absicht etliche wahre Genies, als einen Gray, Churchill, Johnson, Garrick ꝛc. in Gesellschaft seichter Köpfe lächerlich zu machen.

Thoughts on miracles in general, as they relate to the establishment of christianity in particular: interspersed with remarks on Bp Butler's analogy of religion with the course of nature. To which is added the creed of a real Deist. 2 S.

Diese Schrift ist eigentlich das Werk eines Deisten. Er will darin zeigen, daß Wunderwerke zur Bestätigung der wahren Religion unnöthig sind: daß dieselbe einen ganz andern Erweis als andere Begebenheiten erfodern, und daß sie, statt einigen Nutzen zu schaffen, vielmehr ganz ungeschickt scheinen, dem menschlichen Geschlechte den geringsten Vortheil zu bringen.

The

The farmers daughter of Essex. By Iames Penn, Vicar of Clavoring etc. in 12. 2 S. 6 d.

Ein kleiner Roman, welchen aber nichts als das durchscheinende rechtschaffene Herz des Verfassers empfiehlet. Zu wünschen wäre es, daß dieser Art Werke verschiedener geschickter Autoren eine so moralische Absicht hätten.

Observations and inquiries relating to the various parts of ancient history. By Iacob Bryant, in 4. 16 S.

The history of Astronomy, with its application to Geography, History and Chronology. By George Costard, M. A in 4. 10 S. 6 d.

A Dissertation on the breeding of horses, upon philosophical and experimental principles. By Richard Woll. 2 S. 6 d.

The History of the rise and progress of the Charitable foundations at Church - Langton, by the Rev. Mr. Hanburg. 6 S. bound.

Das Project dieses Geistlichen, welcher eine mit etwas Eitelkeit und Grillen gemischte unbegrenzte Menschenliebe besitzet, ist so ausserordentlich, und von so ungeheurem Umfange, daß dergleichen nie in eines Menschen Kopf gekommen. Er hat, nachdem man ihn lange damit ausgelachet hatte, nunmehr wirklich 15 Vermächtnisse gemacht, Executoren bestellet, und in der Reichskanzelei registriren lassen,

lassen, kraft welcher mit der Zeit nicht nur eine höchst prächtige Kirche zu Church-Langton, aber im gothischen Geschmack und mit 3 Thürnen, wovon der höchste 150 Fuß hoch seyn wird, welches alles 100000 Ppst. kosten soll; nicht nur ein Hospital, eine Bildergallerie, Bibliothek, Museum und Akademie mit ihren Professoren, soll erbauet werden, sondern auch von dem jährlich erwachsenden Ueberschuß der Zinsen, in jeder Grafschaft von England ein reichlich versorgetes Hospital wird gestiftet werden. Vortreflich! Aber Schade, daß ein wenig Zeit darauf hingehen wird. Denn man soll so lange warten, bis die Zinsen seiner vermachten Gelder sich so stark aufgehäufet haben, daß mit denselben die ungeheuren Kosten können bestritten werden.

Considerations upon the miracles of the Gospel, in answer to the difficulties, raised by Mr. I. I. Rousseau. 2 S. 6 d.

A Letter to Dr. Matty, containing on abstract of the relations of travellers of different nations, concerning the Patagonians: by Abbe Cayer, F. K. S. 2 S.

Clio, or a discourse on Taste: addressed to a young Lady. 1 S. 6 d.

Memoirs of the Court of Portugal and of the administration of the Count d'Oeyras, in a series of original Letters. 2 S. 6 d.

Diese

Diese Schrift hat zur einzigen Absicht, die Tyrannei und Ungerechtigkeit des ersten Ministers am Hofe, welcher eines Schmidts Sohn seyn soll, der Welt vor Augen zu legen. Wo dem Englischen Verfasser, (denn, obwohl sie im Französischen geschrieben ist, verräth sie doch einen Engländer) zu trauen ist, hat der Graf von Oeyras sich nicht allein an der Brittischen Nation sehr versündiget, da er ihre Armee nur in der Absicht nach Portugal gezogen, um ihre Macht zum Besten Spaniens und Frankreichs zu schwächen; sondern auch die Edelsten des Reichs, den Kapitain Cagliaris, den Graf d'Ovedos, den Herzog De la Foens ꝛc. seiner Ehrsucht aufgeopfert, und beide natürliche Brüder des Königs in dessen Ungnade gebracht.

Letters from Altamont, in the Capital to his friends in the country 2 S. 6 d.

Diese Briefe, eine Nachahmung der Persischen Briefe, des Chinesischen Spions ꝛc. wollen die im Schwange gehenden Ungereimtheiten, Thorheiten und Laster der gegenwärtigen Zeit bestrafen. Sie haben etwas Witz, Vernunft und Laune.

The rise and Progress of the present taste in planting parks, pleasure - grounds, gardens etc. A poetical epistbe. 1 S. 6 d.

A second argument in defense of Christianity, taken from the ancient prophesies. By Gregory Sharp, L.L.D. Master of the Temple. 5 S.

An

An additional Volume to the Lettres of Lady Montague, written during her travels in Europa, Asia and Africa —— wich contain, among other courious relations, accounts of the policy and manners of the Turks, drawn from sources that have been inaccessible to other travellers. *).

Der Inhalt dieses Bandes ist ächt. Die dieser Dame ganz eigne Zierlichkeit und Lebhaftigkeit scheinet aus jeder Periode hervor. Dem Leser wird nichts daran misfallen, als daß die Sammlung nicht größer ist. Denn wenn man eine gewisse schon vorhin gedruckte Uebersetzung, die beinahe die Hälfte des Buchs ausmacht, herausnimt, so bleiben nur sechs Briefe, und zwo kleine aber schöne Gedichte, das eine von der Lady selbst, und das andere von Pope, übrig. Zur Probe geben wir einen, Zweifels ohne nicht unangenehmen Auszug aus dem einen Briefe, den Orden la Trappe betreffend.

An die Gräfin von ***

Sonnabend. Florenz.

Augenblicklich nach Schliessung des Briefes, welchen ich am vorigen Montage an Sie abließ, verließ ich Bologna. Itzt fahre ich fort, ihnen alles was

*) S. N. Br. Mag. B. 1 S. 466.

was mir auf dieser Lustreise merkwürdig vorgekommen, zu berichten. Abscheuliche Wege! Nichts als Berge und Klippen von Bologna nach Fiorenzuola. Zwischen letztgemeldeten Ort und Florenz verließ ich die Straße, um das Kloster la Trappe, eine Französische Erfindung, zu besuchen. Ein Orden, der an Strenge und Selbstquälung, so viel ich deren gesehen, seines gleichen nicht hat. In dieser dunklen Höle kränkte es mich zu sehen, daß Menschen die Thorheit begehen können, sich aus Andacht unter das Vieh herunter zu setzen. Thorheit ist das Loos des Menschthums; sie mag sich auf den blumichten Wegen der Wohllust, oder den dornichten Pfaden einer unvernünftigen Andacht offenbaren. Doch glaube ich, daß von beider Art Narren, der lustige es noch am besten hat: denn ich kan mir keinen Begrif von der geistlichen entzückenden Freude machen, welche mit Seufzen, Aechzen, Hunger und Durst und dem übrigen verwickelten Elende der Klosterzucht vermischt ist. Es ist wunderlich, daß man, um zur Glückseligkeit zu gelangen, eine Feindschaft zwischen Leib und Seele stiftet, welche die Natur und Vorsehung bestimmet haben in Einigkeit und Freundschaft mit einander zu leben, und eben so wenig als Mann und Frau, die etwa in Zwiespalt gerathen sind, können getrennet werden. Das tiefe Stillschweigen, welches den Mönchen von la Trappe obliegt, ist eine Probe ihres ungesellig-

seligen und unnatürlichen Ordens: und wenn sie von dieser Pflicht niemalen könten entschlagen werden, so brauchte sie niemand zu besuchen als wer eine Samlung von Statuen zu sehen Lust hat. Allein der Superior des Klosters gab dem strengen Gesetze, uns zu gefallen, einige Losspannung, indem er einem dieser Stummen erlaubte mit mir zu reden, und auf etliche wenige bescheidene Fragen zu antworten. Er sagte, die Mönche seines Ordens in Frankreich lebten noch strenger als die in Italien, indem sie keinen Wein, Fleisch, Fische oder Eier jemals schmecken, sondern von bloßen Erdgewächsen leben. Die Historie von der Errichtung dieses Ordens ist merkwürdig, und wenn man mich recht berichtet hat, zuverläßig. Der Stifter war ein Franzose von vornehmen Adel, Namens Boutbillier de Rance, ein Mann dessen Hauptwerk Wohllust und Liebeshändel waren, die sich aber, bei folgender Gelegenheit, in eine höchst finstere Andacht verwandelten. Seine Geschäfte nöthigten ihn eines Tages, sich eine Zeit lang von einer Dame, mit welcher er in den vertrautesten und zärtlichsten Verbindungen einer glücklichen Liebe lebte, zu entfernen. Wie er nach Paris zurückgekommen war, nahm er sich vor, sie auf eine angenehme Art zu überraschen, und, zur Vergnügung seiner sehnlichen Begierde sie wieder zu sehen, gerades Weges, ohne Umstände, über eine ihm wohlbekannte Hintertreppe, in ihr

Zimmer zu gehen. Aber, welcher Anblick stellete sich bei dem Eintrit in die Kammer, welche ihm ehemals so viele Freuden gewähret hatte, seinen Augen dar! Seine Geliebte erblasset! Gestorben an den Kinderblattern! Verunstaltet, über alle Beschreibung! Eine eckelhafte Masse verfaulter Materie! Ein Wundarzt, der den Kopf vom Rumpfe abschnitt, weil der Sarg zu kurz gerathen war! Er stand einige Augenblicke ohne Bewegung, — erstaunt, — grausend Er entzog sich darauf der Welt, und verschloß sich in dem Kloster la Trappe, wo er den Rest seiner Tage in der grausamsten und verzweiflungsvollesten Andacht zubrachte. — Genug von dieser gräslichen Sache ꝛc.

The examination of Dr. Benjamin Franklin, relative to the repeol of the American Stamp act. in 1767.

Aus dieser in Fragen und Antworten aufgestelleten Prüfung, kan man sich einen deutlichern und vollständigern Begrif von dem Zustande und den Gesinnungen der Amerikaner, von dem Werth oder Unwerth der Acte und dem Charakter des Ministers, der sie vorgeschlagen hat, machen, als aus allen denen Papieren, welche unter dem Namen der Versuche, Briefe, Reden, Betrachtungen ꝛc. vom Anfange bis hieher herausgekommen sind. Die Fragen sind mit großer Scharfsinnigkeit und

Urtheils-

Urtheilskraft abgefasset, und mit einer gründlichen Kenntniß der Sache, so bestimmet und deutlich, so gemäßigt aber nachdrücklich beantwortet, daß sie dem Dr. Franklin große Ehre machen, und die allgemeine Meinung von seinem Charakter und Fähigkeiten rechtfertigen.

The Amaranth, or religious poems, consisting of fables, visions, emblems etc. 5 S.

Diese Gedichte sind voller poetischen Empfindungen und Bilder; überhaupt erhaben, zierlich und rührend. Sie haben ein Original-Gepräge, sowohl in Ansehung des Ausdrucks, als der Erfindung. Doch finden sich darin zuweilen Anspielungen auf Dinge, die nicht allgemein bekannt sind, und einige Bilder, die an Schönheit und Würde den übrigen nicht gleich kommen. Doch dies sind kleine Flecken, und deren nicht viele. Die Versification ist durchgehens stark und harmonisch. Wer religiös ist und Poesie liebet, wird an diesem Werke gewiß sein Vergnügen finden. Schön ist folgende Beschreibung der Aufheiterung der Luft durch eine sich erhebende Kühlung.

So, when o'er Phoebus low-hung clouds prevail,
Sleep on each hill, and sadden ev'ry dale;
Sudden up springing from the North invades
A purging wind, which first disturbs the shades,
Thins the black phalanx; till with fury driv'n,

Swift disoppears the flying wreck *) of heav'n:
To its own native blew the sky refines,
And the sun's orb with double radiance shines.

Der Gedanke in folgenden Zeilen ist dichterisch und neu.

Court-favours lie above the common road
By modesty and humble virtue trod:
Like trees on precipices, they display
Fair fruit, which none can reach but birds of prey.

Von derselben Art ist diese Beschreibung eines Heuchlers.

The bull-rush thus a *specious out*-side wears
Smoth, as the shining rind the poplar bears:
But strip the covering of, its polish'd skin,
And all is unsubstantial spunge within.

The Gospel of the dayly Service of the Temple. By the Rev. Richard Clark. 5 S.
Annotations, critical and grammatical on St. Iohn's Gospel By I. Merrick, A. M. 2 d. part. 2 S.
The history of Nourjahad. 3 S.

Eine moralische Erzählung, von schlechter Erfindung.

The

*) wreck ist ein Druckfehler, statt Rack, welches schwebende Wolken bedeutet.

The ſpirit of the bankrupt Laws. 4 S.

Miſcellanies in verſe and proſe. By George Ieffreys. Esq. in 4. 6 S.

The Trial of Daniel Sutton for the high crime of preſerving the lives of his M. ſubjects. 1 S. 6 d.

An appendix to the hiſtory of the life of Card. Pole 2 S.

A new Catalogue of vulgar errors. By Stephan Lovargue. A. M. 2 S. 6 d.

Philoſophical tranſactions. Vol. LVI. for the year 1766. 10 S.

Siehe davon einen Auszug im N. Brem. Mag. B. 2. S. 328.

In novam methodum variolas inſerendi commentarius. Autore T. Tomlinſon, chirurgo.

Dieſes Werk kan Zweifels ohne den Herren Aerzten Dienſte thun: wir glauben aber, der Verfaſſer hätte beſſer gethan, wenn er es Engliſch geſchrieben hätte. Denn wir fürchten, daß in der mediciniſchen Facultät die Anzahl derer nicht geringe ſey, welche ihr Latein ſchon ſo lange vergeſſen haben, als daß ſie dieſe Schrift ohne Wörterbuch verſtehen ſollten.

Bagatelles: or poetical trifles, a collection etc.

Dieſe Gedichte haben zuweilen vielen Witz und Zärtlichkeit.

The village wedding, or the faithful country maid. A pastoral entertainment of Music, as it is performed at the theatre royal at Richmond.

Obwohl dieses Stück nur um der Musik willen gemacht worden, sind doch die Verse besser gerathen als sie in dergleichen Aufsätzen zu seyn pflegen.

An address to the public, on the present method of inoculation, proving that the matter communicated is not the small-pox, and that it is no security against a future infection etc. By William Langton M. D. 1 S.

Dr. Langton schreibt ziemlich heftig wider die Einpfropfung überhaupt, und die Suttonische Methode insonderheit Er gesteht, daß die Krankheit nach der Einpfropfung viel gelinder sey, verwirft sie aber deswegen, weil er daraus den Schluß zieht, daß es nicht die wahren Plattern wären. Er sagt, die andern merkurialischen und andere stark wirkende Mittel müsten die schrecklichsten Folgen, Convulsionen, Hypochondrie, ja den Tod nach sich ziehen; und die Erfahrung weiß davon nichts; sondern lehret, daß die Eingepfropften davon mit einander recht gesund werden.

By way of prevention, a Sleeby sermon, calculated for the dog-days: with an address

to

to the clergy, and another to the laïty of the city of London. By the Rev. lames Penn, Vicar of Clavering. 6 d.

Hr. Penn ist der Verfasser des Farmers daughter of Essex, und sein Text Apostg. X, 9. Er ist glücklicher in Predigten als Novellen, und man kan diese Rede als eine Schrift, worin ein gesunder Verstand ohne Schmuck herrschet, anpreisen.

Short animadversions addressed to the R. author of a late pamphlet intitled: The practice of inoculation justified.

Diese Schrift bezieht sich auf einen Streit zwischen Herrn Houlton und Pine.

A letter to the R. H. Marquiss of Granby, concerning the regulations lately establiss'hed, relative to the sale of military commissions. 1 S.

Die angeregte neue Verordnung besteht darin, daß hinfüro keine Plätze bei der Armee, die nicht gekauft worden, sollen verkauft werden. Der Verfasser will zeigen, es sey so weit davon, daß dadurch solche Officire, die keine Plätze kaufen können, begünstiget werden, daß vielmehr diese Verordnung ihnen sehr nachtheilig sey, und ihrer Beförderung die grösten Hindernisse in den Weg lege. Einige seiner Gründe verdienen Aufmerksamkeit.

Thoughts arising from experiences, concerning the present peculiar method of treating per-

sons inoculated for the small-pox. By W. Bromfield, surgeon to the Princess dowager of Wales. 2 S. 6 d.

Hr. Bromfield bringt seine Anmerkungen zu folgenden 5 Stücken. 1. Die Vorbereitung. 2. Die Art der Operation. 3. Die Natur der Krankheit. 4. Der Gebrauch der kalten Luft. 5. Die Folgen der Zurückhaltung und Verminderung des Ausschlags. Bei 1. glaubt Hr. Bromfield, daß merkurialische Purganzen nicht bei allen dürfen gebraucht werden. 2. Hat er nichts gegen die Methode, mit einer noch nicht reifen Materie einzupfropfen: hält es aber nicht so gut, dieselbe zwischen die Haut und das Häutlein zu bringen, als nach der gewöhnlichen Art zu verfahren. 3. Hier läßt er er sich im geringsten nicht merken, daß die nach der neuen Art erweckte Blattern nicht die wahren Blatttern seyn sollten. 4. Er misbilligt es, die Patienten, nach vollendetem Ausschlag an die kalte Luft zu bringen, und will sie vielmehr im Bette gehalten wissen. 5. Hier wird nichts gesagt, was nicht die neue Methode anpreiset.

The memoirs of George Tudor, wrote originally by several hands, but revised and set in order wholly by himself. 2 Vols. Small 8. 5 S.

Die

Die Historie ist mit diesen beiden Bänden noch nicht zu Ende. Sollte die Fortsetzung zurück bleiben, würde das Publicum nichts dabei verlieren, weil es eins der schlechtesten Schriften ist, die England verunehren.

The ninth Satyre of Horace B. 1. imitated. 1 S. 6 d.

The speeches arguments and determinations of the 15 Lords of Council of Scotland, in the Case of the Duke of Hamilton and Archibald Douglas Esq. 4 S.

Eusebes to Philetus: a series of letters from a father to a son, on a devout temper and life. By Stephen Addington. 2 S.

The primate, an ode, by Gorge Marriott. 2 S.

An examination of an Essay on establishments in religion. By Benj. Dawson L. L. D. 2 S. 6 d.

A tour to the East in the years 1763 and 1764 with remarks on the city of Constantinople and the Turks, with select pieces of oriental wit, poetry and wisdom. By F. Lord Baltimore 1 Vol. in 8. 3 S.

Der Lord beschreibt hierin seine Reise zu Wasser von Neapel nach Constantinopel, und seine Rückreise zu Lande durch Romelien, die Wallachei, Bulgarei, Moldau, Polen und Deutschland nach England. Seine Nachrichten und gemachte Anmer-

merkungen enthalten nichts, was nicht schon oft gesagt worden.

A dialogue between the pulpit and the reading-desk. By a member of the Church of England. 8 d.

Die Kanzel streitet für die eingeführte Lehre der Englischen Kirche, und das Pult für die Präzisisten.

An account of the going of Mr. Iohn Harrison's watch, at the royal observatory, from Mai 6. 1766, to march 4, 1767. Together with the original observations and calculations of the same. By the Rev. Nevil Maskelyne, astronomer royal. Published by order of the commissioners of longitude.

Remarks on a pamphlet lately published, by Mr. Maskelyne, under the authority of the board of longitude. By Iohn Harrison. 6 d.

A short view of Popery and its effects on the manners and morality of mankind: together with some observations on the progress it is continually making amongst the people of these realms. 1 S.

Dieses kleine Werk ist nicht übel geschrieben, wie aus folgender Probe erhellet: Vor Einführung des Christenthums gab es gewisse gesellschaftliche Gesetze, welche von allen Menschen angenommen wurden,

den, und deren Uebertretung für die offenbarste Verletzung der Sittlichkeit geachtet wurde. Könige wurden bei allen Nationen der Erde für heilig und unverletzbar geachtet; und man verabscheuete selbst die Ermordung eines Usurpateurs in kaltem Blute. Dies ist auch, weil Feigheit, Verrätherei und Niederträchtigkeit darin zusammen läuft, vielleicht als eine höchst verächtliche Handlung anzusehen. Indessen ist das Christenthum von etlichen Italienischen Staatsklugen so verfälschet worden, daß man oft die Ermordung eines rechtmäßigen Prinzen für eine verdienstliche Handlung; und die Abschaffung eines Usurpateurs für die abscheulichste Missethat gehalten hat. Christliche Gottesgelehrte haben das Lob eines Ravaillacs ausgeposaunet, und man hat wohl die unmenschlichsten Mörder als Heilige und Märtyrer canonisiret. Der Römische Geist hat das Christenthum so tief herunter gesetzt, daß es, statt die Begriffe der Menschen zu erhellen und derselben Kenntniß zu erweitern, vielmehr der wahren Gelehrsamkeit, Sittlichkeit und Religion nachtheilig geworden. Die Träume des Talmuds und Korans sind erträglicher als viele Römische Legenden; und die Histörchen von St. Ursel mit ihren 11000 Jungfrauen, von dem Hause zu Loretto, und viele andere sind von der Natur, daß Mahomed selbst sich dergleichen Erdichtungen würde geschämet haben. ꝛc.

Health,

Health, a poetical essay 1 S. 6 d.

Dieser Versuch ist ohne Reime: aber auch ohne Poesie, Wortfügung, Wohlklang, ja zuweilen ohne Richtigkeit der Gedanken. Der Kunstrichter klagt, daß die Zeilen sich oft mit: und, sie, der, des, ꝛc. auch einem Adjectiv, dessen Substantiv die folgende anhebet, endigen. ꝛc. Der Autor sagt, die Englischen Schiffe hätten als schwimmende Inseln Neptuns Reich durchpflüget.

The Countess of Salisbury, *) a Tragedy, as it is performed at the Theatre Royal in the Haymarket. By Hall Harston Esq. 1 S. 6 d.

Nachdem dieses Stück vor etwa zweien Jahren in Irrland vorgestellet und wohl aufgenommen worden, hat es auch hier Beifall gefunden. Es ist voller Poesie, Empfindungen, unerwarteter Zufälle und rührender Widerwärtigkeiten. Zwar überschreitet es in einigen Vorfällen die Wahrscheinlichkeit fast etwas weiter, als selbst die Schaubühne erlaubet; indessen kan der Verfasser desfalls nur in so ferne zur Verantwortung gezogen werden, als er diesen Fehler nur übernommen hat. Denn die Fabel ist aus einer vor etlichen Jahren hier herausgekom-

*) Einigen der grösten Deutschen Dichter hält man es in unsern Zeiten zu gute. Ob unsre Sprache es sich auf die Dauer werde gefallen lassen, wird die Zeit, der bedachtsame aber unparteiische Richter, lehren.

gekommenen Novelle, Longsword, Carl of Salisbury, genommen.

Reflections on the affairs of the Diſſidents in Poland.

Praxis medica et chirurgica noſocomiorum civitatis Londini, cui additur index morborum et remediorum 2 S. 6 d.

An account of the manner of inoculating for the ſmall-pox in the eaſt-Indies. By I. Z. Holwell. F. R. S. 1 S.

Civil eſtablishment in religion, a ground of infidelity. 2 S.

A Collection of the moſt eſteemed pieces of poetry, that have appeared for ſeveral years, with variety of originals. By the late Moſes Mendez, Esq. and other contributors to Dodsley's collection, to which this is intended as a ſupplement.

Einige Stücke dieſer Sammlung brauchten dieſe Art, bekannt gemacht zu werden, nicht, einige verdienten es nicht. Sie enthält Collin's oriental eclogues, welche neulich für ſich in einem kleinem Bande heraus gekommen ſind, nebſt dem Leben des Verfaſſers, aus Fowkes's poetical Calendar; verſchiedene von Moor's fables for the female ſex, und einige andere Stücke, wovon man

daſſelbe

dasselbe sagen kan. Die Stücke welche man der Vergessenheit hätte überlassen müssen, ließen sich leicht nennen, aber sie mögen denen, welche sie nicht von selbst unterscheiden können, immer unangezeigt bleiben. Man beurtheilet hier nur die Sammlung und nicht die Gedichte. Der Herausgeber sagt, seine Absicht wäre, die besten Stücke, welche seit dem Schluß der Dodsleyischen Sammlung erschienen sind, der Welt mit einem male vor Augen zu legen: indessen hat er viele die schon älter sind. Um ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, muß man gestehen, daß seine Sammlung verschiedene schöne Stücke, die sonst nirgends gefunden werden, aber auch andere, die ausser derselben bald würden vergessen worden seyn, enthalte.

Register

zum 2 Bande des neuen Bremischen Magazins.

A.

Abendmahl J. C. dazu haben auch die Glieder der bloß äusserlichen Kirche ein gewisses Recht. 146
" " Abhandlung davon. 169
" " wie fern es als ein Opfer anzusehen 317
Addington, Stephan 662
Aeschenbaum von ungehäurer Dicke 215
Africa, darin haben die Phönicier 300 Städte gebauet 152
Africanischer Hirsch 481
Akademie der Wissenschaften, Französische 1
Akenside, Dr. 230
Alexander, Anmerkungen über dessen Charakter 437
Altamont, dessen Briefe 652
Altar der Rache und des Neptuns 148
Ananas, Abhandlung davon 419
Anekdoten 436
" " von Is. Newton 228
Anzeigen, höchst wahrscheinliche können trügen 429
Armstrong, Georg 436
v. Aschen, Gerhard. 630
Auflösung im flüßigen erkläret 330

Aufschriften der apostolischen Briefe erkläret 151
Ausdünstung, Verhandlung davon 328

B.

Bagatelles, or poetical trifles 659
Baker, Dr. 232
Baltimore, Lord. 663
Barkey, Nicolaus, Dr. 140
Barlow, Bischoff 313
Baumann, Joh Gottfr. von den Kirchenliedern 165
Bäume, Frucht- derselben übermäßiges Wachsthum zu verhindern 191
Beauvoix, von Vereinigung der Französischen und Engländischen Kirche 304
Von Behr, adeliches Geschlecht, Nachrichten davon 633
Beckmann, Johann 631
Bengal, Vorfälle daselbst 256
" " wie fern es der Engl. Kompanie überlassen worden 264
Berge, die beschriebene in Arabien 351
Bertin, von der Circulation des Nervensafts 1
Bibliotheca Bremensis nova 185
Bienen lassen sich von Wildman befehlen 217
Bienen-Wörterbuch 166
Biographisches Wörterbuch, Zusätze zu demselben 235
Bischöfe, Englische, behaupten die ununterbrochene Consecration. 311
Bischöfliche Kirchenverfassung ist nicht von unumgänglicher Nothwendigkeit 315
Blainville 421
Blinder kan fast alles erlernen was das Gesicht lehret 534
Blattern s. Kinderblattern
Blatterbelze eben das.
Blätterschwämme, Infusion davon 391
Blitz, dessen Wirkungen 342
Blüthen, empfindliche 607

Bois, Abt, wie er an den Kardinalshut gekommen 308
Bonnet, Johann Karl 186
Borgheſi, Franz, erfindet eine neue Weltmaſchine 527
Borlone, William 349
Boſſuet, Hiſtorie ſeiner Expoſition 283
Boswel, James, Nachricht von Corſica 445
Brady 202
Braidwood 375
Bremen, Nachricht von dem Kirchen- und Litteraturzuſtande daſelbſt 137. 613
- - Neues Kirchengeſangbuch ſo daſelbſt eingeführet worden 138. 615
- - trit in die Hanſe 158
- - deutſche Geſellſchaft daſelbſt, und deren Verhandlungen 154
- - einige Freiheitsbriefe und Verträge ihren Handel betreffend 626. 157
- - kurze Geſchichte ihres Handels 157
- - ihr Sitz und Stimme auf dem Reichstage iſt nie unterbrochen worden 180
- - hiſtoriſche Nachricht von der Martins Kirche daſelbſt 613
- - Sammlung ungedruckter Urkunden derſelben 177. 181. 636
Bremenſia, des Hrn. Caſſels 177. 634
Bremenſis bibliotheca noua 185
Bremiſch-Niederſächſiſch Wörterbuch 627
Bremiſche Statuten, gloſſarium dazu 638
Briefe betreffend Frankreichs Anſchläge 235
Brockmann, Georg Gottfried 152
Bromfield, W. 662
Brownrigg, vom Spawaſſer 336
Brüder, bedeutet in den Apoſtoliſchen Briefen nur die Lehrer 149. 150. 186
Bryand, Jacob 650
Buch, Philipp Ludwig 154. 625
Bücher, neue Engliſche 222. 403. 646

Burwough, J. vom Krebse 224
Van den Busch, Laurenzius 630
Büsing, Johann Christoph 152
Busse, seltsame in Irland 91

C.

Cantemir, Constant. Hospotar der Moldau 51
Cassel, Joh. Philipp. 148. 152. 154. 157. 177. 620. 624. 634. 636
Cayer, Abbe 651
Cerati, Abt 214
Chandlar, B. 435
Cherub vor dem Paradiese 153
Chinarinde lindert das Podagra 197
Christopher, Erzb. von Bremen, dessen Eid, Capitulation und Recesse 179
Circulation des Nervensafts 1
Clairon, Madem. vergnüget Hr. Voltaire 224
Clarke, John Lieuten. 435
= = Richard 658
Clive, Lord, dessen Geschichte 256 f.
Colebrooke, Josiah 340
Colini, Cosmus 481
Condoma, ein Thier 481
Confessional vertheidiget 226
Consecration der Engl. Bischofe 311
Cook, Johan 86. 102. 380. 474.
Cooper 435
Coromandel, Kriege daselbst 106
Corsica, Nachricht davon 445
Costard, Georg 650
Cou-dou, ein africanischer Hirsch 481
Crispina, Münze derselben 347
Curayer, Franz, dessen Briefwechsel mit dem Erzbischof Wake. 310

= = begiebt

" " begiebt sich nach England 320
de Cuyper, Cornelius 613
Cymon, ein musikalisches Lustspiel 230

D.

Dampfbad der Russen 234
Datteln, eine Art Muscheln in Steinen 211
Dawson, Benjam. 663
Derrick, Samuel 425
Despotismus keine Einsetzung, sondern Züchtigung Gottes 144
Deutsche Gesellschaft in Bremen 154
Diepholz, Grafschaft, derselben Geschichte 173. 632
Dimsdale 436
Dissenters, Streit über derselben Duldung 295
Douglas-Steward, Archibald, dessen Proceß mit dem H. v. Hamilton 353. 663
" " unglückliche Geschichte 354 f.
Drysen, Absonderungs- der Pflanzen 271
Duan, was es ist in Indien 264
Du carrel 425
Du Pin, dessen Briefwechsel mit den Erzb. Wake 303
" " Artikel zur Vereinigung der Französischen und Engl. Kirche 306
Dupleix, dessen Verrichtungen in Indien 107 f.
Dysenterie, Abhandlung davon 230

E.

Einlage, nach Bremischen Rechten 181
Einpfropfung. S. Kinderblattern
Eis, Naturgeschichte desselben 244
Ellis, John. 344
Empfindlichkeit gewisser Blüthen 607
Englischer Kaufmann, ein Lustspiel 405

Englische Neue Bücher 222. 403. 646
Eostra, Sächsische Göttinn 632

F.

Farben die aus Vermischung verschiedner Feuchtigkeiten entstehen 433
Fawkes, F. 442
Ferguson, Adam. 424. 431. 439. 371
Fieberrinde lindert das Podagra 197
Firminus ein Heiliger 620
Fitzgerald, Keane 191
Floh = Heuschrecken 87
Franklin, Benjam. 334. 556
Frankreich, Briefe betreffend dessen Anschläge in 1762 235
Friedrich August Herz. v. Braunschweig dessen Schrift 437
Frost, Erklärung desselben 243 f.
Fruchtbarkeit der Bäume zu befördern 191

G.

Gale, Benjam. 335. 337
Gallon, Kap. 202
Gebet bey Einpfropfung der Blattern 384
Gedichte, Engl. 655. 659. 667
Gehirn, dessen Zergliederung 5
= = ist ein Absondrungsorganon des Nervensafts ebend.
Genie, Abhandlung davon 439
Genst, daraus Leinwand zu machen 214
Geschlechter der Pflanzen, Beobachtung darüber 339
Gesicht, Vortreflichkeit desselben 530
Gesundheit, ein Gedicht darauf 666
Gewohnheit, Kraft derselben in einer Allegorie 595
Girardin, arbeitet vergeblich an Vereinigung der Franz. und Engl. Kirche 306
Glass. Dr 232

Glossarium ad Statuta Bremensia 638
Gottes Herrschaft und Regierung erkläret 142
Griffith 342
Gröning, Albertus 160
Großbritanien Handel und Finanzen desselben 225
Großmogul, wird von der Engl. Companie auf den Thron gesetzt 262 f.
Grundrisse von Predigten über die Episteln 182
" " ob und wie fern sie nützlich sind 183
" " Ursprung derselben 182
Guthrie, Historie von Schotland 235

H.

Haare, Structur und Wachsthum derselben 517
Halley, eine wunderliche Meinung desselben 254
Hamilton, Hugh. von den Ausdünstungen 328
" " Herzog, dessen Proceß mit Archibald Douglas 353 f.
Hanburg, Prediger 650
Handel und Finanzen von G. Britanien 225
Hanewinkel, Christian 160
Hannover wird eine Neutralität angeboten 131
" " wird von den Franzosen überschwemmet 567
Hanseatischer Bund, darin wir Bremen aufgenommen 158
Hanway, Jonas 435
Harles, Trophil Christoph 640
Harrison, Kapit. dessen entsetzliche Begegnungen auf einer Seereise 11 f.
de Hase, Cornelius, dessen Leben 680
" " Theodorus, dessen Leben 180
Häßlichkeit des menschlichen Körpers ein Versuch darüber 488
Hastenbeck, Schlacht daselbst 561
Hay, William, von der Häßlichkeit 488
von Hemessen, Gerhard 140
Heinrich II. in England, dessen Leben 647

Heinrich IV. in Fr. dessen Parallele mit Ludwig XIV. 501
Hering, Daniel Henrich 186
Hermanswagen, das Siebengestirn 625
Herrschaft und Regierung Gottes erkläret 142
Heymann, Augustinus 630
Hill, John 226. 436. 641
Hirsch, africanischer, dessen Beschreibung und Abbildung 481
Hoadly, Benj. streitet für die Duldung 298
Holwell, J. Z. 667
Homer, dessen Ilias in englischen reimfreien Versen. 235
Hoole, John 443
Hope, John, von der Rhabarbar 344
Houlton 420
Hoya, Grafschaft, derselben Geschichte 173. 632
S. Hulpe, ein eingebildeter Heiliger 155
Hume, Versuch der Maserbelze 380
Huxham, John 425
Hygrometer, ein neu erfundenes 371
Hypochondrie, Abhandlung davon 226. 641

J.

Jeffery 437
Jeffreys, George 659
Jennings, J. 428
Jesuiten verhindern die Vereinigung der Franz. und Engl. Kirche 308
Indien, Kriege der Engländer daselbst 106
Indianische Dinte, oder Tusch zu machen 204
Inschrift, eine Palmyrenische erkläret 345
Insecten und Mehlthau an den Bäumen zu vertreiben 209
Inquisitionsgericht, Lutherisches. Eine Satyre 170
Irland, Nachricht von den Unruhen daselbst 230
Italien, Beschreibung davon 222

K.

Kakkerlakken, ein Insect, Beschreibung und Tilgung derselben 524
Kalender der Seefahrenden 235
Kälte, Abhandlung davon 241
" " warum sie in Ländern von einerlei Breite verschieden ist 253
Kampfspiele im N. T. sehen nur auf die Lehrer 151
Kimber 439
Kinderblattern, Einpfropfung derselben vertheidiget 231
" " Gebetsformel dabei 384
" " Historie der Einpfropfung in Amerika 335
" " Einpfropfung in Indien 667
" " Suttonische Methode. S. Sutton.
Kirche, deren Regierung gebühret der Obrigkeit 293
Kirchenväter, apostolische, vertheidigt 288
Kirchengesangbuch, neues in Bremen 138
Kirchenlieder, derselben Verfasser und Nutze 165
Klapperschlange, deren Biß mit Salz geheilet 337
Kloster-Sevensche Convention 569
Kohl für Raupen zu bewahren 216
Koke, Joh. Karl 182. 642
Kolin, Schlacht daselbst 590
Komet von 1682 dessen Wiederkunft im J. 1759
" " zween neue 352
Krebs, Versuch über denselben 224
" " weicht nicht vor Schierling 340
Kreffting, Henrich, B. M. in Bremen 635
Krieg, der letzte, dessen Historie 106. f. 152. f.
Kukuk, warum er seine Eier nicht selbst ausbrütet 102
Kukuksspeichel, was er ist 86
Kupferstiche in Ansehung derselben 512

L.

Lampe, Fr. Ad. 643
Langhton, William 660

Langley, dessen Ilias in reimfreien Versen 235
Lardner 420
Lästerung wider den h. Geist, Abhandlung davon 234
Lebensgeister sind von dreierlei Art 8
Lehnverband Adams und Israels mit Gott 144
Leinwand aus Genst zu machen 214
Lewis, Dr. 204. 543
Lieder im höhern Chor erkläret 162
" " sind zum Gedächtniß der Erlösung aus Babel gesammlet 163
Liederbuch, neues zum Gottesdienst in Bremen 138
" " Nutze derselben beim Gottesdienste. 165
Littleton, Lord 647
Lovargue, Stephan 659
Ludlam, William 336
Ludwig XIV. in Parallele mit Henrich IV. 501
Lulofs, Prof. 348
Lustspiele, 5 Französische verdeuschet. 188
Lutherisches Inquisitionsgericht eine Satyre 170
Luxus, Versuch darüber 224
" " Für und wider denselben 430

M.

Macauley 421. 435
Mädchen das in 2 Jahren nichts gegessen noch getrunken 378
" " Zwo, geben sich vor ein paar Eheleute aus 395
Magen der Vögel hat eine besondere Lage. 103
Magneten, künstliche, auf eine neue Art zu machen 479
Manley, Roger, dessen Schriften 212
Mariotte von den Haaren 517
Marmontels Dichtkunst verdeutschet 187
Marriot, Georg 663
Martial, eine Stelle desselben gerettet. 348
Masern, derselben Einimpfung 380

Maskelyne, Nevil 664
Mehlthau an den Bäumen zu vertreiben. 209
Meier, David 186
Melone, wie sie zu ziehen 419
Mendez, Moses 667
Menschliche Körper hat nicht allezeit dieselbe Länge 485
Merrick, John 658
Messier. 352
Metastasio, dessen Werke verenglischt 443
Meteorologische und physicalische Wahrnehmungen 334
Mezzotinto, oder schwarze Kunst, Nachricht davon 514
Middleton, Conyer, beschämt den Erzbisch. Wake 290
Midgley, Dr. 213
Milzkrankheit, Abhandlung davon 226
Milzkraut, glattes, bestes Mittel wider die Hypochondrie 229
Mogol. S. Großmogul.
Molanus, Joh. dessen Briefe ꝛc. 636
Montague, Lady, Nachlese ihrer Briefe 351. 653
Moral. Einleitung in dieselbe, in Fragen und Antworten 161
Mosaische Arbeit, neue Art in Rom. 97
" " alte Art in Marmor, wird in Florenz nachgemacht 101
Mücke, wider derselben Stich 211
Münze der Kaiserin Crispina 347
Muscheln deren Gift und Cur 474

N.

Nasenhorn, dessen doppeltes Horn 348
Nepenthes, Wunderpflanze beschrieben und abgebildet 271
Neptuns und der Nache gemeinschaftlicher Altar 148
Nervensaft, deren Daseyn und Circulation behauptet 1. 3

Newton, Is. Anekdote von demselben 228
Noailles, Card. arbeitet an der Vereinigung der Franz. und Engl. Kirche 306. 308
Nonnen, Nicolaus, dessen Schriften. 141. 149. 161. 616. 620

O.

Observationsarmee in Deutschland. 136
Oelrichs, Gerhard 638
Oeyras, Graf von, dessen Charakter 652
Ordination und Consecration der Engl. Bischöfe 311
" " Presbyterianische, ob sie gültig sey 315. 319
Ostern, woher dieses Wort. 633
Ostra, eine sächsische Göttin 632
Ostindische Kompanie, Engl. erwirbt sich erstaunliche Reichthümer 269
" " macht eine grosse Reformation in Indien 257
" " vortheilhafter Friede mit dem Großmogul 264
" " Tadlung desselben 266
Oswald von der Religion 235
Overbeck, Joh. Ad. von den Bienen 166

P.

Palmyrenische Inschrift 345
Paoli, Pascal, Nachricht von demselben 445
Papstthum, Betrachtungen darüber 664
Paradies, der Zugang zu denselben durch Gewitter gesperret 153
Parson Dr. 348
Penn, James 661
Petitot, Johann, ein Schmelzmaler 519
Pflanzen, deren Absonderungsdrüsen 275
" " Beobachtungen über derselben Geschlecht 339

Pflug zur Ableitung des Wassers 213
Pharmocopoeia coll. med. Edenburg 168
Philosophische Transactionen 328
Phönicier bauen 300 Städte in Africa. 152
Physicalische und Meteorologische Wahrnehmungen 334
Pitt, William, vom Handel und Finanzen Großbritaniens 225
Plautus von Thornton übersetzt 236
Podagra, ein Palliatile bei demselben 197
" " hat seine periodische Abwechselungen. 198
Praag, Schlacht bei derselben 582
" " dessen vergebliche Belagerung 585
Prädilection, kan bei Gott Platz haben. 143
Presbyterianische Ordination wird für ungültig erkannt 319
Psalmen Davids sind nicht überhaupt geschickt zum Gottesdienst N. T. 139

Q.

Queckfilber vertreibt den Mehlthau und Insecten an den Bäumen 209
" " gefrieret zu Eis 252
" " ist heilsam bei Kinderblattern 335

R.

Rache und Neptun haben einen gemeinschaftlichen Altar 148
Radiren, Nachricht davon 513
Radzivil, Fürstin deren Heirathen 58
Rana arborea 88
de Rance, stiftet den Orden de la Trappe 655
Rathlef, Ernst Ludwig 173. 632

Raupen vom Kohl abzuhalten 216
Rechenkunst, allgemeine Regeln derselben 168
de Rees ebend.
Regierung und Herrschaft Gottes erkläret 142
Reich G. des Vaters und des Sohns sind zu unterscheiden 146
Reichenberg, Schlacht daselbst 581
Rhabarbar, wahre, in Edenburg gezogen 344
von Rheden, Johannes und Caspar, Vater und Sohn, beide sind Burgermeister in Bremen, deren Leben 181
Rigabello 389
Rigal, Rigol ein musicalisches Instrument. 387
Riccoboni, Mad. 425
Rode, Johann, Erzbischof von Bremen 178
Ruhr, rothe, Abhandlung davon 230
Russel, Thomas 424
Russen, haben die Blattern leidlich 234
Russisches Dampfbad ebend.
Rynsbarg und Schenen Bremische Chronik 176. 178

S.

Sächsische alte Landsgesetze, derselben Historie. 174
" " wie sie wieder aufzuspüren ebend.
Sacramenten, dazu haben alle Glieder der Kirche ein Recht 146
Saintfoix 436
Salisbury, Gräfin, eine Tragödie 666
Salz heilet den Biß der Klapperschlange 337
Sammlung für den Verstand und das Herz 645
Saunderson, ein Blinder, versteht die Optic 535
Schauspiele verdammet 403
Schenen und Rynsbarg alte Bremische Chronik 176. 178
Schierling heilet den Krebs nicht 340
Schmelzmalerei 519

Schotlands Historie 235
Schule der Vormünder ein Schauspiel 231
Schumacher, Albertus, dessen Leben 179
Schwagers Untersuchung des Lutherischen Inquisitions-gerichts 170
Schwämme, Natur und Formation derselben 391
Schwarze Kunst auf Kupfer Nachricht davon. 514
Schweine geschwind fett zu machen 220
Schwitzen stark empfohlen bey den Kinderblattern 232
Seele, Entwurf der Erkenntniß und Vermögen derselben 235
Seife im Falle der Noth zu machen 219
Sharp, Samuel, dessen Reise durch Italien. 222
" " Gregory 652
Sinaitischer Bund erkläret 144
Sittenlehre, Einleitung in dieselbe
" " J. C. und der Apostel 642
Sobieski, Johannes, K. v. Polen, Beschluß dessen Lebens 41
Somersham-Wasser 346
Sonnenfinsterniß von 1765. 345. 348
Sonnenzeiger, Warnung bei Stellung desselben 432
Sonnetten allerneuste 183
Sorbonne will sich mit der Englischen Kirche vereinigen 306
Spanier, derselben Stolz 426
Spa-Wasser, desselben Untersuchung. 336

Spion, der Türkische, dessen Verfasser 212
Statuta Bremensia, glossarium dazu 638
Steele, eine Anekdote von demselben 82
Stein im Menschen, dessen Kern eine Weizenähre 202
Stern, Philipp 647
Stötzer, Siegfr. Christ. verfertigt neue Kirchenmelodien 138
Stuart, James 425
Stumme und Taube zu kuriren. 375
Styles, Eyles, von Vergrößerungsgläsern 338
" " vom Pflanzengeschlechte 339
Succulae sidereae 624
Sujah Dowla, dessen Verhandlungen mit der Engl. Ostind. Kompanie. 263
Sutton Methode bei den Kinderblattern vertheidigt 232. 659
— — verworfen 661. 662
Swift, Jonathan, ein ihm errichtetes Denkmahl 77
Swinton, John. 345. 347

T.

Taube und Stumme zu kuriren 375
Theokrit verengliscbt 442
Thiere lebendige in Holz, Stein ꝛc. 210
Thierlein sollen die Ursache ansteckender Seuchen seyn 394
Thornton, dessen übersetzter Plautus. 236

Tiling, Eberhard, über die Lieder in höhern Chor 162
Tissot, Johann 625
Tomlinson, T. 659
di Torre, dessen Vergrößerungsgläser. 338
de la Trappe, Nachricht von diesem Orden. 653
Treviranus, J. F. 613
Türkischer Spion, dessen Verfasser 212
Tursello ein musicalisch Instrument 389
Tusch zu verfertigen 204

U.

Vare, eine Art Fehmgericht 179
Velthusen, Johann Casper, vom h. Abendmahl. 169
Venus, derselben Durchgang durch die Sonnenscheibe 1769, 344
Vergrößerungsgläser neue in Neapel. 338
Undankbarkeit, abscheuliches Beispiel davon 30
Vögel, deren Magen hat eine besondere Lage 103
Vogelleim, damit Wespen und Horniſſe zu tilgen 210
Voltaire, Nachricht von demselben 200. 223
Ueppigkeit, Versuch darüber 224

W.

Wachsthum, übermäßigen der Fruchtbäume zu hemmen 191
Wage, von neuer Erfindung 336

Wake, Will. Erzb. von Canterbury, dessen Leben 279 f.
Walker, Dr. 215
Warburton 420
Warner 421
Wasser, experimental Historie desselben 543 f.
Weltmaschine, neue 527
Westerman, Johannes, Sonnettenmacher. 183
Wildeman, kan den Bienen befehlen 217
de Witt, Cornelius 186
Wittwenpflegeschaft in Bremen 643
Woll, Richard 650
Wörterbuch Bremisches 527
" " der Bienenzucht 166
Wörterbücher, reale, vertheidiget 168
Wunderpflanze, beschrieben und abgebildet 271
" " liefert eine Menge Wassers 276
" " wie sie hier kan gezogen werden 277
Wunderwerke, Gedanken darüber. 649. 651

Z.

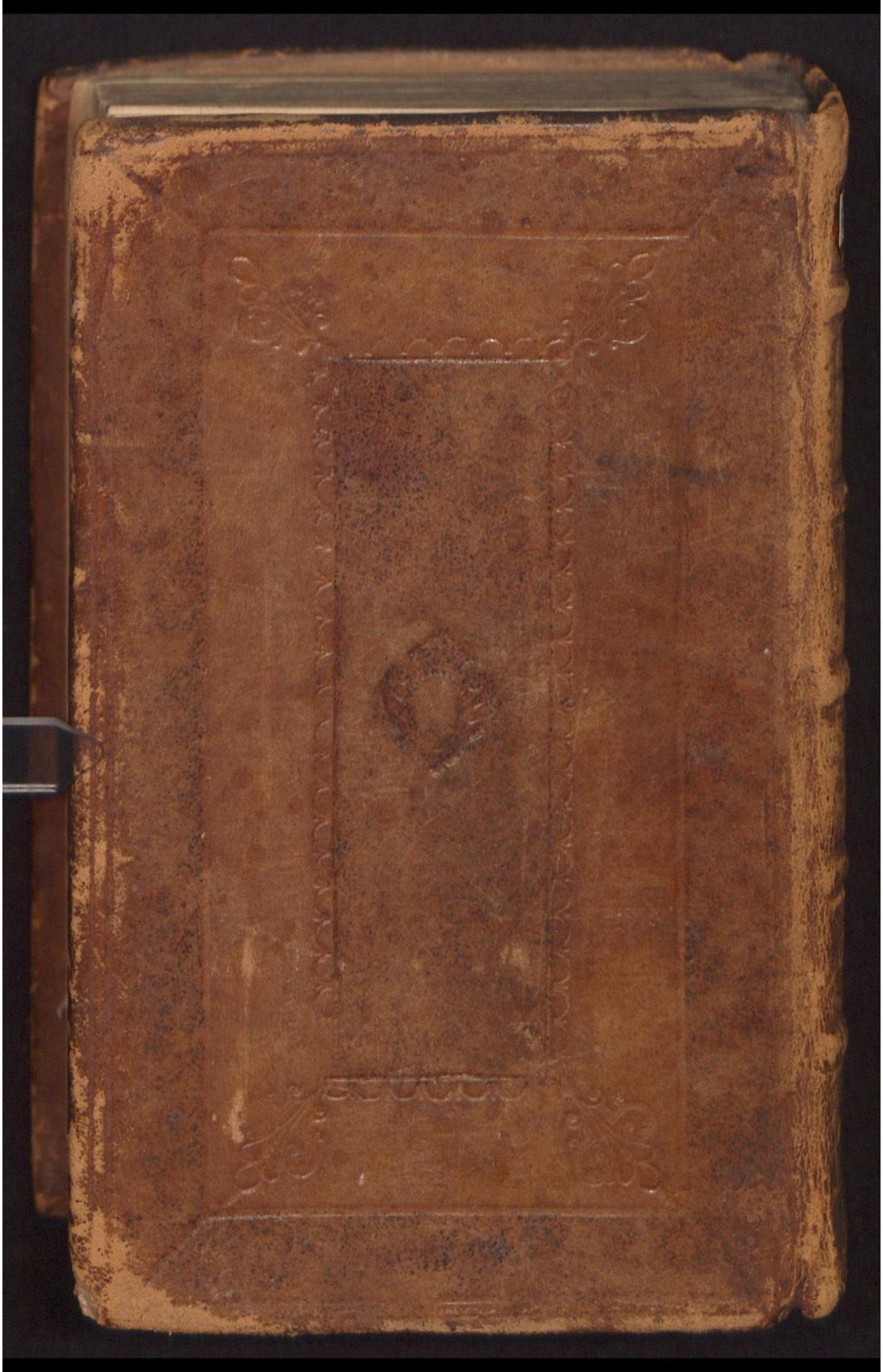
Zinn, gediegenes wird ausgegraben. 349

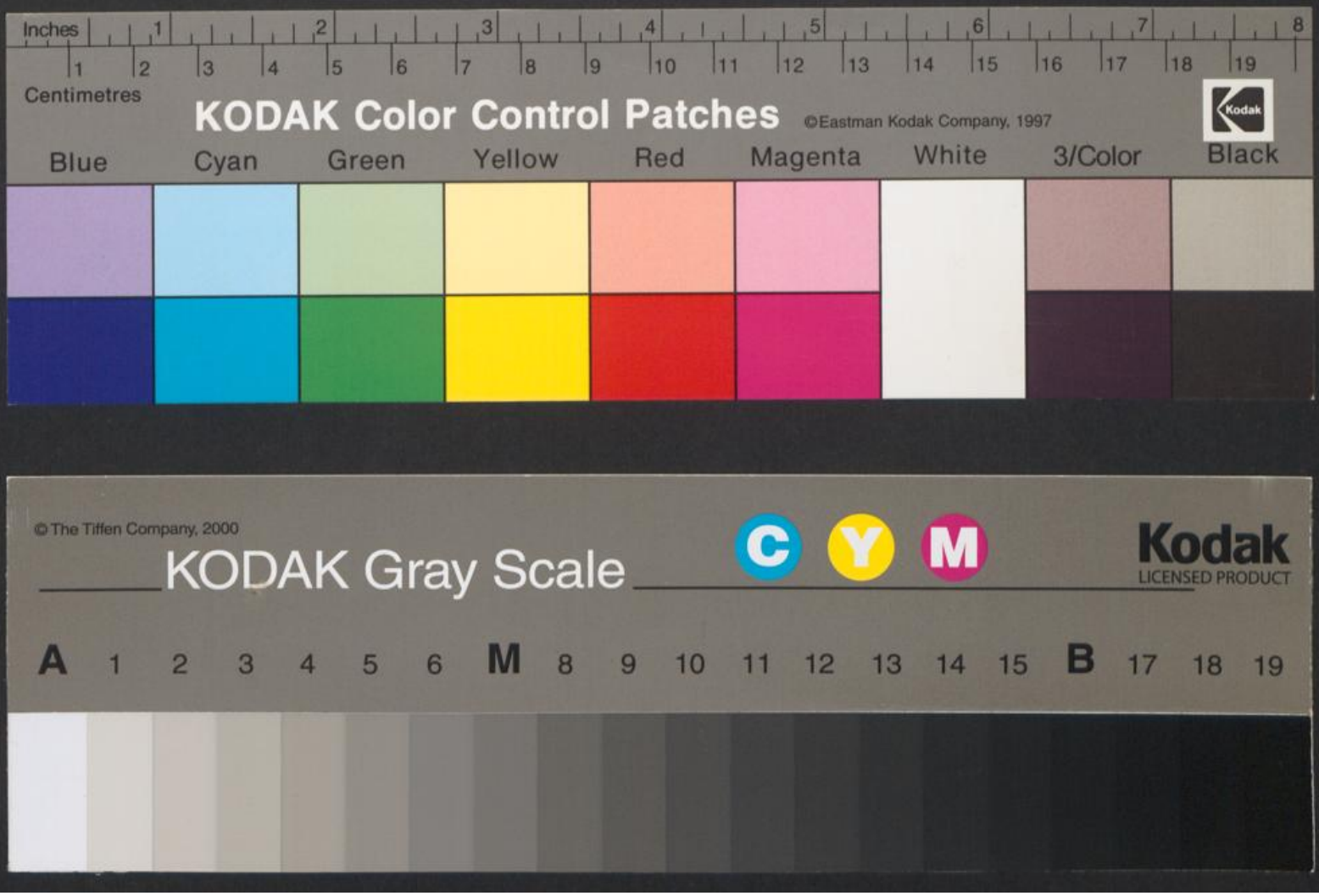
Vornehmste Druckfehler.

Seite.	Zeile.	
6	27	rindenartige.
19	20	wären.
23	7	die Freude.
31	18	entstehlen.
39	25	dich
48	20	bekleidet.
53	24	Gerüchte.
60	6	Neuburg.
86	10	Kukuksspeichel.
88	7	hat.
91	2	Briefes.
100	2	bewundernswürdige.
108	9	ärgste.
116	22	fast Knietief.
127	7	Flüsse.
129	24	Zweig.
137	9	jeden Bande.
—	18	im ersten Bande.
146	24	Gnadenbundes.
162	26	שירי המעלות.
163	19	aus dem.
170	1	den.
—	3	des Bekenntnisses.
176	7	Renners.
188	23	Commentarii.
199	2	specifischen.
202	16	Havre.
202	2	nach.
214	23	niedersächsischen.
231	1	School.
243	9/10	der Grad der Kälte.
244	letzte	schnelle Frieren.
259	10	verweislich.
166	17	Brechung.
277	15	bufhel.
291	4	faithful.
324	16	Gibson.
343	14	Wirkungen.
346	15	Okerfarbe.
347	19	otto.
351	19	Funken. Eigenschaften.
356	7	le Brun. So mehrmalen.
380	2	Cook.
384	13	Cooks.
386	17	mögen. Ist auszulöschen.
391	11	eine. Ist auszulöschen.
401	4	Whitechapel.
403	11	Methodistischen.
405	11	Ecossoise.
411	25	Mönchen.
414	10	Mußte.

Seite.

Seite.	Zeile.	
415	22	dieser: Theuerste.
428	16	frolicks.
438	3	und hat — rühmlichere.
449	24	Meuchelmörder.
453	19	Gerichte.
461	24	sind seine
466	7	Cyrnäus
475	4	Chalybrat.
494	14	Maaße.
—	21	Fußschemel.
515	9	Malerei.
532	21. 22	Berges auf Teneriffe.
537	16	würde er so.
553	18	Limburg.
572	letzte.	wollen uns.
602	23	Musse.
648	2	Edwards.
653	1	additional letters
656	16	repeal.
660	25	sleepy.
666	10	das *) gehöret nach Zeile 7.




Inches
1 2 3 4 5 6 7 8
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19
Centimetres
KODAK Color Control Patches
©Eastman Kodak Company, 1997
Kodak
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black
© The Tiffen Company, 2000
KODAK Gray Scale
C
Y
M
Kodak
LICENSED PRODUCT
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19